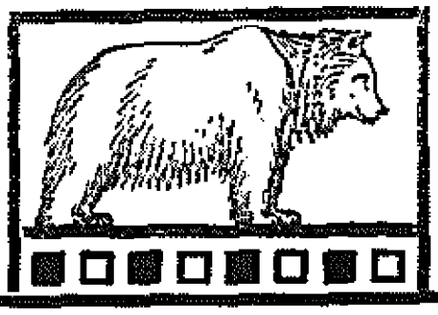
M. W. Noworusski

Achtzehneinhalb Jahre hinter russischen Kerkermauern

Schlüsselburger Aufzeichnungen

Aus dem russischen Manuskript
übertragen und eingeleitet von
Luise Flachs-Fokschaneanu

Mit acht Lichtdrucken



B. Behrs Verlag, Berlin 1908

Noworusski nach Verlassen der Schlüsselburg

Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt.

		Seite
	Vorwort	VII
I.	Kapitel. Warum und wie ich nach Schlüsselburg kam	1
II.	Kapitel. Die ersten Schritte	29
III.	Kapitel. Beginn der Geselligkeit und der gewerblichen Tätigkeit	76
IV.	Kapitel. Die Blütezeit des wirtschaftlichen und geselligen Lebens	113
V.	Kapitel. Eine Ausnahmeperiode	154
VI.	Kapitel. Geistige Nahrung	176
VII.	Kapitel. Äußere und innere Beziehungen	207
VIII.	Kapitel. Der Inhalt unseres Lebens	240
IX.	Kapitel. Fazit des politischen Gefängnisses in Schlüsselburg	272
X.	Kapitel. Aus Schlüsselburg in die Freiheit	281

Vorwort.

Michail Wassiliewitsch Noworusski, der Verfasser der vorliegenden Aufzeichnungen, war kein Rufer im Streit für Rußlands Freiheit. Offen und ehrlich bekennt er es und er spricht mit Bewunderung, ja mit Ehrfurcht von den Anderen, die sich so opfermutig in den Dienst der Befreiung ihres Volkes gestellt haben.

„Ich war der Kategorie der wichtigsten Staatsverbrecher zugeteilt", erzählt er, „dabei denkt jeder an irgend eine tragische Handlung, an irgend eine Verschwörertätigkeit, worauf ein solches administrativ-gerichtliches Ende folgte. Leider kann ich mich dessen nicht rühmen und ich darf wohl sagen: in meiner Vergangenheit gab es keine politische Vergangenheit."

Und doch 18½ Jahre Einzelhaft im Schlüsselburger Gefängnis, fast siebentausend Tage der Freiheit beraubt! Und doch der schönste, beste Teil seines Lebens, die Jugend mit ihren Idealen, Hoffnungen und Träumen in dumpfer Kerkerluft begraben!

Im März 1887 wurde Noworusski, nachdem er kurz vorher die geistliche Akademie mit dem Titel eines Kandidaten beendet hatte und zum „Professor-Stipendiat" ernannt war, infolge einer Verdächtigung, an dem Attentat auf Kaiser Alexander III. teilgenommen zu haben, verhaftet,

in dem Prozeß der „Fünfzehn“ in Petersburg zum Tode verurteilt und hierauf zu lebenslänglicher Zwangsarbeit begnadigt.

Sein politisches Verständnis ging damals nicht über die Sympathien hinaus, die er für die Bauern seines Dorfes, für schwer arbeitende Menschen überhaupt hatte.

„Meine politische Erziehung,“ so scherzt er, „erhielt ich erst in Schlüsselburg, wohin ich durch die besondere Liebenswürdigkeit P. N. Durnowo's zu meiner weiteren Ausbildung geschickt wurde.“

Michail Noworusski, 1861 im Dörfchen Nowoja Russa im Nowogoroder Gouvernement geboren, entstammt einer Familie von Landgeistlichen, deren Leben sich nur wenig oder gar nicht von dem der armen Bauern zu unterscheiden pflegt. Not und Armut waren seine ersten Erzieher und der Tummelplatz seiner Kindheit die Dorfstraße, die Wälder und Felder, wo er sich mit einer Schar von Bauernkindern oft tagelang umhertrieb. Aber auch diese Freuden konnte er nicht immer genießen, denn er mußte, obgleich nicht der älteste unter den 13 Geschwistern, die jüngeren warten und pflegen, wenn die Eltern auf dem Felde arbeiteten.

Gemäß der Tradition in der Familie wurde er später in die geistliche Schule gebracht. Als er diese und das Seminar vollendet hatte, kam er im Jahre 1882 als der „Orthodoxe“ oder der „Mystiker“, wie ihn die Seminarkameraden nannten, auf die geistliche Akademie nach Petersburg, wo er seine Studien auf Staatskosten im Jahre 1886 absolvierte. „Ich habe seit meinem 17. Lebensjahre,“ wie er sagt, „wenn man den Aufenthalt von 18½ Jahren in Schlüsselburg mitrechnet, ungefähr 28 Jahre als Pensionär des Staates gelebt — ich hatte also, wie Sie sehen, noch nicht recht Zeit, irgend eine Rolle im gesellschaftlichen Leben zu spielen oder mich als Revolutionär zu betätigen.“

Tief ergriffen liest man in seinen Schilderungen, was er während der langen Jahre der Gefangenschaft gelitten, ge-

dacht und gefühlt hat. Ruhig, mit einem leisen Lächeln überschaut er den zurückgelegten qualvollen Weg. Nicht selten aber steigt aus der Tiefe der alte Groll, entringen sich seiner Brust ein Aufschrei, eine bittere Anklage gegen die Unbill und Grausamkeit, gegen die rohe Willkür, die er und seine Schicksalsgenossen erduldet haben. „Über unserm Höllentor war die Dante-Aufschrift nicht zu lesen.“

Welches Märtyrertum! Und wie stark und frei bleibt der Geist, wie reich ist sein inneres Leben in dieser engen, dunklen Kerkerzelle! Geistige und körperliche Arbeit, der unermüdliche Kampf gegen die Gewalttäter und ihre unmenschlichen Instruktionen stählen ihm den Willen und die Kräfte. Und wenn Zweifel an der Erlösung von den Qualen über ihn kommen, wenn Schwermut und Verzagtheit die Seele befallen, hilft eine plötzlich aufleuchtende Hoffnung, sie bekämpfen, und aus all dem Leid erhebt sich der unerschütterliche Glaube an den Sieg der Wahrheit und Gerechtigkeit. „Genosse, glaube: es wird das Morgenrot der goldenen Freiheit kommen!“

In der Einsamkeit, in der Totenstille des Gefängnisses erobert sein unersättlich forschender Geist immer neue Gebiete des Wissens, findet er den Weg zu seiner inneren Befreiung.

Und seine Energie versiegt nicht. Rastlos kämpft er immer weiter und bewahrt sich in der drückenden, sonnenlosen Gendarmensphäre die Frische und Reinheit des Gemütes. Ein gesunder, ungebrochener Mensch — so tritt er nach 18½ jähriger Einzelhaft aus seiner Steinhöhle mit ehrfurchtsvollem Schauer in die freie, herrliche Gotteswelt. Ihm schwindelt, er taumelt. Aber nur einen Augenblick, und er schreitet tapfer weiter und er freut sich wie ein Kind, als er die ersten Kinder erblickt, freut sich über jeden Stein, über das dunkle Wasser der Newa, über die tausend Wunder der schönen Schöpfung, die er jetzt erst zu begreifen glaubt. In ihm jubelt und jauchzt es. Er findet

die schweren Jahre in Schlüsselburg nicht fruchtlos verbracht. Sie waren für ihn die Lehrjahre.

„Und so lang du Das nicht hast,
Dieses „Stirb und werde!“
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunkeln Erde.“

Uralt, ewig ist das Menschenleid — was es aus uns macht, darauf kommt es an. Noworusski ist kein Besiegter. Der bittere Kelch ist von ihm gegangen.

Luise Flachs-Fokschaneanu.

Berlin, im Februar 1908.

Erstes Kapitel.

Warum und wie ich nach Schlüsselburg kam.

I.

Ich muß vor allem die Frage berühren, warum ich eigentlich nach Schlüsselburg gebracht und dort 18½ Jahre festgehalten wurde. Allein ich gehe daran etwas zaghaft.

Ich war der Kategorie der „wichtigsten Staatsverbrecher" zugeteilt, wurde zum Tode verurteilt und zu „lebenslänglich" begnadigt. Dabei denkt jeder unwillkürlich an irgend eine tragische Handlung im Kampfe für die Freiheit, an irgend eine Einzelheit einer Verschwörertätigkeit, an irgend eine organisatorische Tat, worauf ein solches administrativ-gerichtliches Ende folgte! Leider kann ich mich dessen nicht rühmen und ich darf wohl sagen: In meiner Vergangenheit gab es keine politische Vergangenheit.

Ich hatte die geistliche Akademie in Petersburg mit dem Titel eines Kandidaten beendigt und ward als einer der besten Zöglinge zum „Professor-Stipendiat" ernannt, d. h. ich hatte die Anwartschaft auf einen Lehrstuhl an der Akademie.

Meine nächste Aufgabe bestand darin, eine Dissertation zu schreiben; das Thema war der jetzt schon vergessene deutsche Philosoph und Psychologe Benecke. Das war im Jahre 1886.

Fast bis 1885 lebte ich zurückgezogen im Akademiegebäude, niemand bekannt, und ohne selbst jemand zu kennen, und „förderte die Wissenschaft“. So bezeichneten wir Studenten scherzweise unser Studium, dem ich mich mit der Leidenschaft eines Neophyten hingab. Es hatten sich mir vor kurzem weite Gebiete des Wissens in ihrem ganzen Umfang erschlossen, auf denen ich ein Laie gewesen war, und ich erkannte zum erstenmal, daß die Seminarbildung, die ihren Adepten die Selbsttäuschung und die hochmütige Verachtung der „verlogenen Vernunft“ einimpfte, nichts taugte. Und als ein von Natur aus wißbegieriger Mensch mit einem nicht beschränkten Kopf befriedigte ich gierig durch Lesen den spät erwachten Wissensdurst.

Um diese Zeit drang zu mir ganz zufällig das Gerücht, daß meine Landsleute (Nowgoroder), Studenten verschiedener Lehranstalten in Petersburg, von neuem ihre „Landsmannschaft“ organisierten, die aus irgend einem Grunde kurz vorher auseinandergefallen war. Durch das natürliche Streben nach Geselligkeit angespornt und vielleicht nach Betätigung „lechzend“, trat ich zum erstenmal in die Arena der gesellschaftlichen Tätigkeit.

In studentischen und landsmännischen Kreisen Bekanntschaft machen war das Ergebnis einiger Wochen. Ein halbes Jahr später war ich bereits Kassierer bei meiner selbstverständlich geheimen, „unterirdischen“ Landsmannschaft.

Damals galt es für eine verbotene, um jeden Preis geheim zu haltende Handlung, daß von den Mitgliedern Beiträge von je 25 Kopeken monatlich erhoben, und die gesammelten Groschen an die Notleidenden unter unseren Kameraden verborgt wurden. Da diese „Zusammenrottung“ geheim war, erschien sie eben dadurch als „verbrecherisch“. Wir naiven Seelen ahnten nicht, daß wir ein gefährliches Spiel trieben und dicht an der Grenze der „politischen Tätigkeit“ standen.

II.

Die Politik hatte bereits tatsächlich auf uns gelauert. Zu Anfang des Jahres 1886 bildete sich „der Bund der Landsmannschaften“, wie er vielleicht schon ein dutzendmal sich organisiert hatte. Diese Vereinigung stellte unter anderen ihrer Ziele wie: „Selbstbildung“, „Hilfskasse“, „Bibliothek“, auch — es ist schrecklich, zu sagen — „die Erziehung zielbewußter Revolutionäre“ als solches auf.

Ich spreche davon mit einer gewissen Ironie, weil es tatsächlich keine „Erziehung“ gab; nur selten wurden Versammlungen von Deputierten der Landsmannschaften abgehalten, und sie verliefen ziemlich träge und eintönig. Man muß für diejenigen, die nach uns kamen, hinzufügen, daß damals die Zeit des völligen Verfalles der revolutionären Bewegung war. Der Zusammensturz der Partei war soeben erfolgt. Wer heil davonkam, flüchtete ins Ausland. Es gab weder neue noch alte verbotene Literatur. Die Jugend von damals glich der Jugend von später, d. h. sie hatte ideale Gesinnungen und vornehme Bestrebungen. Aber sie allein konnte selbständig nichts vollbringen, und kein einziger Agitator hätte ihr revolutionäre Tatkraft einflößen können. In der Gesellschaft aber reichte der Mut nicht einmal zur Eröffnung von neuen Volksschulen hin und sie wagte nicht, den Widerstand der Verwaltungssphären in dieser Hinsicht zu bekämpfen, die offen eine feindselige Haltung gegen die Volksbildung einnahmen.

Während ich diese Zeilen schreibe, feiert die Reaktion ihren Sieg durch Grausamkeit und Blindheit, die jeder Reaktion eigen sind. Die versprochenen Freiheiten wurden nicht gegeben, und jede Äußerung von Opposition wird für ein Staatsverbrechen angesehen. Jetzt wie früher lebt man in Rußland wie in einer Folterkammer. Aber wer die achtziger Jahre, die Zeit unserer Jugend, nicht selbst mit-

erlebt hat, kann sich einen so schrecklichen Druck nicht vorstellen, einen solchen Übermut des eigenmächtigen Verfahrens, jener abgrundtiefen wilden Willkür, die damals gravitätisch und gewaltig herrschte.

Die russische Studentenschaft hat nachher alles erlitten: Knute und Hinrichtung, — ohne von den zahllosen Verschickungen uud Verbannungen zu sprechen. Und dennoch waren die Studenten nie auf jedem Schritte so von Netzen umstellt wie zu meiner Zeit. Es genügt zu sagen, daß in jeder Wohnung, in der mehr als sechs Menschen zusammentrafen, die Polizei erschien, die Zusammenkunft als „Versammlung" erklärte, die Namen der Versammelten aufschrieb und ihres Amtes waltete.

Die oben erwähnten Deputiertenversammlungen wurden mit der äußersten Vorsicht einberufen, und es kamen auch niemals mehr als 12 Teilnehmer zusammen.

Liest man jetzt in den Zeitungen von Studentenorganisationen und stößt man z. B. auf die Mitteilung, daß für heute eine Versammlung von 28 Landsmannschaften in den Universitätssaal einberufen ist, so kann man es vor freudiger Verwunderung kaum fassen. Es schnürt sich einem unwillkürlich die Kehle zusammen, wenn man an seine begrabene Jugend denkt, und unwillkürlich ruft man aus: „Gott, wenn das in unserer Studentenzeit möglich gewesen wäre!"

Deshalb erwähnte ich nicht ohne Ironie die „Erziehung zielbewußter Revolutionäre", welche nicht mehr als 12 heimlich versammelte Studentendeputierte zu Wege bringen konnte. Bloß in den Augen der Polizei der damaligen Zeit konnte eine solche Vereinigung als eine „Tat" erscheinen, die eine grausame Strafe verdiente. Und nur von diesem Standpunkte der Zeit aus kann man begreifen, daß ich am meisten durch die Tatsache belastet wurde „daß viele Leute zu mir kamen".

Die einzige Tat, die unsere Vereinigung organisierte, war die Totenmesse für Drobroljubow auf dem Wolkowfried-

hof bei der 25jährigen Wiederkehr seines Todestages am 17. November 1886. Die Messe fand eigentlich nicht statt, weil die Polizei davon Wind bekommen hatte und uns nicht zum Friedhof ziehen ließ. Als wir aber in geschlossenen Reihen zurückgingen, in der naiven Hoffnung, bis zur Kasan-Kathedrale gelangen und da die Messe abhalten zu können, wurden wir in der Sigowka von Kosaken unter dem Befehl des Polizeichefs von Petersburg, Gresser, umzingelt. Nachdem er uns etwa zwei Stunden im feuchten Wetter festgehalten hatte, ließ er uns auseinander gehen. Man verhaftete, wenn ich nicht irre, ungefähr 30 Personen, die mit der Polizei in Streit geraten waren; die meisten von ihnen wurden aus Petersburg verschickt.

III.

Bald nach dieser „Demonstration" erließ man Proklamationen an die russische Gesellschaft, die auf der Post mit Beschlag belegt wurden. Doch wußte ich davon nichts bis zur Gerichtsverhandlung, wo sie im Anklageakt vorkamen als Beweise für die Tätigkeit der „terroristischen Fraktion", welche die Regierung herausgefordert hatte und gleich nach dem 17. November an das verbrecherische Attentat auf das Leben des Kaisers Alexander III. geschritten war.

Später erfuhr ich, daß diese offizielle Darstellung der Wahrheit absolut nicht entsprach. Wann und wie der Anschlag selbst entstand, war mir völlig unbekannt. Ich war darin bis zum 7. Februar 1887 nicht eingeweiht und spielte gar keine Rolle bei seiner Ausführung.

Als einer der Deputierten im Verband der Landsmannschaften machte ich u. a. bei den Versammlungen Bekanntschaft mit dem Universitätsstudenten A. J. Uljanow. Er war ein in jeder Hinsicht ungewöhnlich sympathischer Mensch. Von ihm ging etwas besonders Reines und Vornehmes aus; von der ersten Begegnung an mußte man für ihn

eine aufrichtige, herzliche Zuneigung gewinnen. Er überragte die anderen durch seine geistigen Vorzüge und fiel durch seine außerordentliche Bescheidenheit auf. In den Studentenangelegenheiten spielte er offenbar eine bemerkenswerte Rolle, und man schenkte seinen Äußerungen eine besondere Aufmerksamkeit.

Da ich aber selten mit ihm zusammenkam, und das auch nur in den Versammlungen, von denen zwei in seiner Wohnung und eine bei mir stattfanden, so gelang es mir nicht, ihm näher zu treten. Wenn ich diesen Menschen, den ich wenig kannte, auf Grund eines rein instinktiven Gefühls für ihn so charakterisiere, bin ich vor dem Vorwurf freundschaftlicher Parteilichkeit sicher. Selbstverständlich war in unseren Versammlungen von einem Attentat nicht die Rede, und bis zum 7. Februar ahnte ich nicht einmal, daß sich Uljanow außer mit den Angelegenheiten des Studentenverbandes auch noch mit anderen Dingen befaßte.

Die Verbandsversammlungen fanden seit Beginn des Jahres 1887 seltener statt, man besuchte sie nicht pünktlich, und sie starben wahrscheinlich eines natürlichen Todes. Ich persönlich aber beschäftigte mich friedlich mit meiner Dissertation und sah selbst meine Landsleute selten, da ich mein Kassiereramt einem anderen übergeben hatte.

Am 7. Februar ließ Uljanow mich fragen, ob man in meiner Wohnung drei ihm noch fehlende Pfund Dynamit herstellen könnte, das früher an einem anderen Ort fabriziert wurde; es wäre jetzt unbequem, dort die Arbeit fortzusetzen. Auch bei mir war es nicht bequem, und ich lehnte ab, womit ich ihn offenbar kränkte. Im Gespräch erwähnte ich u. a., daß ich in den nächsten Tagen meine Sommerwohnung in Pargolowo beziehen wollte, um dort billiger leben und ungestört studieren zu können. Die Wohnung gehörte der Landhebamme M. A. Ananin. Sie war auch meine Wirtin in Petersburg, wo ihre Tochter Lydia Iwanowna am Lehrerinnenseminar studierte. Ich

kannte die Wohnungsverhältnisse in Pargolowo nicht und richtete daher eine diesbezügliche Anfrage an M. A. Ananin. Als ich ihre Zustimmung für Uljanow erhielt, vereinbarte ich mit ihm, daß er sein ganzes Laboratorium in mein Zimmer bringen, und daß ich es mit den Möbeln und Küchengeräten nach Pargolowo schicken würde, zu deren Beförderung schon Fuhrwerke gemietet waren. Das Laboratorium wurde auch zu mir gebracht, aber nicht von Uljanow, sondern von Kantscher, den ich nie vorher gesehen hatte, und der später sowohl mich wie viele andere, die mit mir gemeinsam vor Gericht standen, verraten hat. Uljanow selbst habe ich bis zur Anklagebank nicht mehr gesehen. Er reiste für einige Tage nach Pargolowo, bereitete das Nötige vor, reiste wieder ab und ließ dort nicht nur sein Laboratorium, sondern auch einige Unzen Nitroglyzerin zurück, die ihm überflüssig erschienen, und die er der Obhut der M. A. Ananin überließ. Sie nahm wahrscheinlich an, daß ich darüber mit Uljanow eine Vereinbarung getroffen hatte. Als ich dorthin übersiedelte, war ich selbst überrascht, und ich beschloß, hierüber von Uljanow bei meiner nächsten Reise nach Petersburg Aufklärung zu verlangen.

Aber diese Reise sollte sich nicht verwirklichen, weil ich am 3. März verhaftet wurde „auf Grund von unleugbaren Schuldbeweisen“.

Als einer, der nicht zur Organisation gehörte, hielt ich es für völlig unangebracht, mich an Uljanow mit irgend welchen Fragen über die Einzelheiten des vorbereiteten Attentats zu wenden. Uljanow hätte mir auch gewiß nicht geantwortet — nach der elementarsten Regel einer jeden Verschwörung: „jeder darf nur das wissen, was er selbst tut“. Ich war der Meinung, daß ich eigentlich gar nichts beginge, sondern die ganz passive Rolle einer Vermittlungsinstanz spielte, indem ich eine Wohnung, die nicht einmal die meinige war, zur Verfügung stellte. Eine solche Rolle zu übernehmen, hätten sich, soweit ich die damalige

Stimmung kannte, viele meiner Bekannten gern bereit erklärt, selbstverständlich, wenn ihnen die Gefahrlosigkeit verbürgt worden wäre.

IV.

Da die Wohnung, in der die Bombe selbst und das andere Dynamit fabriziert wurden, nicht entdeckt war, und man zur „Abrundung" der Sache beweisen mußte, daß sie tatsächlich aufgefunden war, so war unserer Wohnung beschieden, die Verantwortung zu tragen sowohl für das, was in derselben geschehen, wie auch für das, was nicht geschehen war.

Die Gendarmerieuntersuchung unterscheidet sich ja darin von der gerichtlichen, daß sie unenthüllbare Geheimnisse einfach nicht zugibt. Wo keine Beweise vorhanden sind, erfindet man sie auf Grund „innerer Überzeugung", und bei dieser Arbeit überschreitet man nicht bloß alle Grenzen des gesetzlichen oder moralischen Rechts, sondern sogar die der einfachen elementaren Anständigkeit. Und dazu, daß meine Wohnung als Ort der Bombenfabrikation verdächtigt wurde, habe ich noch selbst in meiner wirklich kindlichen Naivetät beigetragen, und zwar so: in der Festung, in der ich am Tage nach der Verhaftung untergebracht wurde, blieb ich keine volle Woche. Ich bekam einen Nervenanfall und wurde dann in das Voruntersuchungsgefängnis gebracht.

Bei der Vernehmung sagte Kotljarewski,[1]) er wäre es gewesen, der wegen meiner Erkrankung meine Entfernung aus der Festung bewirkt hätte, in der Überzeugung, dies würde mir gut tun. In der Tat aber brachte er mich

---

[1]) Der Unterstaatsanwalt, der damals in Petersburg mit dem Direktor des Polizeidepartements P. N. Durnowo, die Untersuchung der politischen Angelegenheiten leitete. Wir waren früher im Hause eines Erzpriesters zusammengetroffen und seine Teilnahme konnte ich als Aufmerksamkeit für mich deuten.

dorthin zu A. P. Ostroumow, der sich als ein Verräter entpuppte und als solcher vielen Südrussen zu jener Zeit bekannt war. Er lehrte mich natürlich das „Klopfen“, ich zeigte eine schnelle Auffassung, und nach einer Woche plauderten wir bereits. Auf meine Frage, weshalb er hier wäre, erwiderte er mit der Kürze, welche die Art des Gespräches selbst und meine geringe Übung darin erforderten: „Wegen Bomben.“ Ich beantwortete seine Frage ebenso: „Ich auch wegen Bomben.“ Mehr zu sagen oder zu erklären, wie weit meine Beziehungen zur Bombenangelegenheit gingen, dazu kam ich nicht. Außerdem entsinne ich mich, nicht ohne Absicht diese Antwort unaufgeklärt gelassen zu haben. So schien es mir wirkungsvoller. Seine Wißbegierde für meine Angelegenheit bewies er mit solcher Offenherzigkeit, daß nur ein so unerfahrener Vogel, wie ich, ahnungslos so lange Gespräche mit ihm führen und erst nach dem Verlassen Schlüsselburgs seine echte Spionsphysiognomie erkennen konnte. Bald nach diesem „Geständnis“ war tatsächlich gegen mich eine Anklage wegen Bombenfabrikation nach allen Regeln der Gendarmerieuntersuchungskunst aufgebaut.

In meiner Wohnung befanden sich einige Dutzend Bücher, der größte Teil aus der akademischen Bibliothek. Ich kannte alle sehr gut nach ihrem Einband. Gleich bei einem der ersten Verhöre zeigte mir Kotljarewski eines meiner Bücher, ich glaube, „Physiology of common life“ von Lewes, und fragte: „Gehört das Buch Ihnen?“ Ich antwortete: „Ja, es gehört mir.“ Er rückte weiter von mir weg, zog langsam, mit großer Vorsicht ein reines Kuvert aus dem Buche, noch langsamer blickte er in dasselbe. Ich lächelte unwillkürlich. „Aber lachen Sie doch nicht, das ist sehr ernst.“ Ich wurde ernst und wartete. Aus dem Kuvert kam endlich ein Stückchen grün marmoriertes Einbandpapier eines ziemlich verbreiteten Musters zum Vorschein; es war nicht größer als ein Quadratzentimeter.

Das kam so unerwartet für mich, daß ich von neuem lächelte. Ich erhielt noch einmal einen Verweis und hörte schließlich eine Reihe von Fragen an. Man forderte von mir Aufklärung, wie dieses Stück Papier in meine Wohnung und im besonderen in mein Buch geraten sei. Ich war außerstande, das zu erklären.

Da verkündigte Kotljarewski, um mich endgültig zu vernichten, dieses Stück wäre von demselben Blatt abgeschnitten, wie andere ebensolche Stückchen, die zum Bekleben der Schrauben einer der Bomben verwandt worden waren. Endlich begann ich zu begreifen!

Offenbar habe ich Bomben gemacht, sie mit dem Einbandpapier beklebt und keine Zeit mehr gehabt, die Spuren meiner Klebearbeit zu vertilgen! Irgend ein nichtiges Stückchen Papier, dem ein weniger genialer Häscher niemals Aufmerksamkeit geschenkt hätte, bildete jetzt einen unwiderlegbaren Beweis gegen mich und führte mich geradenwegs zum Galgen. Versuche es einer, sich zu verteidigen, wenn der Beweis vor den Augen daliegt!

Das Ergötzlichste an dieser Tragikomödie war, daß sie einen Menschen zum Helden hatte, der in der Chemie damals ebenso bewandert war, wie etwa in der abessinischen Literatur, und der den Kleister ungefähr ebenso kannte wie die japanische Inkrustation. In meiner Wohnung — und ich wohnte in einer Familie — klebte niemand, kaufte keiner buntes Papier, zerschnitt es niemand, und es konnten daher Papierstückchen nicht zurückbleiben. Sie konnten sich auch nicht in dem zerfetzten, zerlesenen Buch so lange Jahre — seit der Zeit des Einbindens — erhalten haben.

Selbstverständlich schrieb man das Leugnen meinem Hochmut zu, und das Buch mit dem Umschlag wurde dem Gericht zugeschickt, wo es auch unter anderen wesentlichen Beweisen auf dem Tisch prangte.

Bloß mit dem Sachverständigen klappte es nicht. Man berief einen gewöhnlichen Buchbindermeister, umgarnte ihn

in entsprechender Weise, und er bezeugte das, was ihnen beliebte, d. h. daß das ihm vorgelegte Stückchen Papier, welches sich bei mir befunden haben sollte, demselben Bogen zugehörte, von dem auch die anderen Stückchen abgeschnitten waren, welche die Schrauben der Bomben bedeckten. Bei der eidlichen Aussage vor Gericht nahm aber dieser Sachverständige seine Behauptung zurück und erklärte, alle Papierbogen glichen einander so sehr und diese Papiergattung wäre so verbreitet, daß selbst ein alter Meister nicht unterscheiden könnte, von welchem Bogen gerade dieses oder ein anderes Stück abgeschnitten wäre. So wurde denn auch dieser Beweis begraben, und der Staatsanwalt wagte es nicht mehr, sich auf ihn zu stützen. Der Verdacht bestand dennoch und beeinflußte vielleicht mein weiteres Schicksal. Erst als ich die Freiheit erlangte, also nach fast 19 Jahren, erfuhr ich, daß Ossipanow kurz, ehe er auf die Straße trat, seine Bombe aufschrauben mußte, um das Zündröhrchen mit frischer Säure zu füllen. Diese Bombe hatte die Form eines Buches, das mit grün marmoriertem Papier beklebt war. Nachdem Ossipanow sie wieder zugeschraubt hatte, beklebte er neuerdings die Schraubenköpfchen mit Stückchen von demselben Papier. Zu diesem Zweck hatte er eine genügende Anzahl bei sich, die ihm auch bei der Verhaftung abgenommen wurden. So hatten es meine Ankläger nicht weit, nach ihnen zu suchen, um diese teuflische Manipulation gegen mich aufzuführen. Muß man erst noch erwähnen, daß ein verwirrtes Zwinkern des Angeklagten, auf dessen Gesicht sich bei einer solchen Pseudobeweisführung zwei, drei Augenpaare heften, hinreichend ist, dieses Zucken als Angst des „ertappten“ Angeklagten zu erklären?

Wenn die „Geschichte der russischen Gendarmerieuntersuchungskunst“ erscheinen wird, dann wird die Welt bei der Wahrnehmung erbeben, daß in unseren Tagen solche Hexenprozesse und Inquisitionsgerichte möglich sind, die

man als eine finstere Ausgeburt des fernen Mittelalters zu betrachten pflegt.

V.

Wie dem auch sei, der Beweise gegen mich gab es auch überdies genug, ohne davon zu sprechen, daß nach einstimmiger Aussage mehrerer Zeugen viele Leute mich besuchten, (Aha! Das heißt also, er stand im Mittelpunkt einer Organisation!) und daß ich im Februar in die Sommerfrische ging, da noch keiner von den gutgesinnten Bürgern Petersburgs an eine Sommerfrische dachte. Nitroglyzerin wurde doch bei mir aufbewahrt. Es wurde äußerst unvorsichtig aufbewahrt und im Zimmer, wo es sich befand, balgten sich die Kinder manchmal so sehr umher, daß der ganze Fußboden zitterte. Aber das glaubte man bei Gericht natürlich nicht, weil der Regierungssachverständige, der noch dazu Generalmajor war, mit wichtigem Gehaben versicherte, daß Nitroglyzerin bei der geringsten Erschütterung explodiere; im übrigen hatte Uljanow ihn vor Gericht überführt, daß er von der Dynamitfabrikation nichts verstand. Dementsprechend schilderte der Polizeibeamte eingehend, unter welchen außerordentlichen Vorsichtsmaßregeln er zu Pferde das Fläschchen mit dem Inhalt von Pargolowo nach Petersburg brachte — eine Entfernung von 19 Kilometern.

Schließlich wurde ja das Dynamit in dieser Landwohnung, wohin ich später übergesiedelt, auch tatsächlich gemacht, und die Materialien zu seiner Herstellung gingen durch meine Hände. Jetzt fällt es mir wirklich schwer, mir jenen Grad jugendlichen Leichtsinns vorzustellen, unter dessen Einfluß Uljanow und ich die Form der Aussagen verabredeten für den (gänzlich undenkbaren!) Fall, daß ich in die Sache verwickelt würde. Da ich nicht eingeweiht war, fand er es am besten, mich völlig aus dem Spiel zu lassen und seiner Reise nach Pargolowo ein ganz harmloses, geschäftliches Aussehen zu geben. Er ging dorthin als Stu-

dent der Chemie, der sein Laboratorium zu Studienzwecken mitnimmt und als Hauslehrer Koljas, des Sohnes der M. A. Ananin. In diesem Sinne machten wir alle auch unsere Aussagen. Aber Kolja, ein Junge von 13—14 Jahren, sagte offenbar unter dem Einfluß der Untersuchungsrichter aus, er hätte Uljanow in der Sommerwohnung nicht einmal gesehen, obgleich dieser da mindestens dreimal 24 Stunden verbracht und ihm tatsächlich einmal Unterricht gegeben hatte.

Für mich persönlich war das Peinlichste, daß ich durch eine so leichtsinnige Vereinbarung zu einer falschen Aussage gezwungen wurde, und so widerwärtig es mir auch war, blieb ich dabei bis zum Ende. Da ich nicht wußte — das wird jedem unglaublich erscheinen — daß der Angeklagte das Recht besitzt, die Aussage zu verweigern, so stand ich vor dem Dilemma: Entweder in der Lüge zu verharren oder, mich selbst preisgebend, auch zugleich die mir nahestehenden Menschen, darunter auch alle Landsleute und den Verband, zu verraten.

Nein, entschied ich, einen anderen Ausweg gibt es nicht! Lieber ertrage ich alles bis zum Ende, auch den Ruf eines verlogenen „moralisch verderbten“ Menschen, ehe ich zum Verräter werde. Ein einziges Mal — ich glaube, beim letzten Verhör — schwankte ich lange, als Kotljarewski mir riet, die ganze Sache — die Einrichtung eines Verschwörerlokales in Pargolowo — auf mich zu nehmen, um so die M. A. Ananin vor jeder Verfolgung zu bewahren. Die Versuchung war sehr groß, und ich hätte vielleicht nicht standgehalten. Allein mich hielt der Gedanke ab, daß man einem Menschen, dessen Glaubwürdigkeit bereits erschüttert ist, auch dann keinen Glauben schenkt, wenn er die reine Wahrheit spricht.

Später begriff ich, daß es sich für sie nicht um die Wahrheit oder um die Unwahrheit handelte, sondern darum, wenn nicht alles, so doch möglichst viel auf jenem Gebiet des „Unentdeckten“, woran unser Prozeß ziemlich reich war,

zu enthüllen. Es ist ja bekannt, daß derartige Prozesse für die Beamten, welche die Untersuchung führen, eine wahre Goldgrube sind, weil sie für die sachkundige Enthüllung solcher Vorgänge Titel, hohe Ämter und andere Belohnungen erhalten.

Ich aber konnte leider beim besten Willen die Wißbegierde Kotljarewskis nicht befriedigen, und meine wahren Aussagen hätte man für unvollständig und deshalb ungenügend und unglaubwürdig gehalten. Ich habe später begriffen, daß auch die Frage, „wie man den einen oder den anderen vor Verfolgungen bewahren kann“, sie gar nicht kümmert! Sie konnten nach Gutdünken über das Schicksal eines jeden von uns in der einen oder anderen Weise entscheiden. So schwankten sie anfangs, ob sie bloß mit den Personen, die im Besitze von Bomben auf der Straße festgenommen wurden, einen Prozeß veranstalten, oder ob sie ihm ein möglichst grandioses Aussehen verleihen sollten, um die ungeheuren Dimensionen der Hydra zu zeigen, und dadurch desto besser die Größe des Sieges hervortreten zu lassen. Auf meine Frage bei dem letzten Verhör sagte mir Kotljarewski, daß meine Angelegenheit vielleicht administrativ entschieden würde, und vor Gericht bloß die Hauptschuldigen sich zu verantworten hätten.

Ich fuhr beruhigt ins Gefängnis und begann mich dem Traum einer Verbannung „auf administrativem Wege“ hinzugeben.

VI.

Da plötzlich wurde mir am 2. April der Anklageakt eingehändigt mit all den Feierlichkeiten, die bei solchen Anlässen wohl immer beobachtet werden. Er war mir eine ebenso interessante Neuheit, wie er es für jeden Andern gewesen wäre, zu dem das Gerücht über das Attentat gelangt war, aber eben nichts mehr als das Gerücht.

Es wurden 15 Menschen aufgezählt (Generalow, Andre-

juschkin, Kantscher, Ossipanow, Gorkun; Wolochow, Uljanow, Schewirew, Lukaschewitsch, die Ananin, Pilssudski, Paschkowski, die Schmid, die Serdjukow und ich), die man alle als Angehörige der „terroristischen Fraktion der Partei des Volkswillens“ betrachtete; es hieß dann, daß sie alle vereinbart hätten, sich an der heiligen Person des Kaisers zu vergreifen. Von diesen Personen, „die vereinbart hatten“, kannte ich mehr oder weniger bloß den einen, Uljanow; zwei-, dreimal ungefähr war ich auch Schewirew und Lukaschewitsch begegnet, wie eben Studenten zusammentreffen. Der erstere, der damals eine Studentenküche an der Universität gründete, trug sich mit dem Plan der Organisation verschiedener Selbstbildungszirkel und war daher in Studentenkreisen gut bekannt. Lukaschewitsch hatte ich in der „Wissenschaftlich-literarischen Gesellschaft“ an der Universität getroffen, die nach unserem Prozeß geschlossen wurde, und in der Versammlung der Landsmannschaftsdeputierten. Infolge seines hohen Wuchses ragte er um einen Kopf über jede Menge hervor und deshalb erinnerte sich jeder unwillkürlich an ihn, der ihm einmal begegnet war. M. A. Ananin, die auch mit anderen „vereinbart“ hatte, kannte bloß mich, als ihren zukünftigen Schwiegersohn, und Uljanow, den sie bis zu seiner Ankunft in der Sommerwohnung niemals gesehen hatte.

Aus dem Anklageakt erfuhr ich zum erstenmal, daß Generalow, Andrejuschkin und Ossipanow mit Bomben in den Händen, und Kantscher, Gorkun und Wolochow als Späher dreimal — am 26., am 28. Februar und am 1. März — auf den Newski Prospect gegangen waren, in der Hoffnung, daß sie den vorbeifahrenden Kaiser zufällig treffen würden; sie trafen ihn nicht, wurden aber am 1. März durch Geheimpolizisten, die ihnen schon lange auflauerten, verhaftet.

Wir alle wurden vor das Gericht der besonderen Kammer des regierenden Senats gestellt. Der Präsident P. A. Deyer übergab persönlich jedem von uns den Anklageakt.

Infolge meiner vollständigen Unwissenheit auf dem Gebiete des Gerichtsverfahrens teilte ich ihm meinen Wunsch, einen Verteidiger zu bekommen, nicht rechtzeitig mit, und so mußte ich mich zu meiner Schande selbst verteidigen. Der Präsident aber, der vor dem Beginn der Gerichtsverhandlung die Verteidiger der anderen Angeklagten nannte, verkündigte: „Noworusski wünschte keinen Verteidiger.“

Während der Gerichtsverhandlungen lächelte ich trotz der Tragik der Lage oft ironisch, so unglaublich komisch erschien mir die Leichtfertigkeit, mit der viele ernste, hochstehende Männer mich den größten, um jeden Preis zu vernichtenden Staatsverbrechern zugesellten, indem sie aus dem juridischen Labyrinth die niederschmetterndsten Beweise hervorsuchten. Eins aber wurde mir klar: daß jedes derartige Verbrechen, welche Bedeutung wir ihm für das Volkswohl auch beimessen, zu seiner Verwirklichung Männer von großem Heldenmut, von Selbstverleugnung und Tapferkeit bedarf. In mir aber, der in der Schule der Sklaverei erzogen war, zitterte alles und das machte mir jede kühne und entschiedene Tat unmöglich. Ich hielt mich aufrichtig für ganz unfähig einer Heldentat, mochte diese ein großes Verbrechen sein, wie die Richter meinten, oder eine edle Handlung.

Ich dachte an die Menschen aus der jüngsten Vergangenheit, die den allmächtigen Absolutismus kühn herausforderten, mutig bis zu Ende ihr Recht verteidigten und standhaft die ihnen auferlegte und von ihnen erwartete Sühne auf sich nahmen.

Und da, in demselben Saal, durch den vor mir so viele Mutige gezogen, und wo ihre Reden erdröhnt waren, voll Entrüstung, erfüllt von Liebe zu dem geringeren Bruder und von dem begeisterten Wunsch, für ihre Überzeugungen zu leiden — in diesem Saal sitze ich jetzt, ein harmloses, friedfertiges Geschöpf, das im Leben nicht eine einzige Waffe in den Händen gehalten hat.

Wie! Ich — ein politischer Verbrecher, (ja, und noch einer der wichtigsten!) ich, dessen politische Bildung damals auf dem Nullpunkt stand, und der nicht fähig war, auch nur in den allgemeinsten Zügen zu bezeichnen, welche Umwälzung mir eigentlich erwünscht wäre? Wie! Ich — ein politischer Verbrecher, ich — der Kandidat der geistlichen Akademie, dem die Hochschule keinen Funken Bürgermutes eingeflößt hatte, keinen Tropfen politischen Sinnes, kein Verständnis für die Pflichten dem Volke gegenüber, kein Selbstbewußtsein als Mitglied der „Nation", deren Willen der einzige gesetzliche Ordner des Staatswesens ist! Und ich mit einer politisch so kindlichen Unschuld bin aus derselben Schule hervorgegangen, die Rußland einen Speranski gab! Denselben Speranski, der die Grundlage der russischen Staatswissenschaft geschaffen und noch vor 65 Jahren geschrieben hat: „Die despotische Gewalt konnte nur der Kindheit der bürgerlichen Gesellschaften angemessen sein." Und an einer anderen Stelle: „Die grundlegenden Staatsgesetze sollen das Werk der Nation und der Ausdruck ihres Willens sein." Welche Ironie des Schicksals! Ich glaube nicht, daß ich mich in einer solchen Selbsteinschätzung täuschte. Aber die Staatsanwälte, welche von Amts wegen die Kunst verstanden, in den Herzen zu lesen, waren offenbar anderer Meinung: Sie hielten mich für sehr bösartig und gefährlich, meine ironische Stimmung nahmen sie für Verhöhnung des Gerichts, maßen mir daher noch größere Schuld bei, schrieben sie im Zusammenhang mit dem hartnäckigen Leugnen meiner außergewöhnlichen Verderbtheit zu und wuschen sich die Hände in Unschuld, nachdem sie das Todesurteil gegen einen so lasterhaften Verbrechertypus unterschrieben hatten.

In unseren Tagen ist das Verfahren, einen Menschen ins Jenseits zu befördern, bedeutend vereinfacht worden: auf Grund einer bekannten Verordnung des Ministers des Innern, desselben, der vor fast 19 Jahren bei meiner Einschließung in Schlüsselburg mitgewirkt hat, wird jeder, bei dem man

Explosivstoffe zur Aufbewahrung vorfindet, vor das Militärgericht gestellt und als ein mit Waffen in den Händen Festgenommener verurteilt.

Wenn ich den Triumph solcher Rechtsgrundsätze hätte voraussehen können, so würde ich nicht den geringsten Grund gehabt haben, mich müßigen Betrachtungen hinzugeben und vor Gericht aufzuregen.

VII.

Die Gerichtsverhandlung dauerte vom 15. bis 19. April und endete mit meiner vorläufigen Verurteilung zum Tode. An demselben oder dem nächsten Tage richtete ich unter dem Einfluß der unaufhörlichen und dringlichen Ratschläge meines Nachbars, eines Spions, der damals in meinen Augen ungeheure Autorität besaß, ein Gesuch an die allerhöchste Person. Ich schrieb darin in Ausdrücken, an die ich seither nicht ohne Seelenschmerzen denken kann, eine Beschwerde über die Strenge des Urteils und die Bitte nieder, mir das Leben zu schenken und mich in die Verbannung zu schicken. Nach drei Tagen, glaube ich, wurde das Urteil in seiner endgültigen Form verlesen; vorher verständigte man mich, daß mein Gesuch ohne Erfolg geblieben wäre. Ich behielt die Überzeugung, daß es nicht an seinen Bestimmungsort gelangt war, und bei der kurzen Frist auch noch nicht zurück sein konnte. Soweit ich mich jetzt erinnere, gehörte es zu der Kategorie jener Beschwerdengesuche, die unbeachtet bleiben, weil sie nicht das Geständnis der Schuld und der Reue enthalten.

Die besondere Kammer des regierenden Senates erklärte, wie ich erfuhr, mit dem schönen juristischen Fachausdrucke mein Gesuch für „der Allerhöchsten Aufmerksamkeit unwürdig“. In der endgültigen Form wurde das Urteil wahrscheinlich am 22. oder 23. April verlesen, und ungefähr eine Woche blieb ich noch im Untersuchungsgefängnis. Seitdem

änderte sich das Verhalten gegen mich: Bei den Spaziergängen begannen die Wächter, mich bis zum Ausgang in den Hof zu begleiten, was vorher nicht geschehen war, und in der Nacht, von 9 Uhr ab, ließ man die kleinen Gucklöcher in der Tür offen und man verbot mir, das Licht auszulöschen, offenbar damit ich nicht etwas Böses gegen mich selbst unternehmen und den Händen der Gerechtigkeit so ihr Opfer entreißen könnte. Später wurde ich wieder in die Peter-Paul-Festung gebracht, nachdem ich herzlich Abschied genommen hatte von meinem einzigen Nachbar, „dem Helfer der Gerechtigkeit", wie man mitunter Spione und Verräter nennt. Offenbar, dachte ich bei mir, führt man mich zur Vollstreckung der Todesstrafe.

Hier blieb ich noch gegen 3 Tage in Erwartung des fatalen Endes, jedem ungewohnten Laut lauschend. Axtschläge aus dem nahen Hofe erregten meine besondere Aufmerksamkeit. Man baute dort offenbar etwas — wahrscheinlich einen gemeinsamen Galgen für uns. Aber es war mir nicht beschieden, ihn zu sehen. Ich glaube, es war am 3. Mai des Abends, da besuchte mich unvermutet der Kommandant, ein schwerhöriger Greis mit seinem Gefolge; er hielt ein Dokument in den Händen und verkündete, Seine Majestät der Kaiser in seiner unendlichen Milde habe allerhöchst anzuordnen geruht, diesem und jenem das Leben zu schenken und die Todesstrafe in lebenslängliche Zwangsarbeit zu verwandeln.

Ich fragte ihn, ob er mir nicht sagen könnte, wohin ich zur Zwangsarbeit verschickt würde, und erhielt die kurze entschiedene Antwort: „In die Gruben." „In die Gruben" wiederholte er nochmals, sich zum Ausgang wendend. Die Tür schlug zu, und ich blieb in Gedanken über die Herrlichkeiten der Grubenarbeit und des sibirischen Lebens zurück. Ob ich eine Freude empfand über ein solches Geschenk?

Ich werde es nicht unternehmen, genau die Stimmung wiederzugeben, die ich damals durchlebte, aber ich entsinne

mich, daß mich kein freudiges Gefühl erfüllte. Ich hatte bereits Zeit gehabt, mich an den Todesgedanken zu gewöhnen, und mich auch mit ihm als mit etwas Unvermeidlichem versöhnt. Es mag ja sein, daß ich bei dem Anblick des Galgens erblaßt wäre, wie das bei vielen vorkommt, aber ich dachte an ihn ziemlich ruhig mit dem Gefühl des Fatalisten, der überzeugt davon ist, „daß man dem nicht entrinnen kann, was sein muß“. Einmal in die Hände der Menschen geraten, die mit deinem Leben nach Willkür spielen und dir ruhig sagen: „Vielleicht fresse ich dich auf — vielleicht begnadige ich dich“, blieb mir der tröstende Gedanke, daß die Lage des Opfers unter solchen Umständen unvergleichlich erhabener ist als die Rolle des Henkers.

Bloß ein Gefühl der Bitterkeit bewegte mich: „Sterben — für nichts! Aus dem Leben spurlos fortgehen, ohne etwas geleistet zu haben!“ Ich konnte mich ja nicht mit dem Gedanken beruhigen, daß es deshalb geschehen soll, weil auch ich von dem Glück und der Blüte meines Vaterlandes geträumt hatte, daß auch ich mich instinktiv empört hatte gegen jenen sinnlosen und brutalen Polizeidruck, auf den der Student von damals bei Schritt und Tritt stieß. An den Gedanken der Hinrichtung hatte ich mich bereits gewöhnt und sah ihr ohne Furcht entgegen. „Wenn nur bald das Ende käme! Wenn sich nur dieser quälende Zustand der Unentschiedenheit nicht in die Länge ziehen würde!“

Und dann statt dessen: Lebenslängliche Zwangsarbeit, ewige Zwangsarbeit! . . . . . Wie dem auch sei, man schenkte mir doch das Leben, und dabei dachte ich nicht daran, daß ich das später noch oft bedauern und jene beneiden würde, die statt langsam abzusterben, den schnellen Tod fanden. Wie oft rief ich ihn nachher herbei, und lange, qualvoll lange liebkoste ich den Gedanken an ihn, als den einzigen Erlöser von dem allerhöchsten Geschenk, das

man mir jetzt entgegenbrachte, und das man in eine unendliche, verfeinerte Folter zu verwandeln verstand.

Wie oft war ich später selbst bereit, diesen Fehler der „Milde“ gut zu machen und eigenmächtig das mir „geschenkte“ Leben abzuschütteln, das mir unerträglicher als alle Todesqualen wurde, die ein gewaltsames, aber jähes Ende begleiten!

Allein das kam später. Jetzt wirkten ohne Zweifel ermutigend sowohl die Tatsache der Entscheidung wie auch die Tatsache der Erhaltung des Lebens selbst unabhängig von drohenden Folgen, die sich zwar ahnen ließen, aber doch nur dunkel ahnen ließen.

VIII.

Am Tage nach der Verkündigung des Urteils wurde ich gegen Mitternacht von dem diensthabenden Wächter geweckt. Er forderte mich auf, meine Kleider anzulegen und ihm zu folgen. Wir stiegen hinauf, traten in ein großes, ganz von Soldaten gefülltes Gemach, wo man mich zum Sitzen aufforderte. Ich sah mit meinen kurzsichtigen Augen[1]) umher und erblickte an der nächsten Wand auf einer Bank eine Gestalt in einem schwarzen Mantel, die ich bald als die J. D. Lukaschewitschs erkannte.

Der Offizier kam auf mich zu und sagte, auf ihn mit dem Finger zeigend, daß wir miteinander sprechen dürften. Gleichzeitig vernahm man hinter der Bretterwand ein beständiges Eisengeklirr. Dem Klange nach vermuteten wir bald, daß man aus dem Vorrat, der keineswegs gering war, Fußketten heraussuchte. Vor der Tür, die halb offen stand, wurde von einer Schar von Wächtern ein Gefangener vor-

---

[1]) Die Augengläser waren mir abgenommen worden, ebenso das goldene Kreuzchen an der Brust, das goldene Ringlein, die Uhr — alle diese Gegenstände verschwanden spurlos, und ich sah sie nie wieder.

beigeführt, nach einer Weile ein zweiter, dritter, vierter. Wir zählten nicht, wieviele eigentlich vorübergingen, und warteten, bis an uns die Reihe käme.

Man legte uns jedoch keine Ketten an, und ich bleibe ein gewöhnlicher Sträfling, einer von den schweren, der nie im Leben Fesseln getragen hat! Von allen unseren Genossen, die man damals nach Schlüsselburg überführte, waren, soweit ich mich erinnere, auf dem Wege dahin nur Lukaschewitsch und ich nicht in Fesseln geschmiedet. Selbst unsere beiden Damen, Vera Figner und Ludmila Wolkenstein, gingen dorthin in Handfesseln.

Mir ist es völlig unbekannt, welchem Menschen oder Umstand wir diese Linderung oder Gnade zu verdanken hatten. Besonders seltsam ist dies in bezug auf Lukaschewitsch, dessen Athletengestalt Befürchtungen hätte einflößen sollen. Ohne jede besondere Zeremonie forderte der Offizier zuerst Lukaschewitsch auf, zu „geruhen", und nachdem er mit einem verstärkten Gefolge ihn hinausbegleitet hatte, kehrte er bald zu mir zurück. Wir gingen hinunter, dann zum Ausgang, und ehe ich noch Zeit fand, mich im Halbdunkel der Frühlingsnacht umzusehen, befand ich mich bereits im Wagen, wieder neben Lukaschewitsch. Uns gegenüber saßen, wie es sich gehört, zwei Gendarmen. Der Wagen setzte sich in Bewegung, aber bald blieb er stehen, und man bat uns, in derselben Reihenfolge auszusteigen. Natürlich „gingen" wir nicht einfach, sondern wir wurden an den Armen geführt, genauer gesagt, geschleppt von zwei kräftigen strammen Kerlen, die so eilig und pflichtgetreu den Befehl ausführten, daß der erste in mir auftauchende Gedanke war: „Am Ende führen sie mich, um mich zu ertränken?"[1]) Und das war natürlich: Vor den Augen

---

[1]) Anläßlich dieser Furcht, die unwillkürlich entstand, will ich einige Worte über die Folterungen sagen. In der Freiheit hatte ich mehr als einmal Gelegenheit gehabt, Gerüchte zu

breitete sich die weite Spiegelfläche der Newa aus, die zu dieser nächtlichen Stunde menschenleer war, und vom Wasser selbst trennte uns bloß ein schmaler Uferstreifen von 20 bis 30 Schritten. Man zog mich mit solcher Schnelligkeit, daß ich, ehe ich etwas sah, in ein Loch gestoßen wurde, aber ich befand mich nicht auf dem Grunde der Newa, sondern in der Kajüte eines kleinen, ziemlich bequem ausgestatteten Dampfers, und wieder in Gesellschaft von Lukaschewitsch.

In der Kajüte waren wir allein, und während der ganzen Fahrt kam der Offizier ab und zu herein, lächelte freundlich, war aber nicht gesprächig. Die anderen Wächter bekamen wir nicht zu Gesicht. Unterwegs wurde uns Tee mit Weißbrot gereicht, offenbar sorgte eine Fee für unsere Bedürfnisse.

Fast 19 Jahre später kehrte ich mit Lukaschewitsch (jetzt schon in Gesellschaft von Morosow und Lopatin) auf einem ebenso kleinen Dampfer, auf derselben Newa, aber mit anderen Gefühlen zurück. Merkwürdig, daß jetzt (1905) unsere Wache, aus Gott weiß welchem Grunde,

---

vernehmen, daß die in Untersuchungshaft befindlichen Angeklagten, besonders in Prozessen, wie dem unserigen, gefoltert würden. Als man mich zum ersten Male zum Verhör in die Garochowostraße führte, brachte man mich in eine ganz leere Zelle mit weißgetünchten Wänden, damit ich wartete, bis an mich die Reihe kam. Auf den Wänden sah ich an zwei Stellen deutliche Flecken, die ich für frische Blutspuren hielt. Welchen Eindruck dies auf mich machte, wird jeder begreifen. Ich füge hinzu, daß man hinter der Tür, gerade gegenüber, ein scharfes Geräusch wie von Eisengeklirr vernahm, das man für Hin- und Herlegen von Folterwerkzeugen halten konnte. Ob dies eine zufällige häusliche Angelegenheit war oder mit der Absicht veranstaltet wurde, auf uns in gewisser Richtung zu wirken, kann ich nicht sagen. In dieser Zelle mußte ich später oft weilen. Kotljarewski sagte Lukaschewitsch offen mit derselben Absicht, ihn zu beeinflussen, daß er Mittel besäße, Aussagen zu erzwingen.

unzertrennlich von uns in der Kajüte weilte und niemand daran dachte, uns Tee zu reichen. Man kann also auch in die Freiheit unter schärferer Aufsicht als in die Zwangsarbeit fahren.

IX.

Als wir Petersburg verließen, zerbrachen wir uns darüber den Kopf, wohin man uns eigentlich bringen wird. Auf unsere Fragen schwieg sich der Offizier hartnäckig aus und wiederholte bloß unveränderlich: „Sie werden es bald erfahren.“ Wir hielten tatsächlich bald an der Landungsbrücke und warteten hier länger als eine Stunde. Aus der Fahrtdauer und daraus, daß wir auf der Newa fuhren (die Ufer waren durch die kleinen Fenster der Kajüte sichtbar) schlossen wir mit Gewißheit, daß wir in Schlüsselburg angelangt waren. Auf meine Anfrage über die dortigen Zustände antwortete der Offizier lächelnd und ebenso rätselhaft: „Sie werden es gleich erfahren.“

Jedes gemeine Verbrechen wird durch eine bestimmte Strafe geahndet und in Vorschriften über den Strafvollzug wird mit großer Ausführlichkeit angeführt, worin die vom Gesetz vorgeschriebene Sühne besteht, und wie sie vollzogen wird. Für den politischen Verbrecher aber, der die Bestrafung nach demselben Gesetzbuch erleiden soll, gilt ganz im Gegenteil die Ungewißheit der ihm bevorstehenden Sühne als notwendig sowie die Heimlichkeit der Manipulationen, die mit der Unterbringung in dem unbekannten Zwinger verbunden sind.

Bis zu den letzten Tagen unseres dortigen Aufenthaltes wurde uns strengstens verboten, irgend etwas über die Bedingungen, unter denen wir lebten, zu schreiben. Das Geheimnis, das diesen Schreckensort umhüllt, und die wirksame Furcht, welche die verängstigte Phantasie den Untertanen einflößte, hielt man in den oberen Polizeikreisen für

das wirksamste und sicherste Bollwerk gegen eine Revolution. Daß dies ganz genau die Staatsweisheit der über uns herrschenden Persönlichkeiten war, darüber bekamen wir mehr als einmal treue Berichte aus erster Hand.

Indessen warteten Lukaschewitsch und ich geduldig und quälten uns nicht mit unlösbaren Rätseln und mit der Befürchtung, daß wir uns wohl für lange, vielleicht für immer trennen müßten.

Endlich trafen wir ein. Es wurde uns befohlen, das Schiff wieder in derselben Reihenfolge zu verlassen — Lukaschewitsch zuerst.

Ungefähr eine Viertelstunde später holte man mich ab, und mein Einzug in die berühmte Festung vollzog sich in derselben feierlichen Ordnung, wie wahrscheinlich bei allen meinen Kameraden: An einem helleuchtenden Maimorgen, geleitet von einem Gefolge von ungefähr 12 Mann höherer und niedererer Chargen und auch behutsam unter dem Arm geführt. Das jugendlich-leichtsinnige Gemüt bemühte sich auch hier, an der tragischen Lage bloß die komische Seite zu sehen. Die Einführung am Arm, in Begleitung einer so großen Schar, in die dumpfen Mauern der Festung, überdies nach einer Insel, war sicherlich ein unnötiges Übermaß von Diensteifer, kam mir wie etwas mit Absicht Ersonnenes vor, entweder als Zeitvertreib oder zur Steigerung der Bedeutung meiner Person. Und das Gedächtnis flüsterte mir sofort den passenden Vers aus den Psalmen zu: „Daß sie dich auf den Händen tragen, und du deinen Fuß nicht an einen Stein stößest.“

Wir gingen schließlich über den ganzen Festungsplatz, durch die Kaserne, worauf wir in den Festungshof gelangten, und als wir uns der von jetzt ab unvergeßlichen „Scheune“ näherten, war ich über ihr, man kann sagen, kokettes Aussehen nicht wenig erstaunt. Ein niedriges, langgestrecktes Gebäude mit einem Flur, dessen Wände offenbar vor kurzem getüncht worden waren, schimmerte

hell in der Sonne, und an den Mauern wuchs eine Menge Löwenzahn, der gerade jetzt in den Sonnenstrahlen seine Kelche erschlossen hatte. Obgleich wir uns bereits im dritten Hof und hinter der dritten Pforte befanden, wurde ich von derselben Anzahl geleitet, wieder an den Armen gehalten, in die Stätte meiner „ewigen“ Ruhe eingeführt. Erst als ich mich in der Zelle befand, fühlte ich meine Arme befreit und es wurde mir klar, daß ich am Ziele meiner Reise angelangt war.

Die ehemals bildliche Ausdrucksweise „wurde in den Zwinger geworfen“ ist in unserer zivilisierten Zeit veraltet und muß mit dem verfeinerten „wurde eingeführt“ vertauscht werden.

Ich hatte kaum Zeit, zu mir zu kommen, da ward ich bis zu den Füßen entkleidet, mit solcher Sorgfalt visitiert, daß man von den Einzelheiten nur in medizinischen Zeitschriften berichten könnte, und in grobe Wäsche gesteckt. Man gab mir ein Paar große Stiefel, über die Schulter warf man mir einen alten Arrestantenmantel mit dem Carreau-As-Zeichen auf dem Rücken, und meine Verwandlung war vollbracht. Die ganze Toilette machte man in Gegenwart des Schlüsselburger Gendarmeriechefs (eines Obersten), seiner zwei Gehilfen, des Arztes und einer entsprechenden Anzahl Soldaten. Auf allen Gesichtern lag ein strenger Ausdruck, der mit der Erhabenheit des Augenblicks in Einklang stand, und die Lippen schloß Schweigen. Die Historiker sagen, daß die französischen Könige im 18. Jahrhundert ihre Toilette auch unter solch feierlicher Assistenz machten.

Als nun das erledigt war, mahnte man mich mehr mit Gebärden als mit Worten, daß ich durch den Korridor gehen sollte, und es verstrich kaum eine Minute, so befand ich mich vor der Tür der Zelle Nummer 8; ich trat ein, und die Tür fiel augenblicklich hinter mir zu.

X.

Das war das Ende meiner kurzen Reise, das Ende zugleich meines jungen Lebens. Ich war unlängst erst 25 Jahre alt geworden, und 14 Jahre hatte ich hinter den dumpfen Mauern geschlossener Lehranstalten zugebracht, also nur 6 Monate „in Freiheit“ — das Ende der Hoffnungen, der Jugendbestrebungen, des Suchens nach einer besseren Zukunft, das Ende der kühnen Gedanken, des heißen Dranges und jener hohen Begeisterung, welche die jugendlichen Träume beflügelte und mich oft zwang, unwillkürlich Nekrassows Worte zu wiederholen:

„Führ mich fort aus dem Heer der Schlechten,
Deren Hände besudelt mit Blut,
Und geleit mich ins Heer der Gerechten,
Die da sterben voll Liebe und Mut!“ [1])

Ja, jetzt bin auch ich in dieses Heer geraten, um welches die jugendliche Phantasie die Sagen von den Heldentaten der sich opfernden Jünglinge gewoben hat, die alle irdischen Güter und alle Schrecken der grausamen Strafen verachtet haben um des hohen Zieles willen: der Befreiung ihres Volkes. Mit Gewalt wurde auch ich in ihren Kreis gedrängt, man ahnte instinktiv meine „Verbrecherseele“, die nicht fähig war, in die Reihen der Bedrücker und Gewalttäter zu treten.

Nun empfange, was dir gebührt! Tritt ein in diese geheimnisvolle Burg, deren Name allein die ängstlichen Bewohner einander nur flüsternd nennen. Hier wird dein Drang verstummen. Hier wird die Flamme erlöschen, die dich erwärmt. Hier werden deine Gedanken lange und hoffnungslos wie der Vogel im Käfig hin- und herflattern und nach vielen vergeblichen Versuchen, irgend einen Ausgang zu finden, frühzeitig hinsterben. Hier wird dein häufigster Gast

[1]) Übersetzt von Fiedler.

die Apathie sein. Hier wird die Schwermut mehr als einmal dein Herz mit ihren scharfen Krallen zusammenpressen, hier wird das Gefühl der Leere, der Sinnlosigkeit und der völligen Nutzlosigkeit deines Vegetierens dich erfüllen. Ja, hier wirst du vielleicht Höllenqualen erdulden, die Dantes Phantasie noch nicht kannte, und für die der Dichter nicht genug treue, plastische Bilder gefunden hätte.

Über dem Tor unserer Hölle war die Dante-Überschrift nicht zu lesen. Dort stand einfach die Aufschrift in Gold, die aus der Zeit Peters I. stammte: „Kaiserliche . . .“ Wahrscheinlich meinte man „Festung“. Aber da man dort ein Gefängnis für Staatsverbrecher baute, erhielt diese Aufschrift einen besonderen Sinn, einen so vielsagenden, daß man sie beibehielt.

Wie aus Versehen oder aus der Gewohnheit, Aufschriften überhaupt keine Bedeutung beizulegen, prangten ja auch auf dem Gebäude, wo beschlossen wurde, uns von der Erde zu vertilgen, die großen Worte: „Gnade und Gerechtigkeit sollen in den Gerichten herrschen.“ Und die ganze Ironie dieser Worte haben wir bald in Wirklichkeit erfahren.

Zweites Kapitel.

Die ersten Schritte.

„Und des Geistes Glück ist dies:
gesalbt zu sein und durch Tränen
geweiht zum Opfertier“ —

Nietzsche:
„Also sprach Zarathustra.“

I.

Die Zelle, in der ich mich befand, war ziemlich geräumig — in der Diagonale ungefähr 10 Schritte —, fast leer und dunkel.

In einem Winkel befand sich ein runder, eiserner, mit Ockerfarbe angestrichener Ofen, der vom Korridor aus geheizt wurde. An der einen Wand stand ein kleiner, braun lackierter Holztisch und an der entgegengesetzten Seite war ein eisernes Bett, das sich bloß mit zwei Füßen auf den Boden stützte; man konnte es hochheben oder herunterlassen wie den Deckel einer Kiste, und verschließen. Auf dem Bett befand sich eine ziemlich neue Bastmatratze mit einer grauen blaugestreiften Decke. Laken und Überzüge waren aus dünner Leinwand. In der Ecke endlich war der unvermeidliche Nachtstuhl in Form eines umgestürzten Kegels, neben ihm in der Höhe des Tisches die eiserne, emaillierte Muschel und darüber der Messinghahn der Wasserleitung. An der Wand hing, mit Brotkrume angeklebt, die

Instruktion,[1]) die uns statt der Gesetze diente, in der unter anderem mit besonderem Nachdruck 50 Spießruten und Todesstrafe als Sühne erwähnt wurden, von denen die erstere auf administrativem, letztere auf gerichtlichem Wege auferlegt werden konnte. Diese Instruktion wurde oft geändert. Aber keine von ihnen wagte der Verfasser mit seinem Namen zu versehen, als schämte er sich seines Erzeugnisses, das würdig war, einst auf der Marmortafel „verewigt zu werden".

Am Fensterbrett war ein kleines Heiligenbild aus Holz in irgend einer Weise festgemacht, ein Nagel war nicht zu-

---

[1]) **Instruktion für die Gefangenen in der Schlüsselburger Festung.**

§ 1.

Die Gefangenen haben der im Gefängnis festgesetzten Ordnung Gehorsam zu leisten, ohne Widerspruch die Forderungen des Verwaltungsoberhauptes, seiner Gehilfen und des diensthabenden Unteroffiziers zu erfüllen, müssen stets sauber sein, ihre Kleider und Schuhe schonen und rein halten und ihre Betten in Ordnung bringen. Den Sträflingen sind verboten: Lärmen, Schreien, Singen, Pfeifen, Gespräche und überhaupt Handlungen, welche die Ruhe und die gute Ordnung im Gefängnis stören.

§ 2.

Den Gefangenen, die sich durch gute Aufführung auszeichnen, werden mit Erlaubnis des Verwaltungsoberhauptes folgende Linderungen gewährt: Unterhaltung mit dem Geistlichen, Arbeit, Benutzung von Büchern aus der Gefängnisbibliothek.

§ 3.

Die Vergehen, auf die laut Verordnung des Verwaltungsoberhauptes Strafen gesetzt sind, werden in zwei Arten eingeteilt: in Disziplinarübertretungen und in Vergehen, die im Artikel 803 der Strafvollzugsverordnung aufgezählt sind.

§ 4.

Für Vergehen der ersten Art werden als Strafen verhängt:

1. Die Entziehung von Tee.
2. Die Entziehung der Bettmatratze bis zu 5 Tagen.
3. Karzer bis zu 5 Tagen.
4. Dunkelkarzer auf ebensolange Zeit bei Brot und Wasser.

lässig, da der kleinste Nagel dem Gefangenen entweder einen gefährlichen Gedanken eingeben oder als gefährliche Waffe dienen konnte. Sonst gab es nichts in der Zelle. Die Wände waren mit Kalk getüncht und bloß unten bis zur Höhe eines Arschins vom Boden dunkelbraun angestrichen. Der Boden bestand aus Asphalt, und war nicht nur schmutzig, sondern geradezu nicht zu reinigen: alle Bemühungen ihn zu reinigen, waren vergeblich. Das große Fenster hatte 9 Scheiben, drei in jeder Reihe; es begann ungefähr in Manneshöhe und endigte dicht an der Decke, genauer gesagt, am Rande des Zellenraumes, da sie gewölbt

---

§ 5.

Bei der Wiederholung der Vergehen werden Strafen verhängt:

1. Karzer bis zu 8 Tagen.
2. Dunkelkarzer auf die gleiche Dauer bei Brot und Wasser und Anlegen von Fesseln.

Anmerkung:

Die im Karzer befindlichen Sträflinge schlafen auf bloßen Brettern. Die Einschließung ist unbedingt mit Entziehung von Tee verbunden.

§ 6.

Falls die Vergehen von besonderen Umständen begleitet sind, welche die Schuld erschweren, können die Übertreter mit Spießruten bis zu 50 Hieben bestraft werden. (Artikel 225 XVII. Buch der Militärverordnung.)

§ 7.

Die in § 4 erwähnten Strafen sind mit der Entziehung der den Gefangenen gewährten, im § 2 aufgezählten Milderungen für einen Zeitraum bis zu einem Monat verbunden. Eine Strafe, die im § 5 erwähnt ist, hat die Entziehung dieser Milderungen bis zu 3 Monaten zur Folge.

§ 8.

Verbrechen der Gefangenen unterliegen dem Militärgericht, das die Bestimmungen der Strafvollzugsverordnung in Anwendung bringt; sowohl bei den schweren Verbrechen, die im Artikel 279 im XXII. Buch der Militärverordnung erwähnt sind, wie bei tätlicher Beleidigung der Obrigkeit wendet das Gericht das von diesem Artikel festgesetzte Strafmaß an — die Todesstrafe.

war. Das ziemlich schräge Fensterbrett war schwarz gestrichen. Die Doppelrahmen waren massiv und breit, dahinter gab es selbstverständlich ein Gitter und matte Scheiben; infolge dieser Umstände konnte nur wenig Licht eindringen. Da sich überdies gerade gegenüber dem Fenster in einer Entfernung von neun Meter die Festungsmauer erhob, die bloß ein winziges Stück Himmel zu sehen gestattete, und die Fenster auch noch nach Norden lagen, so ist es nicht zu verwundern, daß in diesem Keller beständiges Dunkel herrschte. Die helle Frühlingssonne, die bei dem Spaziergang im Hof die des Lichtes entwöhnten Augen blendete, konnte bloß eine halbe Stunde, und das nur gegen 7 Uhr abends, durch das Fenster zu mir hereinblicken. Es war fast ganz unmöglich, an trüben Tagen zu lesen. Zur Ventilation dienten zwei kleine Öffnungen in der Mauer. Außerdem konnte das Klappfensterchen geöffnet werden, das an einer der oberen Glasscheiben angebracht war. Aber es ließ sich nicht weit öffnen, und das nur in Anwesenheit der Gendarmen, da es unmöglich war, es allein zu erreichen. Im Sommer durfte man es die ganze Nacht offen lassen. Wie ich von P. S. Poliwanow hörte, ließ der Inspektor Sokolow es früher beim Herannahen eines Gewitters sogar am Tage schließen. Auf das Ansuchen, dies nicht zu tun, erwiderte er: „Ja, dich könnte der Blitz treffen, und ich bin dann verantwortlich.“ Die dicke, massive Tür war mit Eisen beschlagen, schwarz gestrichen und schloß in den Fugen wie ein Pfropf, ohne Luft oder einen Laut durchdringen zu lassen. In ihrer Mitte befand sich ein Einschnitt in der Größe von ungefähr einem Bogen Briefpapier. Dieser Einschnitt schloß sich ebenso hermetisch durch eine kleine Klappe, die ganz so aussah und so dick war wie die Tür. Man konnte sie von außen in horizontaler Richtung umklappen, und auf dieses improvisierte Tischchen setzte man die Nahrung und alles andere hin, bis der Gefangene zur Tür kam und es in Empfang nahm.

Noworusski bei Einlieferung in die Schlüsselburg

Über dem Einschnitt war das „Auglein“ zur Beobachtung des Gefangenen vom Flur aus angebracht.

In dieser Behausung gab es also nichts zu beobachten, um sich zu zerstreuen, so daß ich ganz mir und meinen Gedanken überlassen war. Wenn ich heute imstande wäre, auch nur annähernd die Gedanken des ersten Tages der Gefangenschaft wiederzugeben, so bedürfte es dazu vieler Seiten; aber ich verzichte jetzt auf jeden Versuch, dies zu tun, in der festen Überzeugung, daß ein solches Erzeugnis, wie es auch ausfiele, rein erfunden wäre. Die einzige Beschäftigung, der man sich unbehindert hingeben konnte, war das Hin- und Hergehen von einer Ecke in die andere. Aber auch das war erschwert durch den langen Kittel und die Stiefel, die der Größe nach denjenigen glichen, die man jetzt Witte in den Karikaturen tragen läßt. Wie primitiv dieses Vergnügen auch sein mochte, so erheischt es die Gerechtigkeit, zu sagen, daß es eine große Wohltat war, um die einen ein Mensch, der an die Wand oder den Handkarren geschmiedet war, wie N. P. Schtschedrin z. B., aus ganzer Seele beneidete. Er erzählte mir, daß er, als man ihn endlich befreite (ich glaube, nach sechs Wochen), nicht genug in der Zelle umherlaufen und sich nicht genug darüber wundern konnte, wie Menschen, die frei herumgehen, keine Freude an dieser Freiheit empfinden.

II.

Von der äußeren Umgebung war der ausschließliche Mittelpunkt meiner Aufmerksamkeit natürlich der Inspektor Sokolow, der in der Presse jetzt auch unter dem Namen „Herodes“ bekannt ist. Ich könnte nicht sagen, daß er auf mich einen allzu unangenehmen Eindruck gemacht hätte, vielleicht weil ich noch nicht dazu gekommen war, die natürliche Antipathie des Opfers gegen seinen Henker zu empfinden, oder weil ich Menschen gegenüber, zu denen

ich nie in eine freundschaftliche Beziehung treten kann, kein sonderlich guter Beobachter bin. Mathwej Ephimitsch Sokolow also hatte auf mich keinen so abstoßenden Eindruck gemacht wie auf Poliwanow und diejenigen, denen er seine Aufmerksamkeit und Fürsorge im Alexei-Ravelin schenkte. Natürlich konnte man gleich erkennen, daß der Mann grausam und herzlos war. Aber ich verstand auch, daß ich, indem ich ihm zur „Zwangsarbeit" zugeteilt wurde, durchaus nicht seiner „väterlichen" Fürsorge empfohlen war, damit er auf meine verderbte Natur mit den Mitteln der Milde und Menschenliebe einwirkte.

Die Atmosphäre der Herzlosigkeit und der offenkundigen Bosheit herrschte uneingeschränkt auch in der Peter-Paul-Festung. Das war das erste, was damals den Neuling überraschte, welcher hinter Schloß und Riegel geraten war. Ob man schuldig oder unschuldig war, ob man auf administrativem Wege oder durch das Gericht freigelassen werden konnte, ob man wegen einer terroristischen Angelegenheit festgenommen war oder wegen des Besitzes eines Büchleins „verbrecherischen Inhaltes" — „Das Märchen von den vier Brüdern" genannt — die Wache machte in ihrem Verhalten dem Gefangenen gegenüber keinen Unterschied. Sie behandelte ihn nicht als den Feind der gesellschaftlichen Ordnung — für einen solchen Begriff war sie noch nicht reif — sondern als den Feind ihres eigenen Wohlergehens. Und deshalb konnte man von ihnen nichts anderes als schadenfrohe und rachsüchtige Blicke erwarten, die man stets auf sich gerichtet fühlte.

Darum bemerkte ich, als ich nach Schlüsselburg kam, keinen wesentlichen Unterschied, es sei denn, daß die Unteroffiziere hier nur stumme Statisten waren, und Sokolow der einzige war, der das Recht hatte, an mich artikulierte Laute zu richten — außer dem Arzt und dem Gefängnisdirektor, mit denen man sehr selten zusammentraf. Es mag ja sein, daß mir auf dem Hintergrund dieser

allgemeinen Herzlosigkeit und Stummheit der Mensch, von dem ich artikulierte Laute vernahm, nicht als wahrhaftige Bestie erschien. Eine offene Grobheit erfuhr ich nicht. Aus dem verschiedenartigen Verhalten den einzelnen Gefangenen gegenüber konnte man mit gutem Recht schließen, daß für jeden von uns besondere Instruktionen aus dem Polizeidepartement eintrafen. Wer die Ehre hatte, die Ungnade Peter Nikolajewitsch Durnowos zur Zeit der „intimen" Beziehungen mit ihm auf sich zu ziehen, spürte noch lange seine schwere Rechte, die unsichtbar auf unseren Mauern lastete. Wir konnten uns dabei nicht genug wundern, bis zu welcher Kleinlichkeit sich die großen russischen Staatswürdenträger herabzuwürdigen vermögen.

Schließlich muß ich noch ein für allemal feststellen, daß bereits ein ziemlich mildes Regime herrschte, als ich nach Schlüsselburg geriet. Meine Genossen, die schon im Jahre 1884 dahin gekommen waren, hatten da schon drei Jahre verlebt, drei endlose, langwierige und schwere Jahre, die sie jedoch nicht ganz fruchtlos verbrachten. Das eine oder das andere war schon von der einen Seite „erkämpft", oder von der anderen „geschenkt", das eine oder das andere überhaupt gemildert, und darum kam ich nicht dazu, die volle Grausamkeit des genialen Systems, das zum Schrecken der Feinde ersonnen wurde, zu erfahren. Als das beste Beispiel dieser Milderung kann ich anführen, daß Sokolow schon zu jener Zeit es vermied, die Gefangenen zu duzen. Er brachte es zu Wege, immer in der unpersönlichen Form und im Infinitiv zu reden. Als einmal ein Knopf von meiner Hose absprang, und ich eine Nadel und einen Faden erbat, um ihn wieder anzunähen, antwortete er kurz: „Kann nicht sein. Man muß die Hosen ablegen, zum Flicken geben."

III.

Um 12½ Uhr öffnete sich die Klappe in der Tür und man gab mir das Mittagessen, das, wie ich glaube, aus Sauerkohl und Brei bestand.

Ich kann nicht behaupten, daß die Einfachheit seiner Qualität und Zusammenstellung mich besonders wunderte. Schon im Untersuchungsgefängnis bekam ich etwas ähnliches. Im übrigen nährte man uns im Nowgoroder Seminar, wo nicht die aller bürgerlichen Rechte beraubten Menschen leben, sondern Rußlands Hoffnung und die Stütze der „altbewährten Grundsätze“ erzogen wird, mit abscheulichem Zeug, um das selbst ein ausgehungerter Zuchthäusler einen nicht beneiden würde. Darum verhielt sich mein Magen, der die Seminarkost ohne Schaden vertragen hatte, sehr nachsichtsvoll zu der Küche Sokolows, die von Männern hohen Ranges speziell dazu eingerichtet wurde, meinen widerspenstigen, trotzigen Geist zu bändigen. Gelegentlich richtete ich an Sokolow die Frage, ob ich irgend ein Buch bekommen könnte, und ob hier ein Spaziergang zulässig wäre. Er versprach, mir am nächsten Tage ein Buch zu geben; bezüglich des Spazierganges aber sagte er, daß man damit einige Tage noch warten müßte.

Um 4 Uhr öffnete sich wieder die Klappe und man stellte mir ein Krügchen Tee mit einem Stückchen Zucker hin. Der Tee hatte keinen Geschmack, roch nach Weidenzweigen, war aber heiß. Um 7 Uhr erhielt ich als Abendessen ein Stück Brot, das mit irgend etwas bestrichen war. Um 9 Uhr brachte man mir eine Petroleumlampe aus Kupfer, und Sokolow verkündete, daß sie die ganze Nacht brennen müsse. Die dumpfe, ungenügend ventilierte Luft wurde während der Nacht vom Petroleumdunst noch schlechter. Mit dieser letzten „Zustellung“ schloß der Gefängnistag ab. Niemand beunruhigte mich mehr, der Selbstvertiefung wurde

vollständiger und uneingeschränkter Spielraum gewährt, und ich fand mit einemmal den wahren Sinn des Lebens dank Sokolows Weisheit: „Bleib ruhig, und niemand wird dir ein Wort sagen.“ So endigte der erste Tag meines Zuchthausdaseins.

Ich will hier noch etwas erwähnen, an das man sich besonders schwer gewöhnte: das unaufhörliche Hereinblicken des diensttuenden Wächters durch das „Äuglein“. Man sah selbstverständlich auch in der Peter-Paul-Festung und im Untersuchungsgefängnis herein, aber doch nur selten, und man schenkte dem dort keine Aufmerksamkeit. Hier aber geschah das ununterbrochen. Und wie empört waren wir anfangs darüber! Wir glaubten, dies geschähe nicht im Interesse der Aufsicht, sondern um uns zu quälen — damit der Gefangene keinen Augenblick sein Los vergessen könnte. Nur während des Hin- und Hergehens konnte man ihn vergessen, den ungebetenen Zeugen der Seufzer. Und dennoch bemerkte man oft, wenn man an die Tür herankam, unwillkürlich das durch die kleine Scheibe spähende Auge. Während des Lesens aber, besonders während der völligen Abendstille, konnte man buchstäblich außer sich geraten, wenn man die an der Tür schleichenden Tritte des Spähers vernahm. Unsere Damen hatten noch einen kleinen Schutz, aber ich glaube, den haben sie auch nicht ohne Mühe und nicht so bald erkämpft. Sie schnitten mit der Schere kreisrunde Tuchläppchen und stopften das „Äuglein“ zeitweilig zu, wenn sie es nötig hatten.

Aber woran gewöhnt sich schließlich der Mensch nicht? Nach ungefähr einem Jahr ertrug ich schon dieses Spähen mit Gleichmut und beachtete es weniger, vielleicht auch, weil es seltener vorkam. Einige Kameraden konnten sich jedoch nie daran gewöhnen und regten sich jedesmal, wenn sie nervös waren, über diese Zudringlichkeit heftig auf.

IV.

Nun also — „bleib ruhig, und niemand wird dir etwas sagen!“ Man könnte meinen, daß nichts leichter wäre, als dieses Ideal Sokolows zu verwirklichen. Statt der Zwangsarbeit, der unfreiwilligen, vorgeschriebenen Tagesarbeit, des Hinabsteigens in die Tiefen der Erde und statt der Anstrengung von früh bis spät in den feuchten oder eisigen Schachten war es dein Los, „ruhig“ zu bleiben. Diese große Gnade hat der General Schebekow auch einmal im Gespräch — ich glaube, mit Trigoni — betont, dem er mit Entrüstung zurief: „Wie! Sie wurden zum Tode verurteilt, jetzt liegen Sie auf einer weichen Matratze und Sie beschweren sich noch!“

Was dieses ruhige Sitzen oder Liegen in der Übersetzung in die allen verständliche Sprache der Empfindungen bedeutet, kann Jeder leicht ermessen, wenn er auch nur einige Sekunden unbeweglich vor dem photographischen Apparat sitzen muß; nun versuche er es einmal, in solcher Haltung unverändert eine ganze Stunde zu verbleiben. Der junge, arbeitende Organismus hat ein ebenso dringendes Bedürfnis, alle Bewegungsakte auszuführen, wie er das Bedürfnis nach Ernährung hat; zur völligen Unbeweglichkeit und Untätigkeit verurteilt, leidet er ebenso schwer, wie wenn, man ihn zu übermenschlicher Anstrengung zwingt.

Die Lebensenergie, die keine zweckmäßige Auslösung findet, wird durch die Erhaltung in einem dauernden Zustand der Selbstbeschränkung gänzlich verbraucht, und der dabei vor sich gehende Prozeß ist einer ununterbrochenen, aber langsamen Selbsttötung analog. Die Verdauung, das Atmen, die Blutzirkulation lassen nach, die Muskel- und Nerventätigkeit vermindert sich und die Tätigkeit der Sinnesorgane hört fast ganz auf. Mit einem Wort — alle Lebensprozesse sind gewaltsam beinahe zum Stillstand gebracht. Und da jedes normal entwickelte Organ eine regelmäßige Tätigkeit erheischt

so mußte man in jeder Weise dieses dringende, rein organische Bedürfnis dämpfen und betäuben und den ganzen Vorrat an Kraft für den unnatürlichen Kampf mit ihm aufbrauchen. Wenn sich ein Mensch zum Selbstmord entschließt, so tut er es fast immer unter dem Einfluß eines gesteigerten Affekts. Ja, sogar zur Hinrichtung geht man unter Aufbietung des letzten Restes seiner Energie, in gehobener Stimmung. Unsere Selbsttötung mußte aber unvermeidlich auch die starken Affekte niederdrücken, im völligen Einklang mit allen verringerten physiologischen Prozessen. Und so dehnten sich von nun ab ganze Monate, erfüllt von schwermütiger, verzagter Stimmung, in welche nie eine freudige Erregung drang. Bei dieser seelischen Depression konnte die Belebung und die Ermutigung nur ein seltener, vorübergehender Gast sein.

V.

Den Umfang des Gebäudes, in dem man mich unterbrachte (es war natürlich unsere berühmte „Scheune"), und die Anzahl seiner Zellen konnte ich nicht gleich feststellen, aber ich ahnte, daß außer mir und Lukaschewitsch, dessen Schritte ich in der benachbarten Nummer 9 vernahm, noch andere Kameraden da sein mußten.

Allein wie sehr ich mich auch bemühte, Laute aufzufangen, die ihre Anwesenheit vermuten ließen, es gelang mir nicht. Die dicke, mit Eisen beschlagene Tür schloß fest in den Fugen; die massiven Wände, sicherlich 1½ Arschin dick, waren für Laute undurchdringlich. Außerdem war es mir natürlich sehr schwierig, mich in diesem neuen Aufenthaltsort zu orientieren. Deshalb gelang es mir nicht, hier Spuren der Anwesenheit auch nur eines Menschen zu entdecken, und ich blieb bei dem Glauben, daß Lukaschewitsch und ich hier allein waren. Viele Jahre später erfuhren wir von den Beamten, daß unsere zum Tode ver-

urteilten Genossen hier drei Tage verbracht hatten, und daß sie nachher am 8. Mai um 2 Uhr morgens hingerichtet wurden, gerade als wir den Schlaf unschuldiger Säuglinge kräftig schliefen, die keinerlei Lebenssorgen aufregen können. Der Hof, in dem sie hingerichtet wurden, stieß hart an das Gefängnisgebäude, aber die Fenster unserer Zellen gingen auf die entgegengesetzte Seite hinaus und zwischen den Zellen und diesem Hof lief ein ziemlich breiter Gang; deshalb konnte man die Vorbereitungen zur Hinrichtung nicht vernehmen.

Wahrscheinlich am Tage darauf um 10 Uhr erschien Sokolow in der Tür meiner Zelle und rief lakonisch: „Zum Spaziergang!" Ich nahm meine schirmlose Mütze, die aus grauem Arrestantenstoff wie ein Pfannkuchen geformt war und oben ein Kreuz aus schwarzen Streifen hatte, und verließ die Zelle. Voran ging Sokolow, hinter ihm ein Unteroffizier, dann kam ich und hinter mir noch ein Unteroffizier. Diese Prozession fand während des ganzen Sokolowschen Regimes unverändert Tag für Tag statt. Die überflüssige Bewegung war dem Nachfolger, seinem früheren Gehilfen, lästig, er beschränkte sich daher darauf, dem Aufzug aus der Ferne zuzusehen. Als dies auch ihn zu langweilen begann, überließ er es den Unteroffizieren allein, den „Sträfling zu geleiten". Der weitere Fortschritt in dieser Beziehung bestand darin, daß auch einer der Unteroffiziere verschwand (der stets vorangegangen war) und bloß der letzte folgte. Die Spaziergänge aber überwachte abseits stehend der Wachtmeister, auf den der Schlüssel und das Recht übergegangen waren, die Türen auf- und zuzuschließen. Endlich verschwand auch diese Begleitung, und der Spaziergang im Hof vollzog sich ohne jedes Geleite, aber vor den Augen der Unteroffiziere. Zu diesem Zwecke stellten sie Bänke auf, welche die Arbeit unserer Hände waren, und saßen ruhig mitten im Hof. Bald wärmten sie sich in der Sonne, bald zogen sie sich in den Schatten zurück; sie plauderten mit-

einander oder lasen Zeitungen, die sie während der letzten drei Jahre rasch in die Ärmel versteckten, wenn jemand vorbeikam — offenbar aus Besorgnis, der Vorübergehende könnte sie ihnen entreißen. Es kam schließlich in den Zeiten der „großen Freiheiten“ vor, daß die Wache nicht sichtbar war. Vom Hof aus hätte man dann ohne besondere Anstrengung über die nicht hohe Ziegelmauer steigen können, die den Gefängnishof vom Festungsplatz trennte, um da in Gesellschaft von Gendarmenfrauen und -kindern neben der Schildwache mit dem Bajonett zu verweilen, die beständig an dem Tor stand, durch das man in unseren Hof gelangte. Ebenso beständig hielten drei, alle zwei Stunden abgelöste, Soldaten über unserem Hof auf der Festungsmauer Wache, wovon einer ausschließlich über der „Scheune“, der andere an dem entgegengesetzten Ende im Eckturm und der dritte genau über unserem Gemüsegarten postiert waren. Vor der Wache lag unser ganzes Leben wie auf einer Handfläche, zu ihr flog auch jedes unserer Worte, das nicht im Flüsterton gesprochen wurde.

Da das ganze System auf gegenseitiger Spionage aufgebaut war, wobei keiner von der Wache — von den geringsten bis zu den höchsten Ämtern — mit uns allein sprechen durfte, so oblag der Schildwache auch die Pflicht, unseren Gesprächen mit den Unteroffizieren zu folgen, welche uns überall umgaben, aber keine Waffen trugen.

Die Versuchung, über die Ziegelmauer zu steigen, wurde natürlich vorausgesehen. Im Hinblick darauf z. B. lief die Dachrinne der Wachkaserne nicht etwa in unseren Hof, wie es nach der Lage des Daches sein sollte, sondern sie krümmte sich launenhaft und neigte sich über die Mauer nach außen. Die Erbauer konnten in ihrer Voraussicht nicht zulassen, daß irgend einer von den Verzweifelten ihre Rinne als Mittel zum Übersteigen der niederen Mauer, die überhaupt kein ernstes Hindernis bildete, benützte. Rittmeister Gudz, der während der liberalsten Epoche über uns

herrschte, ward in jedem Frühling unruhig und befahl, den Schnee von der Mauer wegzufegen, der, zu schweren, dichten Haufen zusammengepreßt, einen Menschen zu ertragen fähig war, und so hoch lag, daß man von der Schneemasse ebenso leicht auf das Dach steigen konnte wie auf den Rücken eines Pferdes. —

So machte ich mich feierlich auf den Weg, gerade in den Hof, in dem soeben ein Menschenmord vor sich gegangen war, unter anderen in Gegenwart von P. N. Durnowo, der speziell zu diesem Zweck aus Petersburg eingetroffen war. Der ziemlich geräumige Hof hatte ein völlig ödes Aussehen. Aus dem Boden, der mit Steinen und Kalkschutt von den im Laufe der Jahrhunderte häufig vorgenommenen Bauten bedeckt war, sproß hie und da ein armseliger, vorzeitiger Grashalm. Nichts erinnerte an die Tragödie, die sich hier soeben abgespielt hatte. Als wir später diesem Hof ein kultiviertes Aussehen verliehen, indem wir seine ganze Fläche mit Garten-, Obst- und Gemüsesaaten bepflanzten, erfuhren wir, daß der Galgen genau auf derselben Stelle gestanden hat, wo dank der Mühe M. F. Frolenkos Apfelbäume gesetzt wurden, die vielleicht noch heute dastehen.

Schnell gingen wir durch den sogenannten alten, von hohen Festungsmauern gebildeten Hof und kamen in den neuen, der, wie erwähnt, von der freien Festungsbevölkerung durch die niedere Ziegelmauer getrennt war. Hier führte man mich an die Holzpforte, die mit einem Riegel hastig geschlossen wurde, nachdem ich sie durchschritten hatte. Der Ort, an dem ich mich befand, wurde offiziell „das Höfchen“ genannt und hatte die Größe eines gewöhnlichen Stalles; er bildete einen dreieckigen kleinen Platz, war mit Sand bestreut und von einem 4 Arschin hohen Zaun umgeben. An der längsten Seite dieses Dreiecks konnte man etwa 18 Schritte machen. Die Zäune waren doppelt — der eine bestand aus ungefähr 2½ Zoll starken, wagrecht

aufeinandergelegten, der andere aus einzölligen, lotrecht aneinander genagelten Brettern. Zwischen diesen beiden Wänden war ein leerer Zwischenraum von ungefähr 3 Zoll Breite. Infolge dieses Umstandes war nicht die geringste Ritze sichtbar, durch die ein verräterischer Sonnenstrahl hätte schüchtern hereinblicken können.

Die Erde war buchstäblich so eben, wie eine Kegelbahn. Nur in der Mitte ragte ein kleiner Sandhaufen hervor, in demselben stak ein Holzspaten. Den Sand durfte man von einer Stelle zur anderen tragen und am nächsten Tag wieder auf die frühere schütten. Diese Arbeit, zu der man übrigens keineswegs verpflichtet war, sollte offenbar zur Bewegung dienen. Bei ihrer vollständigen Zwecklosigkeit konnte sie als voller Ersatz für Zuchthausarbeit gelten. Allerdings muß ich gestehen, daß ich mich diesem recht kindlichen Zeitvertreib nicht selten hingab; um ihm irgend einen Sinn beizulegen, bemühte ich mich, aus dem Sand verschiedene Figuren zu bilden. Sie wurden selbstverständlich, als ich fortgegangen war, sorgfältig vernichtet, damit der nächste „Spaziergänger“ daraus nicht etwa einen geheimnisvollen und verbrecherischen Gedanken lese.

Der Aufenthalt im Freien dauerte ungefähr 1¾ Stunden. Ich sah im Zenith den Himmel und die Wolken, ich schwelgte in den Sonnenstrahlen und fühlte, wie mich ringsum die Frühlingslüftchen umwehten. Das alles war erfreulich und traurig; erfreulich, weil es unmittelbar erquickte — traurig, weil es nur zu mächtig an den freien Himmel, die freien Sonnenstrahlen und den freien Hauch des Frühlings erinnerte, der einst so belebend und voller Hoffnungen war ... Und diese Erinnerung an die so kurz zurückliegende und niemals wiederkehrende Zeit rief mitunter eine solche Wehmut und einen so brennenden Schmerz hervor — der Anblick des Grabes, in dem alles begraben lag, was einem das Liebste auf der Welt war!

In solchen Augenblicken erschien die kalte, dunkle Zelle

wie eine angenehme Zuflucht, wohin der aufregende Widerhall des Lebens nicht drang, und wo die Hoffnunglosigkeit der Lage am besten mit den undurchdringlichen sonnenlosen Mauern harmonierte.

„Mir ist's, als ob ich leichter atme
In meiner dunklen, engen Zelle."

So schließt Vera Nikolaiewna Figner eines ihrer Gedichte, das dieselbe Stimmung schildert.

Im übrigen bot der Spaziergang ebensowenig Anregung wie die Zelle. Die einzige Abwechslung boten die Wolken, die wie vom Grunde eines tiefen Brunnens aus über dem Kopf sichtbar waren; aber man konnte ja nicht die ganze Zeit den Kopf zurückgeneigt halten und die Blicke bloß auf den Himmel richten. Auf der Erde jedoch suchte das Auge gierig wie früher, worauf es haften bleiben könnte, und wie früher fand es nichts, außer dem dreieckigen Plätzchen mit dem Aussehen einer Sandwüste und den grauen, undurchdringlichen Bretterwänden. Ich zählte sogar alle Knorren in den Brettern und betrachtete sie bis in die feinsten Einzelheiten. In der Folge erfuhr ich, daß sechs solcher Käfige errichtet wurden, sie waren numeriert und liefen wie die Speichen eines Rades von dem gemeinsamen Zentrum aus, wo sich die Ausgangstüren befanden. Unmittelbar über den Eingangstüren war ein mit einem niedrigen Geländer versehener Turm angebracht, wo damals beständig zwei Unteroffiziere Wache hielten. Ihren Augen blieb keine einzige unserer Bewegungen verborgen, und dem Auge der Schildwache keine einzige Bewegung des Unteroffiziers.

Einmal nahm ich, ehe ich in die Zelle zurückkehrte, eine Handvoll Sand mit, um die Muschel der Wasserleitung in der Zelle zu säubern. Offenbar wurde das bemerkt und hinterbracht, denn als wir zurückgingen, hielt mich „Herodes" an und fragte: „Was ist in der Hand?" — „Sand." — „Wozu?" — Ich erklärte. „Das darf nicht sein. Dazu bekommt man gestoßenen Ziegelstein." — *Bis jetzt ist*

es uns unbegreiflich, weshalb man die emaillierte Muschel nicht mit Sand, sondern bloß mit gestoßenem Ziegel reinigen durfte.

VI.

Ich vergaß, zu sagen, daß ich schon am zweiten Tage meines Aufenthaltes dem Versprechen gemäß ein Buch erhielt. Es war ein Werk von Guizot, wenn ich nicht irre. Ich war enttäuscht und bat, mir den Katalog zu geben. Und als man ihn mir am darauffolgenden Tage brachte, ersah ich, daß die Bibliothek die vielbändige „Geschichte des russischen Reiches“ von Solowiew besaß; ich ersuchte darum, bekam sie am nächsten Tag und machte mich an sie für lange Zeit. Damals gab man mir auch eine dünne Schiefertafel, die auf einen Karton geklebt und deshalb sehr leicht war. Eine gewöhnliche Tafel aber mit Rahmen hielt man wahrscheinlich für eine gefährliche Schleuderwaffe.

Dann dehnten sich eintönig Tag um Tag, einander ähnlich wie zwei Tropfen Wasser und ohne die geringste Veränderung. Es begann dasselbe traurige und völlig sinnlose Einerlei, das schwerer als ein Alp drückte, und vor dem man sich manchmal mit Freuden in die wirklichen Gruben geflüchtet hätte, dasselbe leblose, freudlose und hoffnungslose Einerlei, unter dessen Druck einer unserer Dichter sagte:

„Die Art der Qualen zu ändern,
Ist oft aller Wünsche Gipfel.“

Allein der Leser vermag sich auch nicht annähernd vorzustellen, was das heißt: ein Dasein ohne jede Abwechslung. Vor allem wurde man sich der Zeit nicht mehr bewußt. Des Raumes waren wir gewaltsam beraubt, da man uns aus den schier unermeßlichen Ebenen Rußlands zusammengelesen und in einen fast mathematischen Punkt zusammengepfercht hatte.

Das Leben, wenn man dieses Vegetieren jenseits von Zeit und Raum so benennen darf, nahm eine Form an, die niemand je gesehen und die nirgends so bestanden hat, richtiger vielleicht: die keiner von uns je gesehen. Selbstverständlich kann man sich das nicht klar genug vorstellen.

So verstrichen drei Wochen. Einmal öffnete sich zu einer ungewöhnlichen Zeit die Tür und Sokolow sprach: „Baden!“ Ich ging hinaus und erblickte, nachdem ich den Korridor durchschritten und das andere Ende desselben erreicht hatte, einen Raum, in dem sich eine Wanne befand. Ich wollte mich schon hineinstürzen, als ich von Sokolows Ausruf zurückgehalten wurde: „Haar schneiden!“ Ich lächelte unwillkürlich, indem ich daran dachte, wie in alten Zeiten den Mönchen das Kopfhaar wegrasiert wurde. Ich setzte mich auf den bereitstehenden Schemel und wurde sofort von einem in seinem Fache tüchtigen Meister glatt geschoren; er bediente sich aber bei dieser Operation nicht des Kammes, deshalb gewann mein Kopf schließlich das Aussehen eines eben geschorenen Schafkopfes: Hier gab es kahle Stellen, dort sproßten dünne Haarbüschel. Als ich bald darauf Lukaščhewitsch begegnete, und wir einander unsere Köpfe zeigten, lachten wir lange über eine solche Leistung. Wenn man uns damit zu treffen glaubte, so war man im Irrtum: das amüsierte uns bloß wie ein unfreiwilliger Mummenschanz. Ich kann bis heute nicht sagen, ob sie mit dieser Verunstaltung des Kopfes eine bestimmte Absicht hatten oder ob sie sich so für die Unmöglichkeit entschädigen wollten, uns in der für Zuchthäusler vorgeschriebenen Art (d. i. die Hälfte des Kopfhaares) zu rasieren. Nach dem Widerstand, den politische Verbrecher in verschiedenen Gefängnissen wiederholt diesem Rasieren entgegengesetzt hatten, wagten es unsere Machthaber nicht, einen solchen Versuch auch bei uns zu machen in der festen Überzeugung, daß diese Leute, die sie selbst für die Elite hielten, eine solche Verhöhnung nicht dulden würden.

Andere Fortschritte stellten sich hier wie überall nur nach und nach ein. Schon im zweiten Jahr hielt der Wächter den Kamm in der Hand, bediente sich jedoch desselben fast gar nicht und ich glaube, daß man im dritten Jahr begann, die Haare in üblicher Weise zu schneiden. Fast alle Soldaten verstanden die Haare gut zu stutzen, wovon wir uns später völlig überzeugten. Nach dem Wannenbad, das wir selbstverständlich vor den Augen zweier Gendarmen nahmen, gab man mir als Zugabe zu dem Anzug, den ich am ersten Tag erhielt, Leinenbeinkleider und eine ebensolche Bluse, die bis zur Hüfte lang und mit einem grauen Carreau-As auf dem Rücken versehen war. Zu jener Zeit wurde einmal im Monat, und zwar an einem Sonnabend gebadet; die Leibwäsche wechselte man jede Woche und die Bettwäsche zweimal im Monat.

Während des Badens fand in der Zelle eine sorgfältige Durchsuchung statt, bei der man selbst jeden Holzspan wegnahm, den man im Hofe verstohlen aufgelesen hatte, um ihn als Zahnstocher zu benutzen, und den man in irgend einer Ritze versteckt hielt. Sie hatten für dergleichen einen ungewöhnlichen Spürsinn und zeigten darin eine erstaunliche Geschicklichkeit. Zu meiner Zeit erstreckten sich diese Durchsuchungen nur auf die Zelle. Früher untersuchte man jeden Sträfling einmal in der Woche, wobei er sich bis zu den Füßen entkleiden mußte. Diese Visitationen schwächten sich, wie das ganze Regime, im Laufe der Zeit mehr und mehr ab, bis man sie gänzlich einstellte. Die Beamten stöberten selbstverständlich bis zum Schluß in den Zellen umher, allein sie suchten wahrscheinlich mehr nach Zucker und dergleichen als nach etwas Verdächtigem, das aus der Menge angehäufter Gegenstände herauszufinden bereits schwierig war. Während der letzten drei Jahre verbarg ich behutsam in meiner Tasche ein kleines Federmesser, das P. L. Antonow angefertigt hatte. Aber einmal, als ich mich durch den Gang zum Wannenbad begab, glitt es durch

die zerrissene Hosentasche und fiel auf den Boden. Der Wachtmeister, der mir folgte, hob es auf und übergab es mir schweigend. Ehemals hätte er einen solchen „Fehltritt“ nicht begangen.

Wenn ich mich recht erinnere, bekam ich noch in den ersten Tagen meiner Gefangenschaft auch einen Bleistift und ein Heft aus grauem Quartpapier; es war numeriert und auf der Rückseite stand von der Hand des diensttuenden Wächters geschrieben: „Insgesamt 12 numerierte Bogen in dieser Heft!“ Das Heft mußten wir, wenn es beschrieben war, zurückgeben, um ein anderes zu bekommen. Es ist begreiflich, wie sehr dieser Umstand dazu beitrug, das schriftstellerische Talent und die wissenschaftlichen Studien zu entwickeln, besonders wenn man berücksichtigt, daß man bloß ein Heft haben durfte, und um ein anderes zu erhalten, das erste zurückgeben mußte! Es ist auch begreiflich, daß ich sofort bat, die Hefte behalten zu dürfen. Darum bemühten sich sicherlich auch die anderen, und ich glaube, es wurde auch bald gewährt, da ich bis jetzt das Heft aus dem Sommer jenes Jahres bewahren konnte. Wie viele ich vorher zurückgestellt habe, weiß ich nicht mehr. Anfangs gab man ohne Umstände ein zweites und drittes Heft, wenn man aber solche häufiger bekam, ersuchten sie, wenigstens irgend etwas davon zurückzugeben. Ich entsinne mich im übrigen, daß ich einmal ein Büchlein aus dem Deutschen „Die Reise nach der Mongolei und nach Tibet“ übersetzte. Ich übergab die Übersetzung den Gendarmen, sie wurde wahrscheinlich vernichtet. Sie sagten allerdings, daß sie die zurückgestellten Hefte dem Polizeidepartement einsenden.

Das Schreiben mit Bleistift war gleichfalls mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden. Er wurde von den Wächtern gespitzt und man mußte bis zur Verabreichung des Mittagessens, Tees oder Abendbrotes warten, um die Schreibwaffe in brauchbaren Zustand bringen zu können.

Ich bemühte mich vor allen Dingen, in der Zelle irgend eine rauhe und harte Fläche zu finden, an der man den Bleistift wetzen und so wenigstens einigermaßen spitzen konnte. Tinte gab man uns nach besonderem, wahrscheinlich wiederholten Ansuchen, wenn irgend ein hoher Besuch bevorstand. Das geschah bereits ein Jahr später.

In meinem Tagebuchheft hieß es am 19. September 1888: „Tinte bekommen! Unsagbare Freude, als ob man nach zweijährigem Fasten Brot erhalten hätte! Das nenne ich mit einer Tintenseele geboren sein und leben!“

VII.

Aus der Zeit in der „Scheune“ entsinne ich mich noch an das Zusammentreffen mit dem Geistlichen. In der Instruktion hieß es, daß dem Gefangenen für gutes Betragen außer dem Lesen von Büchern und dem Tee noch eine Unterredung mit dem Geistlichen gewährt wird. In den letzten Instruktionen war diese religiöse Gnade neben dem Tabakrauchen genannt. Daraus konnte man ersehen, was für Muster-„Gesetze“ sie für uns verfaßt hatten.

Drei Wochen nach meinem Einzug bat ich Sokolow um eine Unterredung mit dem Geistlichen in der Hoffnung, unter diesen umherwandelnden Marionetten einen lebendigen Menschen zu finden. Sokolow kündigte mir im voraus den Tag seines Erscheinens an, und ich erwartete ihn. Die Tür ging auf, zwei Gendarmen traten ein und nahmen hart neben mir Stellung. Nachdem ich den Geistlichen begrüßt hatte, setzten wir uns auf das Bett, und uns gegenüber stellten sich wie Pfähle die zwei treuen Wächter auf. Etwas abseits stand „Herodes“ selbst.

Natürlich war bei solcher Umgebung die Unterhaltung unerfreulich, und wir trennten uns bald.

In der Folge hörte ich von Kameraden, die zur Beichte gingen, daß sie in einer leeren Zelle stattfand, deren

Tür unverschlossen und dessen „Äuglein“ fortwährend offen blieb.

Im Laufe meines ganzen Aufenthaltes dort traf ich einige Male zu verschiedenen Zeiten mit diesem Geistlichen zusammen, und zwar nicht mehr unter diesen erschwerenden Umständen; wir blieben allein, und ungeachtet der Verschiedenheit der Anschauungen und des Alters fehlte es nie an Gesprächsstoff. Er war ein gutherziger Mensch, aber vollständig willenlos, wie die überwiegende Mehrheit unserer Geistlichkeit. Aus dem Seminar hervorgegangen, besaß er natürlich eine äußerst beschränkte Bildung, aber er hatte Lebenserfahrung, der langjährige Verkehr mit Menschen ergänzte zum Teil seine mangelhafte geistige Entwicklung. Er machte sogar Verse, schrieb auch in Prosa und brachte seine Erzeugnisse im „Boten der Militärgeistlichkeit“ unter — er hatte also gewissermaßen eine Dichterseele. Und da er gar nicht vom Geiste der Proselytenmacherei besessen war und nicht danach strebte, die irrende Seele auf den Weg zu führen, den er für den richtigen hielt, so vertrugen wir uns ganz gut. Es ist begreiflich, daß ich mich bemühte, seinen Besuch in jeder Weise auszunutzen, um wenigstens mit einem Auge durch die uns umgebenden Mauern, durch das uns verhüllende undurchdringliche Dunkel zu blicken. Er verstand das und kämpfte stets zwischen dem Wunsch, mich durch irgend eine politische Nachricht zu erfreuen, und der Furcht, wegen einer solchen Übertretung der Gefängnisvorschriften streng bestraft zu werden.

Es ist ebenso begreiflich, daß seine Dienstwilligkeit und Güte in dieser Hinsicht mit dem Nachlassen der Gefängnisstrenge Schritt hielten. Er blieb dennoch bis zum Ende sehr zurückhaltend, ließ sich nur durch Gespräche etwas hinreißen, beantwortete meine Fragen mehr oder weniger kurz und ging auf Einzelheiten nicht ein. Ohne Befehl durfte er mich nicht besuchen — ebensowenig wie der Arzt. So kam es, daß man die Milderung, von der

in der Instruktion die Rede war, nur nach einem besonderen Ansuchen beim Inspektor geniesen konnte. Obgleich dieser Geistliche in der Festung lebte, hier bereits mehr als 40 Jahre den Dienst versah und weder seinem Alter noch Charakter nach den geringsten Verdacht erwecken konnte, sah unsere Verwaltung seine Besuche im Gefängnis mit großem Unbehagen. Trotz alledem war es ja ein überflüssiges Auge! Und sie fühlten sich so sehr als die absoluten Herren hier und waren so gewöhnt, ohne jede Kontrolle zu handeln, daß sie dazu neigten, sogar den Geistlichen für einen Späher zu halten. Ich selbst hörte — ich glaube, in der Epoche Plehwes — wie unserem Wachtmeister, der große Ähnlichkeit mit Tschechows Unteroffizier Prischibejew hatte, ein entrüstetes: „Schleicht hier herum!“ und Ähnliches entschlüpfte.

VIII.

Etwa einen Monat nachher brachte man auch Gratschewski zur Abbüßung einer Karzerstrafe in die Scheune, wovon wir erst später Kenntnis erlangten. An demselben Tag meldete mir Sokolow: „Hier gibt es einen Verrückten; ich bitte, nicht zu reagieren, wenn er aufschreit oder sonst etwas . . .“ Man hörte nicht schreien, aber am zweiten oder dritten Tage — wahrscheinlich, um Verwicklungen zu vermeiden oder noch wahrscheinlicher, um einen Befehl aus Petersburg zu erfüllen, nämlich um für die im Prozeß Lopatin Verurteilten Raum zu schaffen — erschien Sokolow vor dem Mittagessen unerwartet und sagte: „In eine andere Zelle!“

Ich nahm meine Habseligkeiten, nämlich die Mütze, das Buch, die Schiefertafel und den Mantel und ging mit ihm, von dem gewöhnlichen Gefolge geleitet. Wir schritten auf demselben Wege, den wir beim Spaziergang zurücklegten, in den neuen Hof und von dort in das neue rote Gebäude, bei

dessen Anblick ich mich früher täglich mit der Frage ergötzte: „Ist das auch ein Gefängnis?“

Zuerst verblüffte mich sozusagen die Eleganz: der Vorraum in der Mitte des Gebäudes mit zwei gußeisernen facettierten Säulen und durchbrochenen Verzierungen; rechts vom Eingang eine breite Treppe zur ersten Etage, mit einem lackierten Geländer, die Röhren der Zentralheizung hinter der Tür, die Anspruch auf Kunst machte; ein heller Flur und eine Zelle, klein wie ein Spielzeug, ganz von Licht überströmt.

Sie schien mir heller im Vergleich mit dem dunklen Keller, den ich soeben verlassen hatte; durch das gleich große Fenster fiel das Licht auf einen dreimal so kleinen Raum. Das Fenster ging auf einen freien Platz und war um diese Stunde schon von der Sonne beleuchtet. Die matten Scheiben, auf die das Licht strömte, blendeten durch ihr Funkeln.

Als ich mich später mit der Fülle des Lichtes, die in die Zelle drang, ziemlich vertraut gemacht hatte, konnte ich erst begreifen, weshalb der erste Eindruck so stark gewesen war. Gleichzeitig mit der Fülle an Licht herrschte, wie es schien, in diesem Raum eine gewisse Lebensfreude. Die Zelle hatte auch die Nummer 8, wie jene, in der ich in der „Scheune“ lebte. In dieser Zelle blieb ich mit kleinen Unterbrechungen 17 ½ Jahre, und erst im November 1904 siedelte ich endgültig in die obere Etage über. Lukaschewitsch brachte man gleich nach mir dorthin und wies ihm, wieder neben mir, die Nummer 9 an.

Das Gefängnisgebäude bestand aus lauter Eisen und Stein. Die Zelle, besonders wenn sie durch die Eisentür geschlossen war, konnte buchstäblich ein „Steinkasten“ genannt werden, in den weder irgend ein häusliches Nagetier, noch die häuslichen Insekten, die ein ständiges Zubehör derartiger Behausungen bilden, eindringen konnten. Um sie später für meine Sammlung zu bekommen, mußte

ich mich an die Unteroffiziere wenden, und für Schaben bot ich sogar eine Entschädigung. Aus Holz waren bloß die Fensterrahmen und -bretter. Die letzteren waren in den Gängen wagerecht und in den Zellen schräg. Das Fensterbrett war, genau wie in der „Scheune", in einem scharfen Winkel angebracht, damit sich der Gefangene bei seinen verbrecherischen Versuchen, durch das Fenster hinauszusehen, nicht an dem Fensterbrett festhalten, und etwa die Stärke des Gitters und des Rahmens prüfen könnte. Später haben wir natürlich diese architektonische Phantasie berichtigt und auf diesem abschüssigen Brett horizontale Bretter für Blumentöpfe errichtet, wodurch das Geschick des Vaterlandes nicht im geringsten geschädigt wurde.

In der Zelle waren der Tisch und der Stuhl (richtiger: der Sitz) aus Eisen. In der Folge erfuhr ich, daß sie in vielen anderen Zellen aus Holz und ebenso konstruiert waren wie in der „Scheune".

Das Gebäude bestand aus zwei Stockwerken, (bis zum Dach) nicht weniger als 12 Arschin hoch, ungefähr 18 Arschin breit und 45 lang. In der Mitte lief ein breiter Korridor, der durch Treppen nicht unterbrochen war; zu den beiden Seiten lagen die Zellen, eine genau über der anderen.

Zur oberen Etage führten breite leichte Treppen mit Stufen aus Fliesenstein, und zum Eingang in die Zellen dieser Etage dienten bloß schmale Eisengeländer, die sich zu beiden Seiten des Korridors wanden, genau in derselben Höhe, wo der Fußboden hätte sein müssen, wodurch die beiden Etage getrennt wären. An dessen Stelle wurde von einem Geländer zum anderen ein Seilnetz gespannt, das sich über den ganzen Korridor ausbreitete und diejenigen, die am Geländer gingen, vor der Versuchung sich kopfüber hinabzustürzen, schützte. Infolge dieser Einrichtung konnte der diensthabende Wächter, der unten im

Korridor stand, mit einemmal alle Türen der unteren und oberen Etage, sowie auch jeden, der irgend wohin durch den Korridor ging, beobachten. Trotz aller dieser Bequemlichkeiten zur Aufsicht, die natürlich allen Gefängnissen neuer Bauart gemeinsam sind und von irgend einem kriminalistischen Kopf (selbstverständlich im „verderbenbringenden Westen") mit der Absicht, die Zahl der Wächter zu vermindern, ersonnen worden sind, setzte unsere Verwaltung so etwas gar nicht voraus, und in der ersten Zeit standen zwei Unteroffiziere am oberen Geländer und zwei unten, ohne diejenigen zu zählen, die sich zur Ergänzung im Zimmer für diensthabende Wächter aufhielten. Überdies kam Sokolow, wenn er erschien, um uns zum Spaziergang freizulassen, mit zwei weiteren Geleitunteroffizieren, und dieser komplizierte Aufzug setzte sich dann im Korridor vor den Augen von vier Wächtern in Bewegung.

Diese „Hypertrophie" der Aufsicht — ein kleiner Splitter der allgemeinen Hypertrophie der Verwaltung in Rußland — und die offenkundige Angst, die solche Einzelheiten der Schutzmaßregeln gegen waffenlose, eingeschlossene, isolierte und durch Hunger erschöpfte Feinde diktiert hat, ergötzten mich zu Beginn nicht wenig. Die Insel ist von ungeheuren Festungsmauern umgeben, die bloß einen Eingang haben, der stets geschlossen und bewacht war. Im Innern der Festung waren wir durch eine andere Mauer abgegrenzt, deren Eingang auch geschlossen und bewacht war. (Das zweite Schloß.) Die äußere Tür des Gefängnisses wurde auch geschlossen (das dritte Schloß), dahinter folgte eine vergitterte Tür, die in unseren Korridor führte und die man für die Nacht verschloß. (Das vierte Schloß.) Endlich war die Tür der Zelle stets versperrt (das fünfte Schloß) — sie war mit zwei Schlüsseln verschlossen, die ein- oder zweimal umgedreht wurden und der Schlüssel, der zweimal im Schloß umgedreht wurde, befand sich immer in der

Wohnung des Inspektors; das sogar später in der Epoche des Liberalismus.

Eine Flucht war unter solchen Bedingungen undenkbar, ein bewaffneter Widerstand, solange es keine Werkzeuge gab, unmöglich. Die Waffenlosen konnten aber schon deshalb keine Furcht erregen, weil sich zwei Schritte vom Gefängnis entfernt die Wachkaserne befand, von der bei einem Alarmsignal augenblicklich 12 bewaffnete Soldaten erscheinen konnten. Bei diesen Einrichtungen dachte man sich: „Hat ihnen aber diese Handvoll Menschen, die bloß durch ihre Willensstärke und Prinzipientreue mächtig war, eine Furcht eingejagt!“

Außer der großen Haupttreppe diente zum Verkehr zwischen den Etagen eine eiserne Wendeltreppe, die sich in dem südlichen Ende des Gebäudes befand. Im ganzen waren 40 Zellen vorhanden. Die innere Einrichtung war dieselbe wie in der „Scheune“, nur gab es hier an Stelle des runden Ofens eine kleine Anlage für Wasserheizung. Das innere Aussehen der Zelle habe ich seinerzeit in einem Gedicht geschildert — mein erster Versuch dichterischen Schaffens und, wie es sich für einen Jünger der klassischen Schule gehört, in Hexametern verfaßt.

In jedem Raum zog ein blauer Strich eine Grenze zwischen der oben weiß und unten schwarz gestrichenen Wand. Das hat sich bis heute so erhalten. Bis zum Hals im Dunkel, ging der Gefangene hin und her und dachte unaufhörlich an dieses ewige Grab. Oben aber ließen sie weiß tünchen, wie ganz zufällig, und charakterisierten so die Herzensreinheit der Gefangenen.

Der Phantasie des Mannes, der das Innere unserer Zellen ausschmückte, indem er nicht bloß den Boden, sondern auch die Wände bis zur Höhe von zwei Arschin mit Ruß und Öl anstreichen ließ, kann man einen gewissen Schwung nicht absprechen. Bei den wenigen Einrichtungsgegenständen verwandelte sich die Zelle, besonders wenn das Bett ge-

schlossen war, in einen wahren Katafalk, wie man ihn zu meiner Zeit zu errichten pflegte, und die weiße gewölbte Decke sollte dem Silberbrokat entsprechen, der jenen oben schmückte. Wenn man sich dazu noch ins Gedächtnis ruft, daß einige hochstehende Besucher, die mit der Vollmacht, zu binden und zu lösen ausgerüstet waren, kurz und bündig erklärten, indem sie mit dem Finger auf den schwarzen Boden zeigten: „Hier ist ein Grab“, so muß man sagen, daß die Ausstattung dieser Wohnung im vollständigen Einklang mit den hohen Absichten stand, die seinen Erbauer inspiriert hatten.

Und wenn mir dieser Katafalk beim ersten Anblick als ein Spielzeug erschien, von dem Lebensfreude ausging, so kann man sich vorstellen, wie es in der Zelle der „Scheune“ aussah, aus der ich zum Glück bald fortgebracht wurde.

Die Lebensordnung war ganz dieselbe wie im anderen Gefängnis. Die Zeit, da man den Morgen- und Abendtee erhielt, wechselte im Laufe des Jahres. Mittag- und Abendbrot aber wurden während der ganzen Zeit unabänderlich um dieselbe Stunde verabreicht. Die Gewährung der Lampe hingegen war von den Jahreszeiten abhängig, bis man dies eines Tages gänzlich einstellte — mit der Einrichtung der elektrischen Beleuchtung, wie ich glaube, im Jahre 1894.

Sokolow sagte mir, als er mich in die neue Zelle brachte: „Man wird hier wahrscheinlich „klopfen“; bitte, nicht zu erwidern.“ Aber obgleich ich noch kein Klopfen vernommen hatte, fühlte ich gleich, daß ich in ein Leben der Gemeinschaft geraten war. Das Gebäude, aus Zement gebaut, der sich bis zur Festigkeit von Stein verhärtet hatte, bildete eine einzige Steinmasse, die vorzüglich den Schall wiedergab. Der große Korridor diente als guter Schallfänger, und nach der Anzahl der Türen und Türklappen, die sich zum Spaziergang und zur Verteilung von Nahrung öffneten, konnte man bald die Zahl der Unglücksgenossen bestimmen. Allerdings geschah es nicht mit einemmal. Zu Beginn hörte ich z. B.

über meinem Kopfe Schritte, ich konnte aber nicht unterscheiden, ob sie gerade über mir, rechts oder links gemacht wurden. In der Folge verfeinerte sich mein Gehör so sehr wie der Tastsinn bei den Blinden, und wenn ich lauschte, konnte ich unfehlbar feststellen, ob Vera Figner, die über mir lebte, in diesem Augenblick saß oder im Bette lag. Denn ein noch so regungslos sitzender Mensch macht unbedingt hie und da eine Bewegung mit dem Fuß; ein solches Geräusch fing ich leicht auf.

IX.

Bald nach meiner Überführung machte der Gefängnisdirektor, den wir kurz, aber *unrichtig* Kommandant nannten, seinen gewöhnlichen Rundgang bei den Gefangenen; das wiederholte sich damals regelmäßig einmal im Monat. Die Tür ging gewöhnlich am Nachmittag auf, stürmisch stürzten zwei Unteroffiziere herein, stellten sich bei mir rechts und links, beinahe Schulter an Schulter auf; nachher sah ich in der Tür Gestalten in Uniform, die dem Range nach eintraten: der Inspektor (Sokolow), der Arzt und der Kommandant (damals Pokroschinski). Dieser legte mir mehrere Male bei seinen Besuchen dieselben Fragen vor. Auch meine Antworten waren immer die gleichen, und deshalb prägte sich mir dieser Dialog in das Gedächtnis ein: „Findet der Spaziergang statt?“ — „Er findet statt. —“ „Gibt es genügend Nahrung?“ — „Genügend.“ — „Ist der Gefangene nicht krank?“ — „Nicht krank. —“ Es folgte eine gewisse Geste, die entfernt an einen Gruß erinnerte, und die Besucher gingen fort.

Bei dem ersten oder zweiten Besuch erkundigte ich mich, ob ich eine Nachricht an meine Verwandten schreiben dürfte. Der Kommandant antwortete: „Unter keiner Bedingung.“ Er bemerkte vermutlich, daß ich darüber gekränkt war, und fügte hinzu: „Vielleicht wird es mit

der Zeit möglich sein . . . später einmal.“ Das wurde aber in einem Tone gesagt, der völlige Aussichtslosigkeit verriet. Erst vor kurzem erfuhr ich, wie viel bittere und vergebliche Tränen meine Eltern vergossen haben, weil sie von mir keine Nachricht hatten und mich bereits für verloren hielten. In allen unseren politischen Prozessen war eben das Grausamste, daß neben den mehr oder minder Schuldigen auch absolut Unschuldige verurteilt wurden; das tat man natürlich mit Absicht, mit der echt asiatischen Berechnung, die Phantasie der Bürger mit Schrecken zu erfüllen und ihren Seelen Angst und Beben vor den Behörden einzuflößen.

Eine derartige Umzäunung mit einer lebendigen, aus zwei Unteroffizieren bestehenden spanischen Wand wurde unvermeidlich bei jedem hohen Besuch während der ganzen Zeit unserer Gefangenschaft aufgestellt. Und je höher der Rang des Besuchers war, desto ungestümer stürzten die Unteroffiziere herein und desto offenkundiger verrieten ihre Gesichter, daß sie „zu Befehl“ standen.

Nur der eine, Woljanski, wenn ich mich recht entsinne, der mich in der Eigenschaft eines Vizedirektors des Polizeidepartements besuchte, trat ohne solche Vorsichtsmaßregel bei mir ein und ging auch gleich auf mich zu, ohne an der Schwelle in einer angemessenen Distanz, wie es die anderen taten, stehen zu bleiben.

Die Gefängnisverwaltung hat mit der Zeit, nachdem sie uns gründlich beobachtet hatte, diese Vorsichtsmaßregeln als vollständig überflüssig und nutzlos außer Gebrauch gesetzt; die höhere Obrigkeit jedoch, von der sie auch erfunden waren, wagte nie, bei uns ohne solche „vorangehende Sicherung“ einzutreten — so auch noch beim letzten Besuch aus Petersburg, den uns v. Wahl unter dem Regime Plehwe's machte.

Als wir schon Werkstätten hatten, wurden wir von dem bevorstehenden Besuch eines höheren Gewalthabers stets be-

nachrichtigt. Man ließ uns während der Arbeitsstunden nicht in die Werkstätten ein, sondern wir blieben „ohne Waffen“ in den Zellen. Nur General Pawlow, der uns oft besuchte, sowohl als Stabschef wie als Direktor, war mutiger und kam einmal zu mir geradenwegs in die Tischlerwerkstätte, selbstverständlich mit einem beträchtlichen Gefolge.

Über dieses Thema hatte ich nach ungefähr zwei Jahren eine offene Unterredung mit dem Gehilfen Stepanow, den wir den „Klassiker“ nannten, weil er, wie er erzählte, einmal ein Gymnasium besucht hatte. Lange Zeit übte er das Amt eines Inspektors nach Sokolows Abgang aus, und infolge seiner weichen Gemütsart, hauptsächlich aber seiner Neigung für einen „guten Tropfen“ erlaubte er sich ab und zu, die Ordnung zu verletzen, die Sokolow wie etwas Heiliges gewahrt hatte. Er trat manchmal angeheitert zu uns in die Zellen, um zu plaudern, und deklamierte einmal, sein Schicksal beklagend, ich glaube, dem Iwanow, aus Nekrassow vor:

„Nach Höherem steht euer Streben,
Doch trägt keine Frucht eure Saat.“

Einmal kam er zu mir, jagte die diensthabenden Wächter zur Tür hinaus, ließ sich auf das Bett nieder, steckte sich eine Zigarette an, forderte auch mich auf, zu rauchen, und sagte, daß ich ihm leid täte, daß er mich genau nach den an mich gerichteten Briefen kennt, die man mir natürlich nicht übergab. Ich erwiderte ihm ganz aufrichtig, daß er mich trotz alledem fürchtete. Selbstverständlich protestierte er entschieden dagegen; als ich ihn fragte, warum er nicht wagte, zu mir ohne Begleitung zu kommen, antwortete er nicht. Wahrscheinlich hatte er nicht den Mut, einzugestehen, daß es ihnen durch ihre Instruktion verboten war.

X.

Ungefähr drei Wochen nach meiner Überführung in das neue Gefängnis ließ man mich in den Gemüsegarten gehen. Unsere „Sandwüste“ machte einen traurigen Eindruck, besonders im Sommer, da das Gras überall kräftig aus der Erde sproß, sogar zwischen den Granitsteinen des neuen Pflasters, das unser Gefängnis mit einem Gürtel von etwa zwei Arschin Breite umgab. Hier wurde es sorgfältig jedes Jahr und unerbittlich bis zum letzten Sommer entwurzelt. Aber ebenso sorgfältig wurde das Gras damals auch auf dem sandigen Boden unserer Ställe herausgerissen, damit es das Gendarmenauge nicht darin störte, unsere verbrecherischen Ränke zu beobachten, die sich hartnäckig und ohne Abschwächung darauf richteten, seinem Freunde, Nachbarn oder Genossen irgend eine geheime Nachricht über sich zu hinterlassen. Vielleicht hätte dieser schonungslose Krieg gegen die Vegetation auf einen Stadtbewohner keinen so deprimierenden Eindruck gemacht. Aber auf mich, der jeden Sommer auf dem Lande verbracht hatte, wirkte diese absichtliche Umwandlung des Rastortes in eine Wüste besonders niederdrückend. Alles war, wie es schien, darauf abgesehen, einen des harmlosesten und natürlichsten Vergnügens zu berauben, das so freigebig von der Natur selbst verschwendet wurde.

Aber bald mußte ich mich davon überzeugen, daß ich mit einem solchen bestimmten Urteil nicht recht hatte. Einmal, als ich mich zum Spaziergang anschickte und meine Schritte nach den „Ställen“ richtete, hielt mich Sokolow an und deutete mir, nach rechts zu gehen, — zur Tür eines Zaunes. Ich trat ein und war einfach verblüfft.

Es war ein Gemüsegarten. Der Käfig, etwas größer als die Käfige mit den „Sandwüsten“, bildete ein langes Rechteck und war von einem niedrigen Zaun umgeben.

Er glich zwar auch dem Stall, aber mein Auge ergötzte sich an dem Gemüse, als wäre ich ein Wanderer gewesen, der aus einer qualvollen Wüste in eine Oase gelangt. Die Vegetation bestand aus bestimmten Gemüsearten und machte keine Ansprüche auf Kunst. Es ist aber bekannt, daß dem Ausgehungerten Brot süßer als Honig schmeckt. Wenn man noch hinzufügt, daß dicht an den Zaun einige Büsche Flockenblumen, Reseda und Kressen gepflanzt waren, wird jeder ohne weitere Erklärung begreifen, daß mein Enthusiasmus grenzenlos war. Offenbar bildete der Gemüsegarten eine Belohnung für das Betragen oder eine Milderung, welche die Obrigkeit gewähren und zurücknehmen konnte. Und der scharfe Kontrast des heitern grünen Reiches mit der öden „Sandwüste“ konnte nur den Eindruck einer Strafe oder einer Wohltat verstärken.

Aber wozu man uns während der schwersten Zeit unseres Lebens Blumen gab, kann ich bis jetzt nicht begreifen. Ich erinnere mich der Verwunderung, die der Minister Durnowo bei seinem Besuch im Jahre 1889 äußerte, als er in einer Zelle einige Flockenblumen in einem Wasserkrug erblickte: „Auch Blümchen?“ rief er, halb fragend, halb erstaunt, aus. Tatsächlich fiel der Anblick der frischen, lebendigen Blumen auf dem öden Hintergrund der dunklen Zelle scharf auf. „Ja, ja,“ rief ein aus dem Gefolge hervortretender Beamter des Polizeidepartements aus — „Blumen haben sie auch.“ Als ob wir außer Blumen alles andere auch gehabt hätten! Er sagte das in dem Ton eines Kenners aller Einzelheiten unseres Lebens, die vielleicht von ihm auch angeordnet waren. Aber der Gemüsegarten wurde erst zwei Jahre nach der Eröffnung dieses Gefängnisses angelegt, und meine Kameraden quälten sich zwei Jahre lang ausschließlich in der Sandwüste.

XI.

In der ersten Instruktion war kein Wort von Spaziergängen zu zweien gesagt. Als sie später eine gewöhnliche Erscheinung wurden, hat man dieses Versehen berichtigt und es in die Rubrik der Milderungen, die für „gutes Betragen“ gewährt wurden, eingetragen.

Aber zur Zeit, als wir dahin kamen, ließ man die Spaziergänge zu zweien schon zu, obgleich sie völlig vom Gutdünken des „Herodes“ abhingen, der es sehr gern sah, wenn man ihn um etwas bat. Im übrigen beruhte sein Gutdünken wahrscheinlich auf jenen privaten Instruktionen, die ich schon früher erwähnte.

Wenigstens baten weder ich noch Lukaschewitsch ihn um diese Gnade, weil wir noch nicht wußten, daß sie bestand. Auf dem Spaziergang sprachen die *zusammentreffenden* Paare so leise zueinander, daß man, wenn wir uns auch neben ihnen befanden, keinen Laut des Gespräches durch den doppelten 4 Arschin hohen Zaun erlauschen konnte. Lange Zeit später, als das Verbot der Gespräche nicht mehr beachtet wurde, *mußten wir noch, um den Nachbarn einige* Worte durch einen solchen Zaun zu sagen, laut sprechen.

Offenbar hatte uns wieder eine gütige Fee einen Dienst geleistet, denn „Herodes“ selbst ließ mich nach sechs Wochen strenger Einzelhaft zu Lukaschewitsch, nachdem er vorher *gesagt hatte, daß dies dreimal* wöchentlich auf 1¾ Stunden gestattet wäre, und wir leise zu sprechen hätten, „um die Nachbarn nicht zu stören“. Gleich bei dem ersten Besuch des Obersten bat ich ihn, uns für jeden Tag eine Zusammenkunft zu gewähren, und erhielt in etwas scherzhafter Form einen abschlägigen Bescheid; er riet mir, „mit dem geistigen Kapital zu sparen, es nicht zu vergeuden“ — zugleich machte er eine bezeichnende Gebärde gegen die Stirn — „da ich es später noch brauchen würde.“ Der

Rat war zum mindesten für mich und zu jener Zeit gar nicht am Platze, weil diese Begegnungen nicht zur Vergeudung des geistigen Kapitals, sondern vielmehr zu seiner Bereicherung beitragen konnten. Lukaschewitsch stand durch seine Begabung wie durch seinen lebhaften Geist und den Reichtum an Kenntnissen, besonders auf dem für mich unbekannten Gebiet der Naturwissenschaften, unvergleichlich höher als ich, und der Verkehr mit ihm bot mir nicht nur einen wahrhaften Genuß, sondern war auch von unschätzbarem Nutzen für mich. Wir disputierten manchmal über Weltanschauungen, wobei ich, der ich alle philosophischen Systeme im allgemeinen kannte, mich noch an den Spiritualismus hielt, während er Schritt für Schritt seinen Standpunkt gegen meine Angriffe hartnäckig verteidigte.

Dann haben wir mitunter, natürlich jeder für sich, der Reihe nach dieselben Bücher gelesen, bei dem nächsten Zusammentreffen besprochen und den Autor mit solcher Gründlichkeit zerfasert, wie man das nur bei absoluter Muße tun kann. Bücher von wertvollem Inhalt lasen wir nicht bloß einmal, sondern stets zweimal; dabei machten wir Notizen und ließen immer auch Pausen zum Nachdenken eintreten. Ich glaube, *durch ein solches Lesen der wenigen Bücher, die damals zu* unserer Verfügung standen, haben wir unvergleichlich mehr gewonnen, als später durch das viele Lesen, das die unmittelbare Folge des verhältnismäßigen Reichtums an Büchern war und des Bestrebens, nicht ein einziges von ihnen außer acht zu lassen, welchem Wissenszweig es auch angehören mochte. So entsinne ich mich, wie wir damals Wassiltschikows Abhandlung über den Grundbesitz, die seinerzeit so viel Staub aufgewirbelt, „verrissen“ haben; sie enthielt viel Unstichhaltiges, z. B. daß die soziale Frage bloß eine Krankheit Westeuropas wäre, in Rußland aber infolge der Verteilung von Grund und Boden an die Bauern im Prinzip schon gelöst wäre. Damals war es ja Mode, zu behaupten, daß der Kapitalismus in Rußland nicht Wurzel fassen könnte.

Außer Wassiltschikow, Solowiew, Kostomarow und Schlosser las ich auch Andrejewski „Staatsrecht“, Buchkaa „Römisches Bürgerrecht“, Toganzew „Strafrecht“, Korkunow „Theorie des Rechtes“, Hellwald „Die Erde und ihre Völker“, Ihering „Der Zweck im Recht“ u. a.

Wie mächtig im Menschen das Bedürfnis nach dem Verkehr mit seinesgleichen ist, begreift jeder, der sich auch nur ein wenig für soziale Fragen interessiert. Aber fühlen kann es nur, wer — wenn auch nicht für lange — aus den sozialen Kreisen herausgerissen wird.

Besonders stark äußerte sich dieses Bedürfnis in der ersten Zeit, als die beständige Einsamkeit einem noch nicht den Stempel der Menschenscheu aufgedrückt hatte, und als in allen Fibern des Wesens noch Nachklänge des Lebens und der gesellschaftlichen Beziehungen zitterten. Die Geselligkeit ist dem Menschen unentbehrlich, und man gestattet ihm, bloß 4½ Stunden in der Woche zu sprechen, und verdammt ihn zur absoluten Stummheit während der übrigen 163½ Stunden! Da aber diese Zusammenkünfte das Bedürfnis nach Geselligkeit nicht völlig abstumpften, verschärften sie noch den Wunsch, die Dämme zu durchbrechen oder niederzureißen, welche die Administration gegen die gerechteste aller menschlichen Forderungen errichtet hatte. Ich werde später sagen, wie wir diese Dämme umgingen oder durchbrachen.

XII.

Der Leser, der dramatische Szenen aus der ersten Zeit meiner Gefangenschaft erwartet, wird sehr enttäuscht sein. Der Versuch, meine damalige Seelenverfassung treu zu schildern, wäre wohl vergeblich. Ich beschränke mich deshalb darauf, das wiederzugeben, dessen ich mich genau erinnere. So entsinne ich mich sehr gut, daß ich in der Seele einen beständigen dumpfen Schmerz fühlte, wie bei

dem Verlust des teuersten und liebsten Menschen. Ich erinnere mich auch, wie dieser dumpfe Schmerz allmählich abnahm, als ob eine langwierige Krankheit langsam schwände. Sicherlich waren die meisten Kameraden von einem ähnlichen Gefühl erfüllt, wie man das aus der Schwermut und Bitterkeit, die in unseren dichterischen Versuchen vorherrschten, schließen kann.

Diese vorherrschende Stimmung wurde nicht so sehr durch die Tatsache hervorgerufen, daß man uns der Freiheit und aller anderen Lebensfreuden beraubt hatte, als vielmehr durch das Bewußtsein, daß die gebrachten Opfer fruchtlos waren, die uns feindliche Macht triumphierte und daher unsere Lage hoffnungslos schien. Der Verstand tröstete uns zwar: „Ideen werden durch Bajonette nicht gehemmt"; „der Fortschritt kann nicht unterdrückt werden". Aber dieser Trost war rein abstrakt. Wir waren nicht nur einfach Besiegte, die auch noch Lieder wie das klassische „An den Ufern Babylons" hatten, wir waren die Letzten der Besiegten und ließen in der freien Welt nichts zurück, das selbst bei den größten Optimisten die Hoffnung auf eine baldige Umwälzung aufkommen ließ.

Als ich im ersten Jahre den Ostertag bestimmen wollte und die Pascalien mit den nötigen Angaben irgendwo in einem Kirchenbuch entdeckt hatte, schrieb ich in mein Heft die Ostertage für alle Jahre bis 1901 ab. Bei diesem Jahr blieb ich stehen, indem ich mir sagte: „Weiter hier zu leben, beabsichtige ich nicht. Das 20. Jahrhundert kann nicht die Schmach der Rechtlosigkeit ertragen und wird so oder anders deinem Vaterland die Freiheit diktieren."

Hoffnung war ja vorhanden, aber ihre Erfüllung lag noch zu fern, und inzwischen mußte man alle diese Entbehrungen ertragen; aber daß ein Mensch sie ertragen könnte, der bereits erschöpft war, schien unmöglich. Als ich beispielsweise noch im Jahre 1889 M. P. Schebalin, der damals sehr pessimistisch in die Zukunft blickte, damit zu

trösten versuchte, daß er nur noch sieben Jahre hier zu leben hätte, erwiderte er mit einem tiefen Seufzer: „Sieben Jahre, sieben Jahre!... Glauben Sie wirklich, daß man hier so viele Jahre aushalten kann?“...

Ich führe hier einige typische Erscheinungen des Lebens in der Einzelhaft an, die schon oft in Rußland wie auch in Westeuropa — als da noch ähnliche Zustände wie bei uns herrschten — geschildert wurden: Das Suchen nach Zerstreuungen; das Interesse für irgend ein lebendes Wesen, sei es auch nur eine Spinne; die Findigkeit im Ersinnen eines Weges zum Verkehr mit den Kameraden; die Liebe zu dem nächsten Nachbar, dem Genossen, der die einzige Freude und der Trost in solchen Augenblicken ist; die Sorge um die anderen, der Schmerz bei den Leiden und dem Tode des Kameraden vor unseren Augen; die Seelenqual im Bewußtsein der Unmöglichkeit, ihre letzten Augenblicke zu mildern; endlich auch — und das ist sehr wichtig — das Leben in der Vergangenheit, die Erinnerung an das Überstandene, zuweilen so klar wie eine Halluzination; das Beklagen des Unwiderbringlichen und das Bedauern besonders derjenigen Fehler, die man irgend einmal begangen hat, und die wieder gut zu machen nun unmöglich ist, und als äußerstes — der Gedanke an den Selbstmord als einzigen Ausweg aus der Lage, die keinen Ausweg hat. Ähnlich wie der Hungernde auf Kosten der Stoffe und Vorräte lebt, die in den Geweben seines Körpers aufgespeichert liegen, so verarbeitet gleichsam auch das hungernde Gehirn, — das von außen keine Eindrücke erhält — noch einmal, was es früher aufgenommen hat. Und mein Gott, woran erinnert sich das hungernde Gehirn nicht! Die nichtigsten Begegnungen und Gespräche, Landschaften, in denen es nichts Interessantes gibt, Szenen und Zusammenstöße, die man gar nicht beachtet hat — das alles dringt beharrlich aus irgend einem Schlupfwinkel hervor, taucht empor an die Oberfläche des Bewußtseins. Man jagt diese Gäste gewaltsam als über-

flüssige und unerwünschte fort, aber sie bleiben eigensinnig vor den Augen stehen oder weichen nur, um ihren Platz anderen, ebenso zudringlichen und ebensowenig erwünschten Gästen einzuräumen. Wenn man ein Buch liest und die Gedanken nicht ganz dabei weilen, taucht zwischen den Zeilen — genau als ob jemand auf das Buch eine Zeichnung gelegt hätte — irgend ein Feld auf, das Ufer eines Flusses, der Saum eines Waldes, eine Wiese oder ein Bach, die man einmal im Leben gesehen und infolge der Flüchtigkeit des Eindruckes vergessen hat, und die vielleicht niemals in unser Bewußtsein getreten wären, wenn unser Gehirn nicht so leer geworden wäre.

Besonders klar und beharrlich blieben solche Ausschreitungen der Erinnerung bei denen haften, für welche ein derartiger psychischer Prozeß den Übergang in eine wirkliche Geisteskrankheit bildete. An der Grenze dieser Krankheit standen wir alle — die einen näher, die anderen etwas weiter. Nicht ohne Grund hat die barmherzige Obrigkeit uns das Lesen von Werken über Geisteskrankheiten nicht gestattet. Ein erfahrener Psychiater wird sich leicht aus den ungewöhnlichen Lebensbedingungen den Prozeß der geistigen Auflösung erklären können. Man brachte uns doch nicht zur geistigen Erholung in solche Verhältnisse! Ich persönlich war mehr als die anderen Kameraden vor derartigen Erkrankungen gesichert, zum Teil deshalb, weil ich von Natur aus eine arme Phantasie besitze, hauptsächlich wohl, weil ich fast vom ersten Tag an Bücher erhielt, worauf viele Kameraden lange warten mußten. Die Bücher hielten, wenn auch nur in geringem Maße, so doch beständig meine Gedanken in einem gewissen Zaum.

Ich bringe hier einige Bruchstücke meines Tagebuches aus jener Zeit, die das bisher Gesagte dokumentarisch bestätigen.

Aus dem Tagebuch.

Sonnabend, 25. Juni 1887.

Tag um Tag vergeht: je mehr Tage, desto näher der Freiheit — das ist eine ebenso offenkundige Wahrheit wie die Abnahme der Länge der Tage in dieser Jahreszeit. Das Leben fließt auch gleichmäßig dahin in dem Bett, das sich bereits ein für allemal gebildet hat: die Einförmigkeit der äußeren Eindrücke bringt unwillkürlich dieselbe Eintönigkeit in die innere Welt. Der Widerhall des früheren Lebens klingt nur nach als Beweis der Identität meiner Persönlichkeit. Mitunter spüre ich heftige Schmerzen in der linken Seite der Brust, aber vielleicht täusche ich mich nicht, wenn ich sage, daß ich die Gefangenschaft ohne schwere Leiden ertragen werde. Die kalte Analyse beginnt ihre Arbeit, und der nagende Schmerz hört auf wie eine Feuersbrunst aus Mangel an Brennstoff.

Sonntag, 2. August.

Still, einförmig, fast tot, wie im Grabe . . . Vom praktischen Standpunkte ist es besser, unser Dasein nicht zu betrachten, sonst . . . Phantasiere nicht — denke ruhig, dann werden deine Nerven nicht so rasch zerrüttet. Dennoch gelingt es in keiner Weise, die Lage unbefangen zu beurteilen. Vom Standpunkt der Wissenschaft aus bist du ein Nichts — also sei ruhig und schweige! Deshalb ist sie aber auch die Wissenschaft, um objektiv zu sein, und eben deshalb bin ich das Subjekt, um etwas zu fühlen. Leicht fällt es dem, sein Ich zu vergessen, der sich ins Feuer stürzt, um ein Kind zu retten. Er stürzt sich ins Feuer — es ist ja bloß ein Augenblick! Hier aber gilt es täglich, stündlich zu sitzen und sein Ich zu vergessen. Sollen wir noch an uns selbst prüfen, ob das Band, das an die lebendige Welt knüpft, nicht von derselben Beschaffenheit ist wie die Nabelschnur, die man nicht vorzeitig abschneiden

darf, ohne die Frucht zu gefährden? Ich kann ja mit gutem Gewissen nicht behaupten, daß ich wirklich leide! Manchmal fühle ich mich ganze Tage lang „objektiv“ — wir wollen uns so ausdrücken. Mitunter aber wallt es in mir auf und ich gehe dann wie ich selbst umher. Sich selbst zum Objekt zu machen, ist nur dann leicht, wenn alle Vorstellungen, die sich auf das Ich beziehen, von anderen wichtigen und starken übertönt werden, aber versuche es einmal, wenn du notgedrungen täglich mit dir allein bist, und tue das, wenn du dich darauf nicht gründlich vorbereitet hast, als du unter normalen Umständen lebtest! Hier aber heißt es: Siegen oder sterben.

Donnerstag, 27. August.

Schon lange habe ich nicht ... beinahe hätte ich gesagt: meine Eindrücke eingetragen. Welche Eindrücke könnte es hier geben? Die Schwankungen des inneren Barometers sind so unbedeutend, daß man sie nicht zu berücksichtigen braucht. — Als ich diese Aufzeichnungen begann, glaubte ich, das Gefängnisleben würde mit seinen täglichen Aufregungen eine reiche Quelle für das Tagebuch bilden, das eine Art Martyrologium werden könnte. Es ist anders. Eine Reihe ununterbrochener Aufregungen durchzumachen, ist der Mensch nicht fähig. Jetzt gab es schon Tage, die ich bei normalem Wohlbefinden wie unter den Bedingungen einer gewöhnlichen Lebensführung verbrachte. Oft gab es auch Augenblicke, da ich davon durchdrungen war, daß man mich zu leben zwingt. Man zwingt mich dazu und bemüht sich zugleich, mich auf jede Weise daran zu erinnern, daß ich doch kein Mensch bin. Nicht einfach eine Zelle, sondern eine Art Gruftgewölbe mit dem scharfen Gegensatz von Weiß und Schwarz. Nicht einfach ein gewöhnlicher Rock aus grauem Tuch, sondern mit schwarzen Ärmeln. Allerdings hatte man eine geringe Meinung von uns, wenn man glaubte, daß ein solcher Mummenschanz uns

wirklich Leiden bereiten könnte. — Stille. Die lebendige Phantasie kann sich in dieser tödlichen Stille alles mögliche vorstellen: Musik, ein Lied hören ... und man vernimmt in dieser Gruft nicht einen Gefangenen, der auf ewig eingeschlossen ist, nicht einen einzelnen, der von einem unerwarteten Schmerz niedergestreckt laut aufweint, sondern ein ganzes Volk, das vom Schicksal verdammt ist, ein trauriges Lied zu singen ... Da hustet jemand, dort geht mit gleichmäßigem Schritt ein anderer hin und her. Wer lebt hier in meiner Nähe? Welche Gedanken schwirren in seinem Schädel umher? Welche Gefühle erfüllen ihn in den unendlich langen Tagen? Das alles verbergen diese Mauern, das alles wird hier begraben bleiben und nur einige, die in Freiheit leben, werden sich von Zeit zu Zeit im Geiste in die Lage dieser wenigen Wesen versetzen und ihnen aus der Ferne ein Wort des Gedenkens schicken. Eine Tür schlägt irgendwo zu ... Rasche Schritte im Korridor. Eilt man, die Menschennatur zu beruhigen, die im Rahmen dieses Zwangslebens nicht ruhig bleiben will, oder ist es am Ende ...? Fort, Phantasie, bringe mich nicht in die Versuchung, an das Unmögliche zu denken! Aber, die Phantasie ist stark, sie hat sich tief eingenistet, wie der Drang zum Leben, wie das Leben im Organismus selbst. Und dieser Augenblick wird doch irgend einmal kommen! ...

Wieder ist es tot, öde, keine Menschenseele ... Sie haben ja ein wirksames Strafmittel für Menschen gewählt, bei denen das Herz nicht für ein Puppenleben schlug. Man überließ es jedem, allein zu bleiben und sich der Selbsterkenntnis zu widmen. Alles hast du vor Augen. Von dem, was du früher erworben hast, lebe jetzt. Eine Rückkehr gibt es kaum mehr. Im alltäglichen Leben vermeidet man es häufig, mit sich allein zu bleiben. Aber hier für immer mit sich selbst eingeschlossen sein ... Nun schöpft man auch aus seinem Innern bloß das, was sich daraus schöpfen läßt. Nur eine begabte Persönlichkeit, und das

auch bloß in der Periode des Schaffens, schöpft daraus etwas Originelles und wird sogar durch das Unerwartete oft überrascht. Im übrigen ist jedes Nachdenken ein ebensolcher Schaffensprozeß ... im Gefängnisleben bietet es Trost, Freude und Beruhigung. Hier werden die Gedanken objektiv, das „Ich“ versinkt. Dieser Prozeß der Arbeit regt an, belebt, erfreut, und die Stunden schwinden unbemerkt ... So weit reicht ihre Tatze doch nicht, um auch den Gedanken schwarze Ärmel aufzuzwingen!

Und der Gefangene geht von Winkel zu Winkel, je acht Schritte an jeder Seite. Er schreitet langsam, aber rasch spannt sich vor seinem geistigen Auge die weite Welt Gottes aus. Das Leben siedet überall wie in einem Kessel. Bald betrachtet er die allgemeinen Gesetze, die in diesem Leben herrschen, bald sieht er sie einzeln mit Aufmerksamkeit an, schafft lebendige, menschliche Gestalten, verfolgt ihre Tätigkeit, stellt sich selbst in ihre Reihen ... Er lebt ein volles, reiches Leben, wenn auch nur in der Einbildung. Erregt geht er in seiner Gruft umher, die Schritte beschleunigend, die Erregtheit steigt, das Blut schlägt in den Schläfen ... Auch das heißt leben. Aber da! Mauern, Türen, Gefängnis ... Die Verzauberung verschwindet, die Gedanken reißen ab, das Ich erscheint auf der Bildfläche und fordert sein Recht auf jenes reale Leben, das man sich soeben in der Phantasie aufgebaut hat. Weiche, Versuchung! In der Geschichte hat es immer Zwinger gegeben. Warum sollen bloß andere gefangen sein und nicht auch ich? Dieses Gefängnisleben ist unter gewissen historischen Bedingungen unvermeidlich, also auch für mich eine Pflicht, und darum soll ich auch kein anderes Dasein führen ... Aber die Verwandten, die mir nahestehenden Menschen ... sie erinnern sich meiner, rufen mich zu sich, damit ich mit ihnen die Annehmlichkeiten des gemeinsamen Lebens teile ... Aber was sind diese Menschen! Deutlich sieht man das Leben, das verbotene, das unerreichbare, das alle führen, hinter

denen der Schlüssel nicht umgedreht und abgezogen wurde. Aber jetzt ist ja die Zeit vorüber, da die Erinnerung an sie Schmerzen bereitete. Jetzt kann ich bereits ruhig auf jenes Leben zurückblicken, das hinter mir geblieben, und auf die Menschen, die mich in der Kindheit, in der Jugend umgaben . . .

Du wolltest kein Pflanzenleben führen, du wolltest ein bewußtes Individuum sein, nun hast du es!

Montag, 7. September.

Einförmig, aber nicht zu langsam geht das Leben des Gefangenen dahin . . . Die Gefühle, die Stimmungen, die Phantasie sind gleichsam stumpf geworden, abgestorben. Aber hier und da flackert von neuem ein Lebensflämmchen empor! . . . Mir wird niemand mehr zur Seite stehen, um meine Gefühle oder Gedanken nach der einen oder anderen Richtung zu lenken. Nicht die Eindrücke geben dem Leben das Gepräge, sondern die Vorstellungen, die Gedanken, — darin besteht der Grundunterschied zwischen unserem und jedem anderen Sein. Darin besteht sein Vorzug, aber darin liegt auch seine Tragik. Selbst den religiösen Schwärmern gelang es nicht, den Menschen in ein körperloses Wesen umzuwandeln: die fünf Sinne behaupten mit Nachdruck ihr Dasein und fordern für sich eine normale Nahrung.

Wieder unaufhörlicher Herbstregen. Bloß das Wasser in der Abflußrinne unterbricht die Totenstille. Kloster oder Grab? Nein, kein Grab. Die Zeiten sind, glaube ich, vorbei, da man Lebendige begrub! Freilich, ähnlich ist es doch. Aber das Herz schäumt über von Leben, das Gehirn arbeitet und läßt die Verzweiflung noch nicht eindringen. Nein, es ist kein Grab! . . . Allerdings kann man hier bloß acht Schritte machen. Aber dafür wie viele mal acht kommen auf den Tag, auf die Woche, auf das Jahr, auf zwei, drei Jahre? . . .

Schritte unter dem Gruftgewölbe; ein dumpfer Schall

widerhallt in den Mauern, der Gefangene geht langsam auf und ab, jetzt schnell. Er lebt . . . kein wirkliches, aber ein tiefes Leben, ein beschauliches Leben und mit Gefühlen . . . Nein, hier ist kein Grab! Das Blut schlägt in den Schläfen. Die Gedanken schwärmen schnell umher; bald strömen sie im gemeinsamen Strom und dringen einer den andern überschlagend in ungeordneter Menge ins Bewußtsein, bald nehmen sie einen gleichmäßigen Lauf und eine bestimmte Richtung. Es beginnt das ruhige Nachdenken über ein aufgetauchtes Thema . . . Der Gefangene hustet . . . hustet . . . das Echo widerhallt laut im Dachgewölbe und die Gedanken zerstieben wie aufgeschreckte Sperlinge nach allen Seiten. Das Herz ist erregt: Das Leben von ehedem, breit und frei, frägt wieder: „Wo seid Ihr, meine Lieben, teure Wesen? Euer Bild wird ver . . . Nein, es wird nicht vergessen, und es verlangt klar und mächtig sein Recht auf einen Platz in der Seele. Es ist besser, an Euch nicht zu denken. Mit Vorbedacht muß man Euch verscheuchen . . . Aber im Traum und im Halbschlummer und mitten im Sinnen erscheint Ihr ungebeten mit leuchtendem Zauber auf dem dunklen Hintergrund der freudlosen Einsamkeit. Nichts aus der Vergangenheit ist vergessen. Im Gegenteil, alle Nichtigkeiten, die man im alltäglichen Geräusch gewöhnlich nicht beachtet, tauchen hier in der tödlichen Öde unwillkürlich im Innern auf und überraschen durch ihr unerwartetes Erscheinen. Wo seid Ihr und wie mag es Euch ergehen?

Still und erhaben taucht ein Bild nach dem andern aus dem Leben dieser Menschen auf. Lebendig und hell sind diese Bilder, weil hier nichts ihr Erscheinen stört. Aber jetzt wirken sie nicht mehr so mächtig. Nur selten widerhallt das dumpfe Gefühl des alten Schmerzes, das Gefühl des inneren brennenden Grames und der völligen Abgeschlossenheit . . . Ja, jetzt gehören diese Bilder schon in die Vergangenheit, erscheinen gleichsam wie fremde, und nur ihr

warmer Hauch und ihr bezaubernder Widerschein erinnern, daß sie uns noch teuer sind.

Montag, 19. Oktober.

Wieder sind 1½ Monate verstrichen, ehe ich dazu gelange, meine Gedanken hier aufzuzeichnen! Jetzt gibt es, scheint mir, gar nichts mehr niederzuschreiben, weil das innere Leben beinahe auf dem Gefrierpunkt stehen geblieben ist. Jetzt fange ich zu glauben an, daß man alles Persönliche, das früher aufgeregt hat, verlieren und bis zur Resignation der Thebäer gelangen kann. Das sind die Gesetze des Daseins. Natürlich ist dieses Ziel noch weit, aber ich bin auf dem Weg dahin und werde es sicherlich erreichen, wie der Bauer, der sich so sehr an die ewige Not gewöhnt hat, daß ihm jede Fähigkeit abhanden gekommen ist, eine Veränderung seines Loses zu wünschen.

Dienstag, 20. Oktober.

Wie habe ich mich doch gestern selbst betrogen! Gerade heute habe ich wieder wie früher meine Gedanken auf allen Kreuzwegen der Welt ertappt: ich lese über „Rechtsnormen“ und zwischen den Zeilen flimmern aufdringlich liebe Gestalten, bekannte Bilder, und bekannte Töne erklingen und locken, locken . . .

Eigentlich schloß damit das Tagebuch des ersten Jahres. Der Anfang hat sich bei mir nicht erhalten. Selten kommen noch Aufzeichnungen vor, die keinen persönlichen Charakter tragen, wie die folgende:

Sonnabend, 24. Dezember 1888.

In der Nacht der Geburt Christi wollen wir uns an den verleumdeten Imperator Julian Apostata erinnern. Es zeigt sich, daß in seinem Kopf hohe politische Gedanken schwirrten, die absolut weder seinem Rang, noch der Zeit, in der er lebte, entsprachen. „Was das betrifft,“ schrieb er, „was man

absolutes Regieren nennt d. h. die Regierung eines Herrschers, der die Macht besitzt, alles, was er will, zu tun, so erscheint dies einigen naturwidrig, nämlich daß ein einzelner Mensch der Herr aller Bürger sei, da die Gleichheit ein natürliches, gerechtes und unumgänglich notwendiges Gesetz ist. Wünschen, daß die Vernunft regiere, heißt wünschen, daß die Gottheit und die Gesetze regieren — wünschen, daß ein Mensch regiere, heißt wünschen, daß ein wildes Tier regiere.“ (Aus Laveleye.)

Einige Jahre später habe ich das Tagebuch fortgesetzt, bald aber fast gänzlich vernichtet.

Drittes Kapitel.

Beginn der Geselligkeit und der gewerblichen Tätigkeit.

„Alles fließt . . .“
Heraklit.

I.

Ich konnte mich meist allein am Gemüsegarten ergötzen. Man hatte auch Lukaschewitsch dahin geführt, aber nicht gleichzeitig mit mir, als ob sie es für ein zu großes und darum nicht zulässiges Glück gehalten hätten, die Freude an der Begegnung mit dem Aufenthalt im Grünen zu vereinigen. Vielleicht lag das einfach an den Schwierigkeiten, welche die Administration sich selbst bereitet hatte, als sie sich zu ihrer Aufgabe machte, 28 Menschen in 12 Käfige zu setzen und dabei die strengsten Regeln der Isolierung zu beobachten. Das fertig zu bringen, war gar nicht leicht.

Man mußte ja die jedem Gefangenen gewährten Erleichterungen berücksichtigen und verwirklichen. Die meisten promenierten bloß in einer Schicht — entweder in der ersten von 8—10 oder in der zweiten von 10—12 Uhr — und einige in beiden Schichten, da für Schwache und Kranke der Arzt als besondere Gnade eine „doppelte Promenade“ verordnen konnte. Dann gingen mehrere zu zweien entweder in der „Sandwüste“ oder im Gemüsegarten spazieren. Um jemand, der in seiner Zelle saß, zur zweiten Schicht zu bringen, mußte Sokolow erst den Platz frei

machen, d. h. den einen von den beiden (natürlich einzeln, wiewohl sie zusammen spazieren gingen) entweder aus dem Gemüsegarten oder aus dem Käfig in die Zelle bringen, je nachdem, wohin man den zu bringen hatte, den er aus der Zelle holte. Sokolow selbst erledigte mit der ihm eigenen Geduld und großem Diensteifer ohne Schwierigkeiten diese Aufgabe, die täglich wechselte, weil, wer heute mit einem Kameraden spazieren ging, morgen allein gehen mußte und umgekehrt; Verwirrungen kamen, soweit ich mich entsinne, unter ihm dabei nie vor. Nach ihm aber, besonders als die Leitung des feierlichen Aufmarschs dem Wachtmeister übertragen wurde und fast alle paarweise zu spazieren begannen, ging die Sache nicht so glatt.

Aus einem Versehen mit mir entstand einmal ein „Ereignis". Man ließ mich in den vierten Käfig eintreten, in dem Glauben, daß er leer wäre, allein dort befand sich noch Pochitonow, den man vergessen hatte, abzuholen. Wir freuten uns natürlich, stellten uns einander vor und umarmten uns. Kaum hatten wir einige Worte ausgetauscht, als der Irrtum bemerkt wurde und man uns trennte.

Nach vier Jahren ungefähr gab es ein viel wichtigeres „Ereignis", mein Zusammentreffen mit Vera Nikolaiewna Figner unter ähnlichen Umständen, was den Gendarmen als ein „Skandal" erschien.

Jedes derartige Ereignis wurde in einem langen Protokoll der Obrigkeit gemeldet. Bis zu den letzten Tagen in Schlüsselburg schrieb der Wachtmeister Notizen in ein besonderes Buch ein, wahrscheinlich unsere „Konduite", und wenn es erhalten bleibt, wird es für den künftigen Historiker eine unerschöpfliche Quelle bureaukratischer Kleinlichkeit und Dummheit bilden.[1])

---

[1]) Nachdem ich in Freiheit gelangt war, mußte ich häufig die wunderlichsten Fragen über unser Leben hören. Unter anderem fragte ein gut gesinnter Bürger „Ist das wahr, daß

Diese Schwierigkeiten bei unseren Dislokationen im Hof bildeten eine lange Zeit vielleicht eines der größten Hindernisse, Kameraden bei den Spaziergängen oft wechseln zu können. Die Frische und Mannigfaltigkeit der Ausdrücke, welche die Bekanntschaft mit einem neuen Menschen boten, waren für uns die einzige Lebenserscheinung, die das einförmige und traurige Vegetieren unterbrach.

So lange ich aber mit Lukaschewitsch allein zusammentraf, anfangs dreimal wöchentlich und später auch täglich, erschöpften wir uns bald gegenseitig und langweilten einander in der Folge bis zum Überdruß. Zu Beginn traten selten, dann immer häufiger Pausen ein; die Rede stockte, wurde schleppend, und die ganze Aufmerksamkeit war darauf gerichtet, sie nicht völlig verstummen zu lassen. Es entstand dieselbe Gezwungenheit, die wahrscheinlich Salondamen kennen, wenn sie sich verpflichtet fühlen „ihre Gäste zu unterhalten". Es bedarf allerdings keiner großen Mühe, Leben in das Gespräch von 2—3 Dutzend nach verschiedenen Richtungen tätigen Menschen zu bringen. Dagegen war es ein fast aussichtsloses Beginnen, das Gespräch zweier müßiger Menschen — und dies jeden Tag — zu beleben. Am besten ging es, wenn man die Unterhaltung auf theoretische Fragen lenkte. Aber nicht alle Genossen waren gleich vorgeschritten und nicht alle gleich vielseitig, nicht alle auch gleich gesprächig. Darum erschöpften sich nicht alle Paare gleichzeitig und so gelangten wir — anfangs zaghaft, später bestimmter und mutiger — zu derselben Erkenntnis der Notwendigkeit, den Genossen zu wechseln. Dies um so mehr, als er zu Beginn sozusagen auf administrativem Wege ernannt wurde, da die Obrigkeit noch die Fiktion der strengen Einzelhaft aufrecht hielt, welche verlangte, daß

Ihnen Alexander III. Tagebücher zu führen befahl und sie persönlich las?" Steht diese naive Frage, die ein Echo aus den Departementskreisen sein könnte, nicht im Zusammenhang mit jener Konduitenliste, die unser Wachtmeister so sorgfältig führte?

wir nicht wissen durften, wer unsere Nachbarn waren. Erst später haben wir uns das Recht erworben, den Spaziergangsgenossen nach eigenem Ermessen zu wählen.

Besonders schwer hatte es der, den das Schicksal mit einem Menschen zusammenführte, dessen Geisteszustand bereits zerrüttet war. Und bei den geringsten beunruhigenden Anzeichen, besonders aber, wenn bei einem schon Anfälle von Melancholie begannen, beeilten wir uns, ihm einen neuen Genossen für die Spaziergänge zu verschaffen, um so auch seinen gesunden Kameraden von der drückenden Notwendigkeit zu entlasten, beständig und ausschließlich mit einem schwermütigen Menschen zu verkehren.

Der erste war, glaube ich, T. Schtschedrin, für den wir die Erlaubnis erlangten, wegen seiner ausgesprochenen Anormalität den Kameraden möglichst häufig zu wechseln. Die Obrigkeit, in deren Interesse es durchaus nicht lag, unser Eldorado rascher in ein Irrenhaus zu verwandeln, hat verhältnismäßig leicht unseren Forderungen nachgegeben.

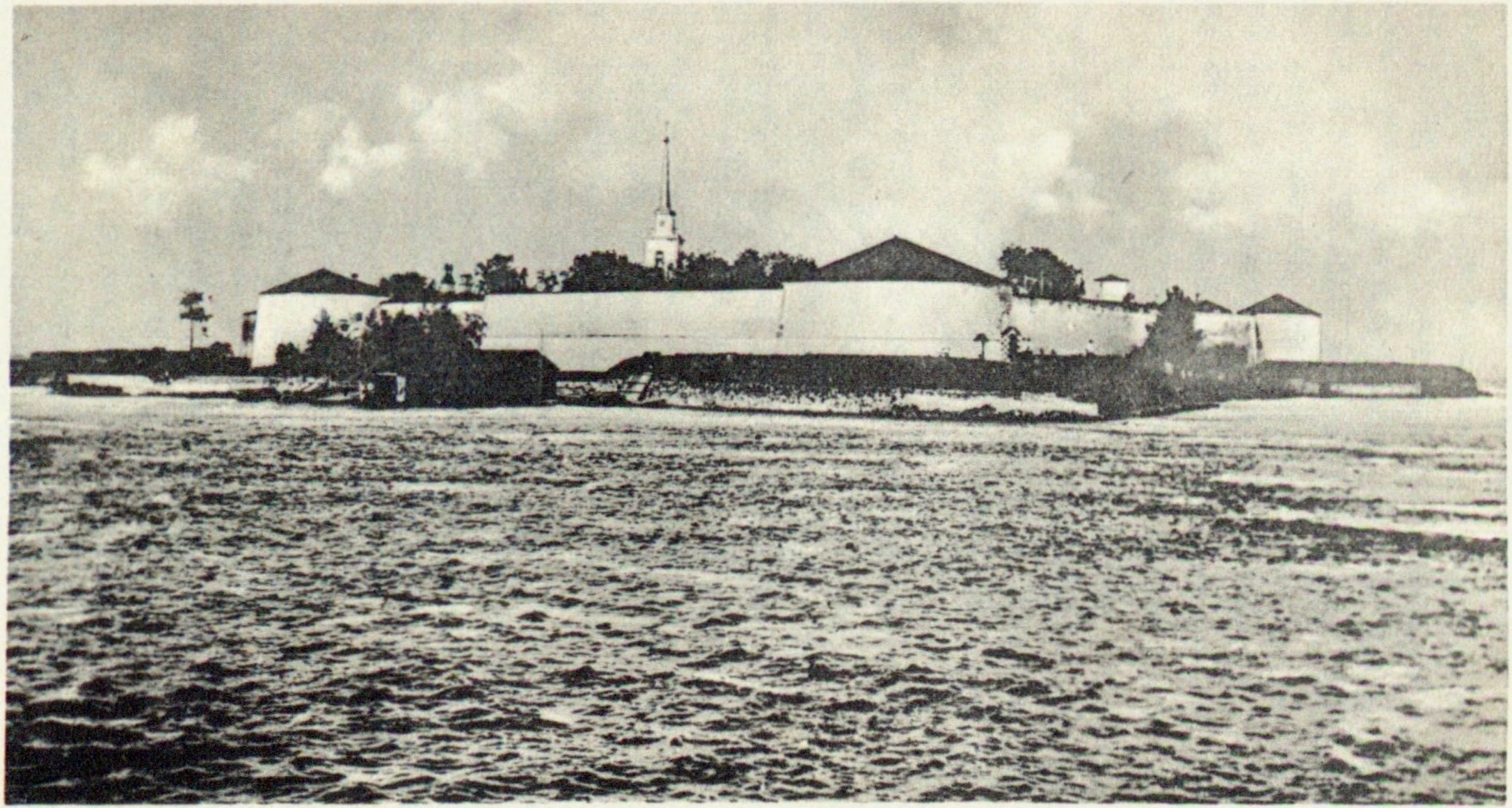
II.

Nicht so leicht gab die Verwaltung unserer Forderung nach, für alle ohne Unterschied die Spaziergänge auf die ununterbrochene Zeit von 8—12 Uhr zu verlängern. Welcher Genuß war das damals, besonders in der Sommerzeit! Die *dumpfe Zelle und die dunklen, düstern Mauern*, so trostlos sie auch zu jeder Jahreszeit sein mochten, erschienen in den Tagen des vollen Aufblühens der Natur besonders schauerlich und traurig. Der Gegensatz von Freiheit und Unfreiheit äußerte sich zu scharf, trat noch empfindlicher ins Bewußtsein. Wenn ringsumher die Sonne strahlte, überall neues Leben herrschte und die Luft, von dem Duft des jungen Grün gewürzt, besonders aufregend wirkte, erschien die dunkle Gefängniszelle unsagbar freudlos und unerträglich, und das drückende Gefühl, das durch den

Anblick einer solchen Wohnung allein hervorgerufen wurde, verschärfte sich an solchen Tagen bis zum äußersten.

Einmal hat der „Klassiker“ als Belohnung für die Rückgabe einer Nadel — darüber später — Lukaschewitsch und mir erlaubt, eine Woche lang täglich vier Stunden hintereinander spazieren zu gehen. Das bereitete uns großes Vergnügen. Der Spaziergang ermüdete uns keineswegs und es schien uns, man könnte daran nie genug haben. Die Freude an der frischen Luft und den Sonnenstrahlen empfindet man sonst nicht oder doch nur in geringem Maße, und es kann kaum jemand, der sie nicht unter ähnlichen Bedingungen empfunden hat, die angenehmen Erregungen recht begreifen, die beim Anblick so gewöhnlicher Dinge wie einer Wolke oder des blauen Himmels entstehen.

In den ersten Jahren konnten schon deshalb nicht alle die doppelte Zeit spazieren gehen, weil die Zahl der Gefangenen mehr als zweimal so groß war wie die zur Verfügung stehenden Käfige. Als aber Arontschik, Bogdanowitsch, Gratschewski und Warinski starben und zwei neue Gemüsegärten angelegt wurden, ließ sich die Frage der Verlängerung des Spazierganges leichter lösen. Als die Werkstätten gebildet waren und wir im Interesse der Arbeit häufiger Begegnungen bedurften, entwarf Orshich eine Spaziergangs-„Ordnung“, wie sich die Unteroffiziere ausdrückten, und erklärten sich bereit, ihnen eine solche täglich zu unterbreiten. Für den damaligen Inspektor Feodorow, welcher den für ihn sehr charakteristischen Spitznamen „Thekla“ führte, war das sehr verlockend; er brauchte bloß die angebotene Hilfe auszunutzen und täglich das fertige Programm auszufüllen. Daraus ging leicht hervor, wen man gemäß der „Ordnung“ sehen konnte und ebenso, wer nur einmal täglich ausging. Es ist nicht schwer, zu begreifen, wie undankbar die Aufgabe war, jeden Tag von neuem die Paare und die Gruppen nach den geäußerten Wünschen zusammenzustellen, besonders wenn man im Som-



Gesamtansicht von Schlüsselburg

mer jedem im Interesse der Gartenwirtschaft wenigstens einen einmaligen Spaziergang in seinem eigenen Gemüsegarten ermöglichen mußte, wenn auch seine Nachbarn irgend eine andere verwickelte Kombination, die mit diesem Gemüsegarten zusammenhing, in Erwägung zogen. Endlich muß man auch bedenken, daß die ganze Prozedur des Verkehrs und der Verständigung durch „Klopfen" erfolgte, und daß sich die beteiligten Personen oft an ganz entgegengesetzten Enden des Korridors befanden. Selbstverständlich wurde zur Durchführung solcher ungewöhnlichen Funktionen ein besonderes Amt nötig. Für ein so schwieriges Amt eignete sich am besten unser unvergeßlicher Promenadenmeister I. L. Manutscharow, der alles allein ohne Aufregung zu erfüllen vermochte, dank seiner staunenswerten Sanftmut, Dienstfertigkeit und unermüdlichen Aufmerksamkeit. Diese ägyptische Arbeit dauerte lange Jahre, raubte einem Menschen täglich fast seine ganze Zeit, und für alle anderen war sie auch von nicht geringer Wichtigkeit, weil sie täglich jedem vier Stunden geselligen oder fast geselligen Lebens garantierte. Aber diese Arbeit war bloß wegen einer sinnlosen Bedingung so lange notwendig: jeder war verpflichtet, während der ganzen Spazierzeit an jenem Orte zu bleiben, der ihm in der „Ordnung" zugewiesen war. Kaum war diese Verpflichtung beseitigt und das Recht einer freieren, wenn auch noch immer sehr beschränkten Bewegung erworben, konnte ich ruhig ohne jede vorher bestimmte „Ordnung" spazieren gehen. Den Hof betretend, fragte ich einfach den diensthabenden Wächter, wo der oder jener spazieren ging, suchte ihn auf und blieb bei ihm, solange ich wollte, ging dann zu einem anderen, einem dritten usw. Im Laufe der vier Stunden konnte ich, wenn ich wollte, sogar alle ohne Ausnahme besuchen, wie es auch der „Älteste" unter uns tat, wenn er irgend eine Angelegenheit zur Abstimmung brachte oder frisches Obst und anderes anbot. Wenn der Kamerad, den ich brauchte, beschäftigt

war, dann verabredeten wir die Zeit, da er frei sein würde, und den Ort, der sich besser für eine Zusammenkunft eignete; oder ich erfuhr vom diensthabenden *Wächter einen Platz*, der nicht besetzt war, begab mich dahin und bat, mir den einen oder anderen hinzuschicken.

Wir mußten vieles erdulden, ehe es uns gelang, diese Freiheiten zu erringen.

III.

Den ersten Sommer haben Lukaschewitsch und ich in einem Gemüsegarten verbracht, der nicht von uns gepflanzt war. Im nächsten Frühling übergab man uns, gleich als der Boden auftaute, die Hälfte des dritten Gemüsegartens; die zweite Hälfte gehörte einem anderen Paar. Die Gesammtfläche dieses Gartens mit den Gängen usw. belief sich wohl auf 100—140 Quadrat-Arschin. Wir richteten uns damit ein; als nach zwei Jahren der Raum für Gemüsegärten vergrößert wurde, nahmen wir von ihm ganz Besitz und behielten ihn fast 16 Jahre lang. Erst in der letzten Zeit wanderte ich in den fünften Gemüsegarten aus, wobei ich im dritten ein Plätzchen noch zurückbehielt. Fast alle übrigen Kameraden wechselten oft ihre Plätze, und von Garten zu Garten übersiedelnd, trugen sie auch ihre vieljährigen Pflanzungen hinüber. Infolge solcher Umstände *wurden einige* unserer Sträucher zu einem tatsächlich beweglichen Gut und wechselten ebenso leicht ihren Ort wie ihre Besitzer. Im Jahre 1904 habe ich z. B. im fünften Garten denselben Strauch großer Stachelbeeren gepflanzt, den ich von T. Schtschedrin, als er 1896 in die Heilanstalt abgeführt wurde, geerbt hatte. So änderte sich häufig die Physiognomie des Gartens je nach der Geschmacksrichtung des Besitzers, die auch oft wechselte. Der Gemüsegarten wurde im nächsten Jahr in eine Erdbeerplantage verwandelt, im darauffolgenden in eine Tabakpflanzung, später wurde er

mit Blumen oder Himbeeren bepflanzt. Bald gab es da ein Düngerbeet, bald aufgeschüttete originelle Beete, von Steinen, Brettern oder Rosen eingerahmt, bald verschwand das alles wie auf das Zeichen eines Zauberers, und das Auge eines zufälligen Besuchers, der lange nicht dort gewesen, fand wieder eine kahle Fläche oder irgend eine provisorische Kultur, manchmal bloß eine kleine Wiese, von einem Menschen angelegt, der sich nach seinen heimatlichen Feldern sehnte.

Bei Beginn der Gartenarbeit zeigte es sich, daß ich ohne Augengläser nicht einmal graben konnte, und zum erstenmal erhielt ich vom Arzt eine ziemlich alte, schlechte Brille.

Der Spaten, den man uns gab, war natürlich aus Holz; es war derselbe, den wir bei der Beschäftigung mit den Sandhaufen und im Winter zum Schneeschaufeln benutzten. Er zeigte keine Spuren von Eisen, und darum konnte er keineswegs als „Werkzeug zur Landwirtschaft“ verwandt werden. Auf diese Weise waren wir auf einmal hinter das Steinzeitalter gerückt, in jene Zeit, da der Urmensch in der Erde mit dem ersten besten Baumast herumbohrte. Wenn schon die Kultur beginnen, dann auch von Anfang an! Hierauf kamen wir in eine nicht weniger eigenartige Lage, für die wir allerdings selbst verantwortlich waren. Lukaschewitsch und ich, als unverfälschte Intellektuelle, in solcher Arbeit daher unerfahren, bedachten und überlegten jeden Schritt bis in die Einzelheiten. Und da bestimmten wir nach reiflicher Überlegung den durchschnittlichen und sogar größten Durchmesser der Kohlrübe, und da nach unserer Ansicht nichts hinderte, die Wurzeln dicht nebeneinander zu setzen, bezeichneten wir dieser Berechnung gemäß die Stellen, an denen die Rübe zu pflanzen war. Natürlich haben wir sie so dicht gesetzt, daß wir im Herbst nichts erzielten. Während wir an die Wurzeln der Kohlrübe dachten, vergaßen wir ihre Blätter, die zu ihrer Entwicklung genügenden Raumes bedürfen und ohne deren Ent-

faltung auch die Wurzel nicht gedeiht. Andere, die ebenso „erfahrene“ Gemüsegärtner waren, wie wir, setzten z. B. Zwiebeln „mit dem Kopf nach unten“ und wunderten sich dann sehr, als sie sahen, wie an jener Stelle, wo das Zwiebelgrün erscheinen sollte, die Wurzel emporwuchs. Als wir später wirklich „berühmte“ Gemüsegärtner wurden, verschwiegen wir sorgfältig unsere nicht minder berühmten ersten Versuche. Jetzt habe ich im Interesse der Wahrheit aus der alten Erinnerung diese ersten, mißglückten Versuche hervorgeholt.

IV.

Gemüsesamen erhielten wir anfangs von den Gendarmen, man gab uns auch die Setzlinge für Weißkohl und Kohlrüben. Blumen im zarten Alter brachte man aus Petersburg in Töpfen schon Mitte Juni. Als wir später allmählich die ganze Wirtschaft in unsere Hände bekamen, begannen wir sowohl Samen wie auch Zwiebeln und Knollen und reife Pflanzen zu bestellen. Wenn ich nicht irre, war W. G. Iwanow der erste, der die Erlaubnis erlangte, im Herbst einige Zwiebeln zu kaufen, von der Summe, die für unsere Werkstätten und den Gartenbedarf bewilligt wurde und noch nicht zu unserer Verfügung stand. Lukaschewitsch, der in dieser Beziehung ein wahrer Bahnbrecher war, erregte keine geringe Sensation, als er im Winter Hyazinthen zog und mit ihrem bei uns noch nicht dagewesenen Duft fast den ganzen Korridor erfüllte. Die Gartenarbeit entwickelte sich in der Folge außerordentlich rasch, und es gab bei uns während der ganzen Jahre eine Menge der verschiedensten Garten- und Gemüsepflanzen, deren Lieferant hauptsächlich Lukaschewitsch als Botaniker und Kenner der Flora war, und dann noch W. und S. Iwanow, Orshich und Pochitanow. Ich irre wohl nicht, wenn ich die Gesamtzahl unserer Gartenpflanzen auf 200 Arten veranschlage. Wir hatten später

das ganze Jahr Blumen. Winterpflanzen blühten fast ununterbrochen, von Anfang April an, und die Zimmergewächse, besonders die Zwiebelarten, konnte man immer nach Wunsch ziehen. Als sich viele Maiblumen aus einigen gekauften Stämmchen entwickelt hatten, zog ich neun Jahre hintereinander einige Blumentöpfe mit Maiblumen zu Weihnachten und Neujahr und empfahl sogar, als ich am 28. Oktober 1905 Schlüsselburg verließ, M. N. Melnikow einige vorbereitete Exemplare, damit er sie im Winter nach der gegebenen Anweisung züchte.

Lukaschewitsch, der die Samenarten bestellte, bezeichnete sie von Anfang an mit lateinischen Benennungen. Noch im ersten Jahr bestellte er auf Wunsch der Raucher „Nicotiana Tabacum“ und der Tabaksamen wurde infolge der Unkenntnis der Administration ruhig in unsere Hände geliefert; als später die Setzlinge in den Glasbeeten herausprossen, wurden sie in die Gartenbeete gepflanzt. Im Herbst hatten sich wirkliche Blätter entwickelt, dann wurden sie gesammelt und getrocknet. Alles das geschah vor den Augen der Gendarmen, die nichts argwöhnten, solange es nicht überall nach Tabakrauch zu riechen begann.

Auf eine nicht weniger originelle Art (genau wie in den Erzählungen Robinsons) entstanden bei uns die Anpflanzungen von Erdbeeren. Als Lukaschewitsch einmal von ungefähr in einer Nummer der Zeitschrift „Das russische Altertum“ blätterte, die vom Departement eingeschickt war, bemerkte er im Heft ein Samenkorn, das er leicht als Erdbeersamen erkannte. Er versenkte es versuchsweise in die Erde und erhielt einen Keim, dann den Stengel. Dem folgte schon im zweiten Jahr auf dem fetten Boden ein starker Nachwuchs, den ich an einen schattigen Ort pflanzte, und seither bekam ich jedes Jahr ein volles Beet. Es trug fast den ganzen Sommer Früchte, manchmal bis zum September. Dieser Pflanzenreichtum, für den wir unendlich viel Mühe, Eifer und Aufmerksamkeit verwandt hatten, und in gleicher Weise das

Geld, das wir uns durch Arbeit in den Werkstätten erwarben, wurden im letzten Sommer von den Gendarmen, die dort als Herren der Situation zurückblieben, einfach geraubt.

V.

Die größten Erfolge erwarteten uns später, als wir allmählich zu den Beetkulturen übergingen. Die Versuche, Mistbeete anzulegen, begannen bald, nachdem die Werkstätten eröffnet waren, und wir manuelle Geschicklichkeit erlangt hatten. Das erste „Beet“ — mit Verlaub zu sagen — legten Lukaschewitsch und ich an. Ich nagelte aus Brettern, die ich selbst aus einem Block herausgesägt hatte, eine Kiste zusammen, die 3/4 Arschin breit und gegen 1 3/4 Arschin lang war. Diese Kiste ohne Boden stellten wir über die kleine Grube, die mit Kuhdünger angefüllt war, da es damals keinen warmen Pferdemist gab. Hierauf deckten wir diese Kiste mit fettem Papier zu. Glasscheiben hatten wir noch nicht. Wir bemühten uns überhaupt, mit dem Material auszukommen, das wir zur Hand hatten. Von diesem Beet erhielten wir außer verschiedenen Setzlingen gegen 3 Dutzend Radieschen zum 9. Mai und wir glaubten, daß wir den natürlichen Gang des Wachstums sehr beschleunigt hatten.

Für den nächsten Sommer gab uns der Inspektor einen fertigen Rahmen, den er aus einem Turm hervorgesucht hatte. Der Rahmen hatte die Form eines Trapezes und sah altertümlich aus. Einen zweiten, von gleichem Aussehen, gab er Pochitonow. Dieser ungewöhnlichen Form des Rahmens entsprechend machten wir im dritten Gemüsegarten eine mit Brettern umgebene Grube von ebensolcher Form, und dieses Beet bestand gewiß 12 Jahre.

Im dritten Jahr waren schon einige Mistbeete mit selbstverfertigten Rahmen vorhanden. Jetzt ging M. P. Popow ernst an die Sache, in dessen Händen sie völlig aufblühte.

Unser größter Kummer dabei bestand im Mangel an

Sonne. Im dritten Gemüsegarten schien die Sonne bloß von 9 bis 2 Uhr auf das Mistbeet. In den anderen Gemüsegärten war es ebenso. Popow wählte einen Platz im alten Hof, neben der „Scheune“, wo die Sonne beinahe zweimal solange schien und nachdem er, wie üblich, mit der Administration herumgeschachert hatte, legte er den Anfang zu einer kleinen Mistgrube. Das war ein bescheidener Anfang, dem eine glänzende Entwicklung folgte. Im Jahre 1904, als man uns aus jenem Hofe verjagte und uns zwang, alle Mistbeete wieder in die Gemüsegärten zu verlegen, zählte ich dort genau 52 Mistbeete mit Rahmen von verschiedenen Größen.

Die Glasscheiben schnitten uns zuerst die Gendarmen und Soldaten zu, dann kauften wir uns einen Diamant, und ich lernte bald, ihn zu handhaben.

Am meisten bemühte sich bei den Beeten M. P. Popow, weshalb Poliwanow über ihn scherzte, er sei „zur lebenslänglichen Zwangsarbeit in den Mistbeeten verurteilt“. Er war es auch, der mit S. Iwanow nicht selten den Rekord schlug, indem er für irgend eine unserer Festlichkeiten eine Zuckermelone oder eine Wassermelone eigener Zucht zum Besten gab. Am meisten wurden von allen ausnahmslos die Gurken gepflegt, die in einem guten Jahr in solcher Menge wuchsen, daß sie den Bedarf überstiegen. Im letzten Jahr z. B. gab es deren so viele, daß wir sie vom Beginn des Frühlings an und im Laufe des ganzen Sommers der Verwaltung „laut Buch“ lieferten; wir bekamen dann im Herbst von ihr ein entsprechendes Quantum Gurken zum Einlegen für den Winter oder Obst.

Nach solchen Erfolgen mit den Mistbeeten muß meine erste Kiste mit dem fetten Papier, in der Radieschen erst am 9. Mai herauskamen, als ein Kinderspiel angesehen werden. Jetzt trieben wir damit Sport und erhielten manchmal die ersten Gurken schon zum 1. Mai. Im letzten Jahr legte P. L. Antonow sein Mistbeet schon anfangs Februar an und hatte im März Grünes.

Für die Glasbeete kaufte man speziell Pferdedünger, den man schon rechtzeitig aus der Stadt brachte, manchmal im Januar, solange das Eis noch fest war. Insgesamt verbrauchten wir in der Blüteepoche bis zu 60 Wagen Dünger, und wir bezahlten für einen kleinen Wagen 50—60 Kopeken.

VI.

Der erste Versuch mit der Ausdehnung der Gartenfläche wurde sehr früh gemacht und bestand in der Kultivierung der Sandwüste. Eine wirkliche Sandwüste mit dem Aussehen einer Einöde existierte zu meiner Zeit ungefähr nur einen Sommer, unter Herodes. Noch 1—2 Jahre bewahrte sie das frühere öde Aussehen, aber das Gras riß man nicht mehr heraus, und hie und da sprossen durch die dicken aufgeschütteten Sandschichten die grünen Halme. Ganz unwillkürlich entstand der Wunsch, diese Öde in einen kultivierten Platz zu verwandeln. Aber so natürlich und lobenswert dieser Wunsch auch sein mochte, fand er bei der Verwaltung völlige Mißbilligung, und erst nach öfterem Ansuchen wurde es gestattet, auch in den Käfigen je ein schmales Beet anzulegen, aber das auch nur mit Ausschluß der Stellen längs der Zäune. In meiner Erinnerung verblieb als ein Ereignis von besonderer Wichtigkeit, wie Lukaschewitsch und ich die Spaten, jetzt schon aus Eisen, zum erstenmal in die sandige Brust unseres „Stalles“ stachen, und den völlig nutzlosen Grund in einen einträglichen kultivierten Boden zu verwandeln begannen.

Es endigte natürlich wie es endigen mußte: mit dem Triumph des Verstandes über die Dummheit. Die Sandwüste wurde gänzlich bepflanzt, und da es hier wenig Sonne gab, setzten wir mehr Sträucher und Bäume: Flieder, Vogelbeeren, Johannisbeeren, Himbeeren, Apfelbäume, deren Wipfel leicht das gewünschte Licht erreichten konnten. Als Liebhaber der Vegetation bemühten wir uns, auf dem winzigen

Raume möglichst viel Strauch- und Baumarten, wenn auch nur in je einem Exemplar zu pflanzen.

So wurden unsere „Ställe“ schließlich zu nicht ganz reizlosen Winkelchen, besonders wenn man sie, natürlich im Sommer, von der Ferne und der Höhe aus sah. Aber diese Winkel wurden uns so überdrüssig mit ihrem Mangel an Ausgängen und mit ihrer Wiederholung, daß wir die von uns geschaffenen poetischen Herrlichkeiten nicht mehr bemerkten.

Die Gendarmen hörten nicht auf, unserer Gärtnerarbeit ihr spezifisches Gendarmeninteresse zu schenken. Wenn ihnen z. B. der eine oder der andere Strauch aus irgend einem Grunde nicht gefiel, vielleicht weil er zu dichtes Laub hatte, das für ihre Augen undurchdringlich war, gossen sie in unserer Abwesenheit kochendes Wasser auf die Wurzeln. Und nach einigen Tagen bemerkte der Gärtner, der seinen Strauch pflegte — vielleicht eine seltene botanische Spezies — daß seine Pflanze schnell und anscheinend ohne Ursache vertrocknete. Die Untersuchung des Bodens zeigte, daß die Wurzel mit einer eisernen Stange durchbohrt war, und man in die so entstandenen Löcher kochendes Wasser gegossen hatte. Ein solcher „Kulturkampf“ wurde besonders unter dem Oberst Jakowlew geführt und war aller Wahrscheinlichkeit nach seinem erfinderischen Geiste zuzuschreiben.

VII.

In der späteren Instruktion hieß es, „daß die Gefangenen in dazu bestimmten Höfen spazieren gehen“. Aber ob diese vor Regen, Schnee, Tauwetter, Überschwemmung und Schmutz geschützt waren, darum kümmerte sich die Instruktion durchaus nicht. Noch jetzt kann ich mir nicht vorstellen, wie wir es in den ersten Jahren unter solchen Umständen bei Regen und Tauwetter im Freien aushielten — wahrscheinlich haben wir solche Unannehmlich-

keiten bei den allgemeinen Entbehrungen einfach nicht beachtet.

Ich erinnere mich, wie Lukaschewitsch und ich im dritten Gemüsegarten eine Laube aus Hopfen errichteten, welche ein dichtes Geflecht bildete und die Sonnenstrahlen nicht durchließ. Eine Zeitlang schützte sie auch gegen Regen, bald aber begann es von diesem Dache auf den Nacken zu rinnen.

Als wir später mancherlei Handfertigkeiten erlernt hatten, machten wir uns in allen Käfigen und Gemüsegärten Schutzdächer aus Brettern. Und da wurden viel Scharfsinn, schöpferische Kraft, Kunstfertigkeit, Mut und Eifer aufgeboten. Doch nach kurzer Zeit lehrte uns die Erfahrung, daß unsere ersten Dächer Wasser durchließen, besonders während der Sommerhitze, weil da die dünnen Bretter, die wir aus Sparsamkeit verwandt hatten, sich warfen und platzten. Deshalb fingen wir später an, sie mit Eisen oder Steinpappe zu bedecken. Ich selbst habe nicht wenig solche Schutzdächer verfertigt, ich hatte auch die Freude, einen Zufluchtsort in der Ecke des ersten Käfigs für Vera Nikolaiewna Figner zu machen, mit gedrechselten, kleinen Säulen und einem Gitter, das im Sommer ganz von Hopfen bewachsen war. Diesen Bau, der durch die Zeit und die Fäulnisbakterien zerstört wurde, habe ich zu meiner Genugtuung überlebt.

Sehr interessant war es, dieses Wirken der Zeit zu beobachten, die meine eigene Arbeit vernichtete, während ich selbst mitten in dieser Zerstörung, wie es schien, ganz unzerstörbar stand. Jene Verheerungen, die sie in mir und in den Kameraden meiner Umgebung hervorrief, waren wenig bemerkbar und führten nicht so schnell zu dem fatalen Ende, das die Erzeugnisse aus Holz fanden. Die Zerstörung, die sich an diesen vollzog, war fast das einzige offenkundige Zeichen dafür, wie lange wir schon in diesen Mauern verbracht hatten, von denen eine solche Unzerstörbarkeit wehte,

und von denen selbst der Gedanke an eine Veränderung unseres Schicksals verscheucht wurde.

In den letzten Jahren, als wir ebenso viele Gefangene waren, als es Käfige gab, hatte jeder für sich seine eigene Zufluchtsstätte, wohin er sich nach Wunsch zurückziehen konnte, und wo er nach seinem Geschmack einen kleinen Tisch, ein Schränkchen, eine Bank oder einen Lehnstuhl und anderes aufstellte, die er selbst verfertigt hatte. Hier schrieb er, las er, phantasierte er ganze Tage, bald im Schatten und in der Stille der Dächer sitzend oder stehend, bald im Bereich des Käfigs, also 12—15 Schritte in der einen Richtung und ebensoviele zurück, umhergehend. Hierher brachte man auch allerlei kleine Arbeiten, die Requisiten zum Zeichnen und Skizzieren, sogar das Mikroskop oder die chemischen Reagentien für die Experimente. Mit einem Wort, hier verfloß fast unser ganzes Tagesleben, namentlich für die, welche selten oder gar nicht die Werkstätten mit den Hobelbänken, Gestellen und anderen umfangreichen Geräten aufsuchten. Nachdem wir uns vor allem einen Sitzplatz gemacht hatten, richteten wir uns auch Wege zum Gehen ein. Bei den beständigen Umgrabungen, besonders im alten Hof, wo die Gruben für die Mistbeete geschaufelt wurden, häuften sich viele Kalksteine verschiedener Größen und Formen an. Warum sollte man dieses Material zum Pflastern der Höfe nicht verwenden? Es begann die Überführung der Steinplatten auf dem Schubkarren, auf Tragbahren und man ging an das Erlernen des Pflasterns. Da die Gärten und Käfige die Herren wechselten, und jeder Herr neue Pläne und neue Dislokationen für die Pflanzungen hatte, so wanderte unser Pflaster ebenso von einer Stelle zur anderen wie die Sträucher.

Im übrigen muß ich gestehen, daß trotz unserer Bemühungen es nicht leicht war, bei herbstlichem Unwetter einen Pfad zu finden, auf dem man trockenen Fußes gehen konnte, denn unsere Bürgersteige glichen keineswegs denen,

deren sich der Newski Prospekt rühmt, erinnerten vielmehr sehr an diejenigen, die es z. B. in der Stadt Ufa gibt. Es herrschte, wie gesagt, eine unaufhörliche Bau- und Reformtätigkeit in unseren Höfen. Danach strebten die meisten instinktiv als nach dem einzigen rettenden Mittel, das uns die physische Frische bewahrte und verhinderte, daß wir in Unbeweglichkeit und Untätigkeit zugrunde gingen. Bloß eines drückte uns beständig dabei — der chronische Landhunger. Nach allen Erweiterungen überstieg die gesamte kultivierte Fläche doch nicht 300 Quadratklafter, außerdem war sie durch Mauern und Zäune in eine Menge von kleinen Parzellen zersplittert, die zerstreut und immer von den Mauern eingeengt lagen und deshalb zur Kultivierung nicht benutzt werden konnten. Mit einem Wort, hier gab es keinen Spielraum für einen arbeitsfähigen, eifrigen Liebhaber der Landwirtschaft, und darum mußte man sich bei jedem Schritte Schranken auferlegen und buchstäblich jeden Zoll freien und tauglichen Bodens sparen.

VIII.

Ich sagte schon früher, wie stark das Bedürfnis nach frischer Luft und die Begierde, die Spazierzeit möglichst zu verlängern, in der ersten Zeit war. Deshalb erwies sich, als alle anfingen die doppelte Zeit (von 8—12), d. h. die ganze Zeit bis zum Mittag zu promenieren, dies noch als ungenügend, und mehr als einmal entstand die Frage, wie man es einzurichten hätte, um auch den Nachmittag im Freien verbringen zu können. Ich entsinne mich, daß ich auf eine solche Bitte vom Oberst eine entschiedene Ablehnung erhielt. Er versicherte, daß er es keinesfalls gewähren könnte, weil ihm vom Polizeidepartement direkt bestimmte Stunden für den Spaziergang vorgeschrieben wären.

Mit der Zeit jedoch verfuhr man mit dieser Vorschrift ebenso, wie man in Rußland mit allen Vorschriften verfährt:

man vergaß sie. Dabei erwiesen die Glasbeete uns einen großen Dienst. Den ganzen Frühling mußte man sie mit Matten bedecken, was je nach der Witterung zwischen 3—6 Uhr nachmittags geschah. Natürlich mußte man uns zu diesem Zweck in den Hof lassen. Da die Glasbeete bei der Obrigkeit eine gnädige Wohlgeneigtheit und sogar Förderung fanden, stellte man uns keine Hindernisse in den Weg. Diese Prozedur dauerte anfangs gegen 10 Minuten, und es gingen bloß die Besitzer der Glasbeete in den Hof. Dann begann man diese Minuten, die nach der dumpfen Zellenluft so angenehm waren, auszudehnen; wir begaben uns zu den Glasbeeten, das taten auch jene, die bloß frische Luft einatmen wollten; schließlich gingen alle hinaus und es endigte damit, daß der tägliche Nachmittagsspaziergang ordnungsgemäß eingeführt wurde. Auf diese Weise war es uns im Sommer möglich, fast den ganzen Tag von 8 Uhr früh bis 6 ½ Uhr abends im Freien zu verbringen, mit der Unterbrechung von einer Stunde für das Mittagbrot und den Tee. Während eines Sommers ließ man uns durch die Güte Gudz' sogar nach dem Abendbrot hinaus, von 7 ½ Uhr auf eine oder eine halbe Stunde, je nach dem Sonnenuntergang. Aber das Verbotene hat ja stets einen besonderen Reiz; als wir die Erlaubnis, fast den ganzen Tag im Freien zu verbringen, erlangt hatten, benutzten wir sie nur selten. Wer in der Werkstätte arbeitete, der mußte unvermeidlich sich des Vergnügens des Spazierganges berauben. Aber die Möglichkeit, aus der Zelle zu beliebiger Zeit in den Hof zu gehen und wieder frische Luft zu atmen, war schon eine große Wohltat und eine Notwendigkeit für die Arbeiter in den engen, stauberfüllten Zellen. So sehr wir auch bemüht waren, geeignete Stätten für die Arbeit einzurichten, haben wir es dennoch bis zum Schluß nicht erreicht. Natürlich haben wir auch Versuche gemacht, uns mit den Geräten im Hof niederzulassen, aber das erwies sich als unbequem, und bloß die Schmiede, wie es ihr auch ziemt, befand sich im

Hof und atmete frische Luft in Fülle. Nicht selten gingen wir mit einzelnen Teilen der Arbeit, die der großen Gerätschaften nicht bedurften, in den Hof; dies taten wir besonders bei der Buchbinderei, mit dem Verteilen, Heften und Beschneiden von Büchern. Zu diesem Zweck brachte man ganze Haufen Bücher hin, die wir nicht genügend zudeckten. Ein Windstoß in unserer Abwesenheit oder ein unerwartetes Wölkchen führte mitunter große Verwirrung in dieses Bücherlager im Hof herbei. Im Frühling wurde es auch von den Krähen nicht verschmäht, die das Papier fortschleppten, um es beim Bau ihrer Nester zu benutzen. Der Wind schlug ein Buch auf, die Krähe, durch das Rauschen der Blätter herangelockt, riß so viel Blätter heraus, als sie brauchte.

IX.

Ich mußte von den Eindrücken der ersten Tage abschweifen, um sozusagen die Evolution der einen oder anderen Seite unseres Lebens zu verfolgen, und will jetzt zum ersten Sommer zurückkehren.

Die Zeit zerfiel in drei ungleiche Abschnitte: der Aufenthalt im Hof; Gespräche und Diskussionen mit Lukaschewitsch (im Hof auch das Betrachten des Himmelsgewölbes, entweder ruhiges und poetisches Betrachten oder erregtes und trauriges) und endlich in der Zelle das Lesen und das Nachdenken, unterbrochen durch die Anfälle von Schwermut und den Andrang von Erinnerungen.

Zu den Nachbarn hatte ich bis dahin noch nicht hinüber-„geklopft"; sie klopften nicht, weil sie genau die Bedingungen der Tragweite des Schalls kannten. Ich lauschte noch nicht den Lauten, die von oben kamen, und die Nummer neben mir war leer. — Als man für den Sommer aber, zur Zeit der Renovierung, in diese Zelle M. F. Frolenko brachte, traten wir gleich in Verkehr, und von ihm erfuhr ich zuerst, wer

sich hier befand, und weshalb jeder verurteilt war. Das sind gewöhnlich die ersten Fragen, die im Gefängnis von einem Neuling an seinen Nachbar gerichtet werden. Als Frolenko in seine frühere Zelle zurückgekehrt war, begann ich mit Jurkowski zu klopfen, der über mir saß — aber heimlich, selten und kurz. Wie sehr wir uns auch bemühten, diese verbrecherische Beschäftigung heimlich auszuführen, so wurden wir offenbar ertappt, denn am darauffolgenden Tag ließ Sokolow, als er mich aus der Zelle führte, mich auf dem Wege stehen bleiben und gab mir vertraulich einen Verweis. Wie es schien, hatten sich die Zeiten und Gebräuche gebessert, weil man früher, wie man erzählt, dafür ohne Beweisführung in den Karzer gesperrt wurde. Matwej Ephimowitsch Sokolow versuchte, durch die Macht der Überzeugung zu wirken, sagte mir einige schmeichelhafte Worte über meine Bildung, als ob er mich damit bestechen wollte. Als er sah, daß dies und anderes nicht wirkte, bediente er sich seines gewöhnlichen Kniffes, der bereits von ihm abgenutzt war, nämlich Jurkowski als Verrückten zu bezeichnen. Natürlich besserte ich mich nach diesem Verweis nicht und ich hörte nicht auf, mit Jurkowski zu klopfen, aber man machte mir keine Bemerkungen mehr. Sokolow fühlte wahrscheinlich schon, daß seine Tage gezählt waren. Tatsächlich begann man nach seinem Abgang das Klopfen milder und milder zu beurteilen, bis man schließlich diesen Mißbrauch gar nicht mehr beachtete. Es ist immer komisch, zu sehen, wie dieselben Machthaber, die noch unlängst irgend „ein Verbrechen“ verfolgten, es später selbst zu fördern beginnen. Noch vor kurzem wurde der Gedanke an die Einführung einer Volksvertretung in Rußland als ungeheuerlich und empörend von denselben Personen erklärt, die jetzt nicht nur die Volksvertretung organisieren, sondern sogar alle zwingen, um jeden Preis an den Wahlen teilzunehmen. Ebenso wurde bei uns das Klopfen zuerst grausam verfolgt und bestraft, später als offiziell anerkanntes

Mittel des Verkehrs unter uns geduldet, zu dem selbst die Administration in besonders eiligen Fällen Zuflucht nahm. Indem sie einem von uns eine Verfügung kund gab, die alle betraf, bemerkte sie ruhig: „Das werden Sie schon den anderen hinüberklopfen.“

Die erste Zeit, als das Klopfen kaum noch geduldet war, klopften wir mitunter stundenlang. Lukaschewitsch hat z. B. Jurkowski das ganze politische Programm der sozialdemokratischen Partei durch Klopfen mitgeteilt, in der Form, wie es damals gedruckt und knapp vor unserem Prozeß konfisziert wurde. Später saß an der Stelle von Jurkowski Vera Nikolaiewna Figner, und mit ihr plauderte ich gemütlich manchmal in der Dämmerung, besonders an trüben Tagen, als man nach Sonnenuntergang nicht mehr lesen konnte und die langen Dämmerstunden irgendwie getötet werden mußten. Zuweilen aber rief man nach dem Mittagessen alle Nachbarn mit einem Alarmsignal in den „Klub“ zusammen. Dabei legte sich jeder auf sein Bett, spannte, mit einem Klopfwerkzeug versehen, seine Aufmerksamkeit an und hörte zu oder sprach selbst. Da die Betten von vier Zellen — von zwei oberen und zwei unteren — an derselben Wand angebracht waren, durch die der Schall deutlich drang, daß er von einem geübten Ohr gehört werden konnte, als ob es keine Decke gäbe, schien es, als säßen vier Nachbarn in demselben Augenblick einander gegenüber; aber auch die anderen, näheren Nachbarn konnten das Gespräch, wenn auch nicht so deutlich, hören. In diesem eigenartigen Klub dauerten die Unterhaltungen lange, waren aber nicht wortreich, weil Reden, die fünf Minuten lang währten, im ganzen aus zwei bis drei Sätzen bestanden. Darum überwog das leichte Nachtischgespräch, in dem ein guter Witz den größten Beifall fand, der sich in einem eigenartigen Lachen äußerte. Dieses Lachen wird jeder, sogar „der kein Seminar besucht hat“, wiedergeben können, wenn er so klopfen wird: . . . ., d. h. fünf rasche Schläge und drei lang-

same. Das Prinzip des Gespräches mittels Klopfens, erfunden, wie es heißt, vom Dekabristen Bestuschew, ist allgemein bekannt. Wir haben es bloß ein wenig vervollkommnet, indem wir viele Kürzungen einführten, z. B. „Zimmer“ geklopft „Zm“, statt „Mensch“ „Me“ usw. Endlich wurde das Tempo des Klopfens durch Übung immer rascher und einige gelangten zu einer so hohen Stufe der Vollkommenheit, daß sich ihr Klopfen für ein ungeübtes Ohr wie ein ununterbrochenes Knistern anhörte, in dem einzelne Schläge nicht zu unterscheiden waren. Zu Beginn klopfte man natürlich mit dem Zeigefinger, dem Griffel oder dem Löffel. Erfinderische Menschen machten aus weichem Brot ein Werkzeug von der Form eines dicken kurzen Stäbchens, trockneten es an dem Ofen und erhielten so eine harte „Zunge“, die sich zu diesem Zweck vorzüglich eignete. Nach der Errichtung der Werkstätten verfertigte sich jeder irgend eine primitive Klopfwaffe.

In der ersten Zeit wurden alle diese Werkzeuge bei den Durchsuchungen am Sonnabend weggenommen, und auf unsere Verwahrung dagegen antwortete der Inspektor: „Klopfen darf man, aber Werkzeuge dazu — das darf man nicht.“ Offenbar bemühte man sich auf diese Weise, den Punkt der Instruktion über Aufrechterhaltung der Stille im Gefängnis einzuhalten und zu zeigen, daß man die Übertretungen nicht förderte. Zu guterletzt klopfte man, womit man wollte, und das Klopfen über den Korridor hinweg, das gegen die Tür geschah, war so laut, daß es einen Toten hätte erwecken können. Nachdem ich mir ein Barometer gemacht und Popow sich ein Thermometer angeschafft hatte, das vor dem Fenster seiner Zelle befestigt war, klopften wir beide an jedem Morgen über den ganzen Korridor hinüber unsere meteorologischen Berichte. Im Frühling, in den für die Gemüsegärten kritischen Tagen, waren diese Mitteilungen sehr nützlich. Ich bekam aber heftige Vorwürfe zu hören, wenn an einem Tag, da ich nach dem Barometer

„heiter“ voraussagte, schlechtes Wetter eintrat, das am Ufer des Ladoga-Sees so häufig herrscht!

X.

Doch das Klopfen war ein primitives Verkehrsmittel, höchst unvollkommen und sehr unbefriedigend. Kein Wunder, daß der in den Schraubstock eingeschlossene, in jüngeren Jahren so rege Geist hartnäckig nach Mitteln suchte, um mit dem Kameraden, der nebenan hinter der Wand saß, durch eine andere, gründlichere Art in Verbindung zu treten. Unter solchen Umständen wird man unwillkürlich erfinderisch. Dieselben Bedingungen erzeugen oft die gleichen Ideen.

In den siebziger Jahren haben, erzählt man, die im „Prozeß der 193“ Angeklagten im Gefängnis durch die Klosettröhre eine Verbindung hergestellt. Ich wußte von diesem Faktum nicht, als ich zu derselben Entdeckung kam. Das war außerordentlich leicht. Ich saß unten und hörte immer wie das Wasser, das die Gefangenen oben ablaufen ließen, durch die Röhre floß, die sicherlich mit der meinigen irgendwo kommunzierte. Ein Versuch konnte nicht schaden. Unmittelbar vom Sitz ging eine Röhre aus, die einen Durchmesser von zwei Zoll hatte und oben wie der Buchstabe S geformt war. Infolge dieser Verbindung stand im unteren Teil des Knies stets Wasser, das die Öffnung der Röhre schloß und aus derselben weder Gase, noch Laute in das Innere der Zelle dringen ließ. Als ich mit einem Lappen das Wasser aus dem Knie entfernt hatte, vernahm ich gleich ein lautes Brausen; es floß von irgend einem Nachbar her, augenscheinlich durch gemeinsame Röhren. Wenn also der Nachbar auch das Wasser entfernt, so werden alle Töne von ihm zu mir und zurück durch die Röhre getragen und es wird nicht das geringste Geräusch verloren gehen. Das zu versuchen, war das Werk einiger Minuten und wir, Jurkowski und ich, nachdem wir uns zuerst durch Klopfen

darüber verständigt hatten, redeten endlich in der menschlichen Sprache. Muß erst noch erwähnt werden, wie sehr wir uns über diese Entdeckung und auch darüber freuten, daß die Mauern von nun ab zu existieren aufhörten? Die Vernunft gebot Vorsicht und sich der Entdeckung nur selten und heimlich zu bedienen — während irgend eines Lärmes auf dem Korridor oder während der Verteilung des Mittagsessens, die damals nicht weniger als eine halbe Stunde dauerte.

Aber so heimlich wir dies auch machten, man kam doch bald dahinter. Inzwischen war die Entdeckung allen bekannt geworden, und man sprach schon in allen Ecken zueinander. Die Röhren waren so gelegt, daß die gemeinsame Kanalisation sich nur auf einen Teil des Gebäudes beschränkte, mit den anderen gab es also keine Verbindung. Infolge dieses Umstands waren alle, die in dem einen Winkel saßen, durch einen „Klub“ vereinigt, durch einen neuartigen Klub, wo man schon menschliche Reden vernahm.

Die Obrigkeit wurde natürlich stutzig, sah aber bald ein, daß es nicht leicht war, gegen dieses „Übel“ anzukämpfen. Man mußte entweder alle in den Karzer setzen — wozu es auch nicht genügend Karzer gab — oder man mußte einen Umbau der ganzen Kanalisation vornehmen. Deshalb behandelte die Verwaltung diese Ungehörigkeit lange mit Nachsicht. Mitunter aber hörte man, wenn der Nachbar zu diesem originellen Interview kaum herbeigerufen war, in die anstoßende leere Zelle einen diensthabenden Wächter eintreten, der ebenfalls neben dem Klosett Platz nahm, und aufmerksam unsere Worte belauschte, um der Obrigkeit die Art dieser wahrhaft unterirdischen Gespräche zu hinterbringen. Ich sage darum „unterirdisch“, weil alle Röhren unter dem Erdgeschoß lagen und erst dort mit einer gemeinsamen Röhre zusammentrafen, so daß die aus den oberen Zellen an mich gerichteten Laute vorher ins Erdgeschoß hinunterdringen mußten und erst dann nach oben

zurückkehren konnten. Nichtsdestoweniger war ein Gespräch selbst im Flüsterton in der nächsten Nähe sehr deutlich vernehmbar. Manchmal versuchte der diensthabende Wächter, um sehr genau zu sein, unsere aufrührerischen Reden zu notieren. Man kann sich vorstellen, was herauskam bei der Eile und Unbequemlichkeit der Arbeit, und noch dazu bei seiner geringen Schulbildung!

Ich kann nicht behaupten, daß wir von diesem „Telephon“ besonders eingenommen waren. Ich entsinne mich, daß Perioden vorkamen, da wir uns lange nicht darum kümmerten. Es war dennoch nicht leicht, den natürlichen Ekel zu überwinden. Bloß unsere traurige Lage und das starke Bedürfnis nach Verkehr zwangen uns, diese Umstände nicht zu beachten. Einige blieben doch standhaft und erniedrigten sich nie bis zu einem Verkehr mit ihrem Nächsten durch die Röhren mit verpesteter Luft. So war diese Luft, wenn auch nicht oft. Andere aber faßten die Sache philosophisch auf. So entstanden gleich zwischen Jurkowski und Lukaschewitsch heiße Programmdebatten, die wochenlang fortdauerten. Es hat sich bei mir zufällig ein mit Datum versehenes Bruchstück der Aufzeichnungen über diese Debatten erhalten, aus dem ich ersehe, daß sie ununterbrochen geführt wurden und am nächsten Tage genau da begannen, wo sie am vorhergehenden Tage aufgehört hatten. Als sich aber der erste Eifer des Gedankenaustausches etwas legte, und die Bekanntschaft sich befestigte, machte sich die Unbequemlichkeit eines solchen Verkehrs bemerkbarer als dessen Bedürfnis. Man wollte nicht bloß die Stimme hören, die durch die Röhrenresonanz vermittelt wurde, sondern auch den lebendigen Menschen sehen und mit ihm von Angesicht zu Angesicht sprechen. Wie fest sich in uns die artikulierte Sprache des zu uns redenden Menschen mit seinem Gesichtsbild assoziiert, zeigt das Gefühl der Verlegenheit, das in uns entsteht, wenn wir gezwungen sind, fortwährend mit einem Menschen zu sprechen,

der für uns unsichtbar ist. Wir alle überzeugten uns davon noch einmal, als man Karpowitsch zu uns brachte, und wir in der ersten Zeit zu ihm sprachen, indem wir vor der Tür seines Käfigs standen. Wir waren, man kann sagen, Schulter an Schulter, nur getrennt durch die Brettertür und konnten ohne Hindernisse stundenlang sprechen. Aber es war doch unerfreulich. Zum Teil auch aus diesem Grunde wurden wir gegen das „Telephon“ etwas gleichgültiger. Und als die Verwaltung nach einem oder zwei Jahren das endlich einstellte, indem sie die Kommunikation zwischen den Röhren durch irgend einen unterirdischen Verschluß unterbrach, waren wir darob gar nicht ungehalten. Aber infolge dieser Verschlußwand ward die Spülung des Klosetts verschlechtert; darüber beschwerten wir uns häufig, aber die Beschwerde wurde nicht berücksichtigt, weil die Gendarmen in unserem Wunsch, die ungeschickt angebrachte Absperrung zu vernichten, eine andere Absicht sahen. Später beseitigten sie diese Sperrung, statt dessen veränderte man alle Stühle, und das oben erwähnte Knie, das sich mit Wasser füllte, hat man so weit verlegt, daß es fast unmöglich war, das Wasser zu entfernen. Dem russischen Staatssäckel kam dieser Kampf gegen die verbrecherischen Bestrebungen der Gefangenen nach Verkehr wahrscheinlich teuer zu stehen!

XI.

Indes gestaltete sich im Hof bereits eine freiere und normalere Geselligkeit. Den ersten Schritten auf diesem Weg kam die Natur selbst zu Hilfe. Die Zäune in den Gemüsegärten waren an den Festungsmauern in einem geraden Winkel angebracht. Wie dicht sie auch zusammengefügt waren, hatte die Zeit doch ihre Schuldigkeit getan. Der Zaun ließ nach, neigte sich und bildete hier eine kaum bemerkbare Spalte. Der obere Teil der Mauer aber war von der Zeit zernagt. Einige Stöße mit einem Stock genügten,

um in der Mauer eine kleine Nische auszuhöhlen. Wenn diese den Winkel erreichte, den die Mauer und der Zaun bildeten, so entstand ein Loch nach dem benachbarten Gemüsegarten, durch das man die Hand stecken konnte. Das war ein großer Schritt nach vorwärts. Früher mußten wir, um jemand einen Zettel oder eine andere Sendung zu übergeben, alle möglichen Kniffe ersinnen, es unter den Zaun eingraben oder im Gartenboden zwischen Rüben und Weißkohl unterbringen. „Thekla“ hatte einmal eines meiner Hefte in Jurkowskis Zelle aufgefunden und nahm eine Untersuchung vor, da er gern erfahren wollte, in welcher Weise ich es dem Kameraden übermittelt hatte. Das erfuhr er natürlich nicht von mir. Aber die Zeiten waren damals nicht mehr so streng, und ich erhielt keine Strafe für dieses „Verbrechen“. Das konfiszierte Heft blieb für immer verloren.

Als Lukaschewitsch und ich unter Mitwirkung unserer nächsten Kameraden den ersten Versuch der Gefängnisjournalistik erscheinen ließen, zerbrachen wir uns lange den Kopf, auf welche Weise wir den Frauen die betreffende Nummer der Zeitschrift, die sich bereits beim Einbinden befand, zukommen lassen könnten. Wir konnten zu dieser Zeit einander schon alles bei den wechselnden Zusammenkünften übergeben; die Wege aber zu den Frauen und zurück waren völlig abgesperrt. Wir beschlossen, das nicht im Gemüsegarten zu bewerkstelligen, wo es nicht leicht war, ein ganzes Heft vor den Augen des diensthabenden Wächters einzugraben, sondern in der Tischlerwerkstätte, wohin wir, auch die Frauen, der Reihe nach gingen. Da aber dort jedesmal eine gründliche Durchsuchung vollzogen wurde, mit dem Zweck, unseren gegenseitigen Verkehr zu verhindern, so höhlten wir eigens dazu zwei Bretter aus, verbanden sie mit Zapfen, wie es bei der Zusammenleimung von Brettern geschieht, und machten uns so einen geheimen Aufbewahrungsort. Aber wir benutzten ihn nicht, weil die Entdeckung neuer Verkehrswege sehr rasch vorwärts ging. Mit

der Bildung von Öffnungen zwischen den Gemüsegärten vereinfachte sich mit einem Male jede Übergabe von Sendungen. Wenn es schwer war, heimlich Gespräche zu führen, so war es ein Leichtes, etwas dem Nachbar mit Hilfe dieser Öffnung zu übergeben. Ein Wächter war für mehrere Gemüsegärten bestimmt und konnte deshalb nicht ohne Unterlaß auf eine und dieselbe Person achten.

Im allgemeinen aber spielte die Anwesenheit der Frauen in unserer Mitte eine ungeheure Rolle bei der Beseitigung der Hindernisse, die auf dem Wege zu unserer Geselligkeit standen. Abgesehen von dem natürlichen intensiven Drang nach einem Menschen des anderen Geschlechts, erregte uns beständig die offenkundige Ungerechtigkeit, daß die Frauen unter schlechteren Bedingungen lebten als wir. Mit einem einzigen Menschen täglich im Laufe von Jahrzehnten in Verkehr zu stehen, dazu reichten menschliche Kräfte kaum aus. Wir, die Männer, durften auf dem Spaziergang die Kameraden wechseln, zu Beginn selten, dann immer häufiger und schließlich jeden Tag und sogar mehrere Male am Tag. Man hatte dadurch geradezu eine Art von gesellschaftlichem Verkehr. Die Frauen aber waren dessen absolut beraubt, und alles, was sie sich erlauben durften, bestand im „Briefwechsel". In der ersten Zeit, da wir noch kein Papier hatten, gingen diese Briefe durch mehrere „Hände", — sie wurden durch Klopfen übermittelt. So z. B. wenn Vera Nikolaiewna Figner ein paar Zeilen einem alten Freund oder Kameraden schicken wollte, der am anderen Ende des Gefängnisses saß, sagen wir: im dritten Winkel, so klopfte sie diese Zeilen zuerst mir herüber (erste Etappe), ich schrieb sie unter dem Diktat auf die Schiefertafel und nahm sie des Morgens zum Spaziergang für den Kameraden mit, der, sagen wir, am zweiten Ende wohnte. Er schrieb diese Zeilen auf seine Schiefertafel ab und klopfte sie zu Hause dem Nachbar, der mit einem Kameraden promenierte, welcher am dritten Ende wohnte (zweite Etappe). Dieser schrieb

sie auch unter Diktat nieder und trug sie am nächsten Tage zu seinem Kameraden, welcher sie wieder abschrieb und endlich in seiner Zelle an die Empfängerin klopfte (dritte Etappe). Der Brief ging zwei oder drei Tage lang und nach ebenso langer Zeit kam die Antwort.

Die Bitte um Versetzung in eine andere Zelle — in die Nähe eines Menschen, um durch „Klopfen" mit ihm die Seele erheitern zu können, wurde in den ersten Jahren immer abgelehnt. Alle menschlichen Gefühle wurden schonungslos mit Füßen getreten. Die Verwaltung machte daraus kein Hehl, daß wir in ihren Augen nicht nur Verbrecher waren, sondern auch Individuen, denen alles Menschliche, Edle und Hohe fremd ist. Einmal trat dies besonders klar hervor. Es war, glaube ich, im Jahre 1892, als wir von der Hungersnot in Rußland erfuhren. Wir rafften unsere Erzeugnisse zusammen, machten sie zu Geld und ersuchten den Leiter der Verwaltung Hangart, die auf diese Art erhaltene Summe — 25 Rubel — den Hungernden zu übersenden. Er war, Gott weiß warum, sehr gerührt. Für diesen Beweis unserer edlen Gefühle überschüttete er uns mit Danksagungen und behauptete sogar, es sei der glücklichste Tag seines Lebens. Aber aus dem Polizeidepartement, an das er wahrscheinlich das Geld sandte, erhielt er deshalb einen Verweis, und unser nächster Versuch, unser Scherflein auch im Jahre 1901 beizutragen, stieß bei unserer Administration auf entschiedene und hartnäckige Ablehnung, mit dem Hinweis auf den Standpunkt des Departements. Dieser Standpunkt ist bis heute derselbe geblieben: Du bist ein blutrünstiges Ungetüm, ein Umstürzler jeder staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung, ein Auswurf des menschlichen Geschlechts.

Nach dieser Abschweifung kehre ich zu den zwei gefangenen Frauen zurück.

Wir waren gerichtlich Verurteilte, die ihre Strafe abbüßten. Diese sollte doch für gleiche Verbrechen auch die

gleiche sein. Das ist so einleuchtend, daß es sogar die Departementsbeamten begriffen, und sie wunderten sich auch nicht, daß die völlige Isolierung der Frauen, welche eine Strafverschärfung bildete, jeden von uns empörte. Wir bemühten uns energisch, hierin eine gewisse Gleichberechtigung herbeizuführen. Darauf konnte die Verwaltung nicht mit Repressalien erwidern, weil sie selbst fühlte, daß wir, sogar von ihrem Standpunkt aus, im Rechte waren. Sie drückten also ein Auge zu, als wir die ersten Öffnungen in der Mauer erweiterten, und so mit den Frauen zu sprechen begannen, wiewohl man noch kurz vorher eines Wortes wegen, das man einem Nachbar sagte, sofort in die Zelle abgeführt wurde.

So kamen die natürlichen Öffnungen, deren es aber nicht viele gab, in Gebrauch. Jetzt konnte man leichter sprechen und ein gut Teil des Gesichtes seines Kameraden erblicken. Aber noch vor dieser Entdeckung suchten wir nach Gelegenheit, einander zu sehen. Als sich in den vertrockneten Bretterzäunen Spalten zeigten, benutzten wir sie ab und zu, um dieses Verlangen zu befriedigen. Mit echt schülerhafter Neugierde legte ich einmal das Auge an eine solche Spalte, um zum erstenmal die beiden im Nebengarten promenierenden Damen zu sehen. In derselben Weise hielt einmal Ludmila Alexandrowna Wolkenstein mit S. Iwanow und mir „Beschau“.

XII.

Dies war der Anfang. Selbstverständlich erweiterten wir die Spalten künstlich, soweit dies möglich war. Auf die Wächter machten solche Demolierungen einen großen Eindruck, und sie riefen in ihrer Aufregung den Inspektor herbei. Inspektor war damals „Thekla“ — ein sehr beschränkter, feiger alter Mann, den seine Obrigkeit hin- und herschob und der infolgedessen „zerschmolz“, wenn man einmal seine Vorrechte erwähnte. Er gestand in einem

Augenblick der Offenherzigkeit, daß Durnowo ihn anschrie und dabei mit den Füßen stampfte, und wie sehr er seinen strengen Vorgesetzten fürchtete. „Das Departement — das ist unser Halt“, sagte er zu mir einmal, mit der Stimme tiefer Überzeugung.

„Thekla“ kam es jetzt zu, die Angriffe abzuwehren, die sich täglich gegen die Zäune in verschiedenen Ecken wiederholten. Einmal kam er sehr aufgeregt zu mir, da ich damals der „Älteste“ war, und klagte, daß meine Kameraden staatliche Gegenstände zerbrächen und ihm nichts übrig bliebe, als sofort ein Telegramm an das Polizeidepartement zu senden. Es entstanden Reden und Gegenreden, deren Ergebnis war: wenn er nicht wünschte, daß man große Fenster durchbräche, so müßte er dafür kleine bewilligen. Ein unternehmender Kamerad, dessen Gemüsegarten kein natürliches Fenster besaß, bohrte in den Zaun vier Löcher und sägte eine viereckige Öffnung in Form eines kleinen Fensters aus. Nach diplomatischen Auseinandersetzungen wurde uns gestattet, solche Fenster einzuschneiden, die aber nicht größer sein sollten als das vorgeschriebene Maß. Das Vergnügen, das wir uns erkämpft hatten, war nicht sehr groß. Man stelle sich ein Loch in einem doppelten, dicken Zaun vor, in der Höhe des Gesichtes eines sitzenden Menschen. Durch diese Öffnung konnte man den Betreffenden nur zum Teil sehen. Im Sommer fiel das Sitzen vor dem „Fenster“ leicht und war auch angenehm. Im Winter aber, bei Schnee und Frost, konnte man es in der unzureichenden Kleidung kaum länger als eine Viertelstunde aushalten.

Wir Männer gaben uns zumeist mit jedem Nachbarn zufrieden, die Damen jedoch wählten und wechselten fast täglich den Kameraden für die Unterredungen.

In der Epoche dieser Fensterchen wurde zum erstenmal im dritten Gemüsegarten der sehr bescheidene Versuch gemacht, die Namenstage der Damen zu feiern — unter

der eifrigen Mitwirkung des seligen N. D. Pochitonow, der ein Meister in solchen Dingen war. Ich übernahm die Dekorierung des Aufbaues, der halb Zelt, halb Schilderhäuschen war und mit Zweigen und Blumen geschmückt wurde. Zu jener Zeit veranstalteten wir im dritten Gemüsegarten auch unsere erste und letzte landwirtschaftliche Ausstellung. Auf einem improvisierten Gerüst, das quer durch den ganzen Gemüsegarten lief und mit Laken bedeckt war, befanden sich Berge von Gemüsen in allen möglichen Formen und Arten. Bei jedem Erzeugnis war der Name seines Eigentümers und das Gewicht oder der Umfang genannt. Hangart und andere Würdenträger unserer Administration besuchten die Ausstellung; sie äußerten ihr Erstaunen über unsere Leistungen, lobten unseren Eifer und wünschten uns weitere Erfolge.

XIII.

Im Hinblick auf diese Aufmerksamkeit der Obrigkeit rückten wir gegen die hohen Zäune vor.

Wenn ich „wir“ sage, so verstehe ich gewöhnlich darunter irgend eine gemeinsame, nach vorherigem einstimmigen Beschluß unternommene Maßregel. Seitdem es möglich wurde, eine solche Übereinstimmung auf dem Wege der Unterredungen zu erlangen, beschlossen wir, daß der eine oder der andere, welcher bei der geplanten Reform am meisten interessiert war, den Direktor zu rufen und ihn im gewünschten Sinne zu überreden habe. Je mehr Genossen ihn riefen, desto sicherer pflegte der Erfolg zu sein. Auf diese Weise wurde die Frage von allen möglichen Seiten beleuchtet und die kollektiven Beweisführungen, die sich in einem und demselben Schädel zusammendrängten, erzeugten die größte Wirkung. Wenn die Angelegenheit die Befugnis der örtlichen Gewalthaber überstieg, so versprachen sie, bei ihrer Anwesenheit in Petersburg dort für uns „anzusuchen“,

und sie brachten auch die Entscheidung von dort mit. Hangart war ziemlich selbständig und bewilligte Neuerungen, die zaghaftere Vorgänger keinesfalls gewagt hätten.

Wir eröffneten also einen Feldzug gegen die Zäune. Sie beschatteten fast die Hälfte des Gemüsegartens und beraubten uns so des Raumes, der unseren nützlichen und fruchtbringenden Arbeiten unentbehrlich war. Der von uns angeführte Grund war so überzeugend, daß Hangart ihn anerkannte und den Unteroffizieren den Befehl gab, von dem oberen Teil des Zaunes drei bis vier Bretter in der Höhe von 1 Arschin zu entfernen; in den Käfigen machte man sie noch niedriger, und überall errichtete man statt der abgenommenen Teile ein Gitter aus vertikal aufgestellten Stäben. Als man versuchsweise einen Zaun niedriger gemacht hatte und „Thekla“ das Ergebnis der liberalen Vorschriften erblickte, geriet er in große Aufregung. „Aber erlauben Sie gütigst, wenn man sich nur ein wenig streckt, kann man ja alles sehen, was im benachbarten Gemüsegarten vorgeht!“ Seine Aufregung legte sich jedoch bald — deshalb war er ja auch „Thekla“. Als alle Zäune umgebaut waren, erblickte man in den gemütlichen Winkeln, wo man zu sitzen und mit seinem Nachbar zu plaudern gedachte, Plätze, die absichtlich so hoch angelegt waren, wie es die Bequemlichkeit des Verkehrs erforderte. Natürlich wurden wegen eines jeden Gerüstes lange diplomatische Verhandlungen geführt und man verteidigte jeden Zoll durch wichtige, überzeugende und unwiderlegbare Beweisgründe: der eine befürchtete die Feuchtigkeit, deshalb mußte die Anlage höher sein, der andere dachte an die Schneegestöber und wollte deshalb, daß das Gerüst stets trocken, also höher als die hohen Schneeschichten liege, der dritte war kurzsichtig und strebte nach Sonne usw. Dieses Mal behielt unsere Diplomatie wieder die Oberhand, und die freien Plätze wurden so errichtet, daß man Angesicht zu Angesicht mit den Nachbarn stehen konnte und voneinander nur durch das Gitter ge-

trennt war. Gegen Regen waren diese Plätze durch die Wetterdächer geschützt, die man höher als die Zäune aufführte.

In dieser Weise machte die Erweiterung der Verkehrssphäre einen großen Schritt nach vorwärts und der Verkehr wickelte sich jetzt in der Bequemlichkeit ab, die der Ort nur irgend zuließ. Eine besondere Annehmlichkeit bot der einzige Punkt, wo der fünfte und sechste Käfig mit dem ersten Gemüsegarten zusammenstießen; hier konnten sich sechs Personen miteinander unterhalten und alle sechs noch mit den zwei anderen sprechen, die sich im vierten Käfig befanden.

Hier verfloß also von nun ab unser ganzes öffentliches Leben, bis sich einige Jahre nachher ein anderer, noch besserer Ort fand. Und hier wurden nicht nur Referate und Vorlesungen gehalten, sondern es gab alle möglichen Lektionen aus dem Bereich der Wissenschaften. Hierher brachte man sogar mitunter die Klassentafel, die gewöhnlich bei Morosow in der Zelle hing, und auf der Lukaschewitsch anschaulich gelehrte Dinge darstellte, welche die versammelten Zuhörer interessierten. Übrigens begann unsere „gelehrte“ Beschäftigung in dem wenig bequemen dritten Gemüsegarten und ihr Begründer war ich; für mein ungeheures Auditorium von fünf Menschen eröffnete ich einen Kursus von Vorlesungen über russisches Staatsrecht, genauer gesagt, über landschaftliche und Bauernverwaltung. Sie verliefen übrigens ziemlich langweilig, was sowohl dem Gegenstand wie dem Lektor, der ausschließlich aus Notizen las, zuzuschreiben war. In der Folge war Vera Nicolaiewna Figner stets die eifrigste Anregerin derartiger Vorlesungen. Sie bewahrte bis zum Schluß das lebhafteste Interesse für alle Gebiete der Wissenschaft und Kunst und in der Verfolgung ihrer Ziele eine große Beharrlichkeit. Besonders viel Eifer zeigte sie im Bestreben, den Gegenstand zu bewältigen, der ihr am wenigsten zugänglich war. Es gab z. B. eine Zeit,

da krystallographische Systeme und deren Studium an den von Lukaschewitsch angefertigten Modellen nicht nur das „Ereignis des Tages“, sondern auch das vorherrschende Interesse bei den gemeinsamen Zusammenkünften Monate lang bildeten. Damals erklang die Luft von wissenschaftlichen Ausdrücken wie: „Ikositetraeder“ und „Hemiedrie“, „tetartoedrisch“ und „skalenoedrisch“ zur großen Verwunderung und Verwirrung unserer Unteroffiziere, die in Erfüllung ihrer Dienstpflicht alle unsere Gespräche denunzieren mußten und kaum mit annähernder Richtigkeit diese ungewöhnlichen Benennungen wiederholen konnten. Wir befaßten uns aber bei den Zusammenkünften nicht immer mit der Wissenschaft; zumeist sprachen wir über alltägliche Dinge, hauptsächlich über alte und neue Maßregeln der Verwaltung oder über Zeitschriften, die man eben gelesen hatte. Das nannte man den Austausch von Neuigkeiten, wobei es oft zu lauten Debatten kam. Deshalb setzte sich, besonders in der letzten Zeit, für den Klub die wenig schmeichelhafte Benennung „Jahrmarkt“ fest. Zu jedem Klub gehört, wie man sagt, ein „Büffett“. Das wurde auch bei uns eingerichtet, natürlich nur in Ausnahmefällen, etwa drei- oder viermal im Jahre, mit geistigen Getränken oder ohne solche, je nach dem politischen Barometer. Die Bewirtung besorgten natürlich unsere Damen. Mit der kulinarischen Kunst, die man aus irgend einem Grunde nicht zu den schönen Künsten zählt, beschäftigten sich diejenigen, welche sich dazu für besonders befähigt fühlten.

Da wir ein Volk ohne Vorurteile waren und uns „nichts Menschliches fremd“ war, so gab es in unserem Leben nicht selten Extreme und scharfe Gegensätze. Hätte es einen Beobachter geben können, er hätte nicht ohne Grauen gesehen, wie ein so begabter Junge, der eben das Mistbeet gedüngt hatte, gleich darauf ein Baiser machte. Ein Anderer, noch begabter, zog einer Ratte das Fell ab, stopfte es sehr gut aus und schuf gleich darauf eine malerische Torte. Na-

türlich gingen die Berichte über solche Festlichkeiten, wahrscheinlich aufgebauscht, bis zum Polizeidepartement, und der Direktor Swolianski erteilte dem Inspektor Dubrowin einen strengen Verweis: „Sie geben bei Ihnen Festivitäten!“

XIV.

Mit dem Erscheinen Jacowlews und der „Thronbesteigung“ Plehwes verschwanden bald die früheren Zustände die als zu liberal erschienen. Die Zäune ließen offenbar Jacowlew nicht ruhig schlafen, der ein Anhänger alter Traditionen war und wahrscheinlich von weisen Leuten gehört hatte, daß die Regel „Divide et impera“ nie veraltet. Die Zäune waren schon ziemlich morsch, wiewohl sie noch fest standen und weitere fünf Jahre hätten stehen können. Aber neue Besen kehren gut, und darum beschloß er, diese Zäune durch andere zu ersetzen. Wer weiß nicht, daß für russische Beamte ein jeder Neubau ein Fund ist, und daß speziell das Gendarmerieressort, wie es uns ein Militäringenieur bestätigte, der bei Renovierungen häufig zu uns kam, „gern baut“. Der Augenblick war sehr günstig, um nicht nur einen neuen Bau zu unternehmen, d. h. Geld zu bekommen, sondern auch durch den Eifer in der Errichtung von Zäunen sozusagen seine „Plehwealität“ zu bestätigen (ich hätte beinahe „Loyalität“ gesagt).

Gewohnt, heimlich zu handeln, ließ er eines schönen Tages, im Frühling 1903, als wollte er uns eine angenehme Überraschung bereiten, die Zäune des siebenten und achten Gemüsegartens, die erst vor kurzem errichtet worden waren niederreißen, neue 4 Arschin hohe errichten und das Gitter vollständig zerstören. Wir legten eine Kollektivverwahrung dagegen ein und viele sagten ihm vermutlich nicht sehr schmeichelhafte Worte; ich schloß es daraus, daß er nachher ungewöhnlich gerötet zu mir kam und versprach, nach Petersburg zu fahren und sich zu unseren Gunsten zu ver-

wenden. Von dort brachte er die Entscheidung mit, daß das Gitter wieder bewilligt wurde, aber nicht für jeden Gemüsegarten, sondern bloß für je einen. Die Zäune blieben jedoch 4 Arschin hoch, und das Gitter sollte in jener Höhe beginnen, bis zu der der alte Zaun reichte.

Alles wurde eben wie absichtlich so eingerichtet, um uns noch mehr Unbequemlichkeiten zu bereiten. Höher zu steigen, um wieder durch das Gitter sprechen zu können, war wohl nicht schwer, aber man mußte dazu eine besondere Leiter aufstellen.

Wir gaben uns viel Mühe, die Hindernisse zu überwinden, und etwas Praktisches einzurichten, hauptsächlich für Vera Nicolaiewna, die schon längst die einzige Frau im Gefängnis war; sie durfte offiziell mit Männern nicht zusammentreffen und mußte nach zwanzigjähriger Gefangenschaft wieder in strengster Einzelhaft verbringen.

Als die „Epoche des Vertrauens“ begann, im Herbst 1904, verdrängte uns Jacowlew, wie bereits gesagt, aus dem Hof, wo unsere Glasbeetkultur blühte, offenbar um eine Hinrichtungsstätte vorzubereiten. Er wollte uns nicht völlig der Mistbeete berauben und befahl, für diese einen kleinen Hof einzurichten, indem er zu diesem Zweck die Zäune um den ersten Gemüsegarten niederreißen ließ, die ihn vom zweiten Gemüsegarten und von dem fünften und sechsten Käfig trennten. Damals, im ersten Eifer, versprach er auch, die soeben erhöhten Zäune wieder niedriger zu machen. Die Witzlinge scherzten darüber, daß man vor dem Manifest absichtlich die Zäune erhöht hatte, um Gelegenheit zu haben, uns nach dem Manifest etwas zu „schenken“. Aber unsere Blicke richteten sich schon damals dorthin, jenseits der Festungsmauern, wo sich eine größere Tragödie abspielte als unsere Zaunkriege, und wo sich unser eigenes Schicksal wie das unserer Beschützer entschied.

Schlüsselburg im Winter

Viertes Kapitel.

Die Blütezeit des wirtschaftlichen und geselligen Lebens.

I.

Indem ich zur Schilderung der Einrichtung von Werkstätten übergehe, muß ich etwas zurückgreifen.

In den ersten Jahren war eine manuelle Beschäftigung kaum möglich. Das kann man aus dem folgenden Fall leicht ersehen: Während ich einmal — ungefähr ein Jahr nach meiner Internierung, — im Zimmer der Wächter und selbstverständlich vor ihren Augen ein Wannenbad nahm, besserten sie, wie dies gebräuchlich war, meine Kleider aus, natürlich sehr primitiv. Dabei kam ihnen eine Nadel abhanden. Etwa eine halbe Stunde darauf trat der „Klassiker" mit den Gendarmen erregt in meine Zelle und bat mich flehentlich, die Nadel zu suchen. Ich wunderte mich über die große Aufregung und fragte, welche Gefahr darin bestände, wenn die Nadel bei mir bliebe. Der „Klassiker" antwortete: „Was denken Sie? Das ist ja ein Werkzeug!" Er sagte das mit einem so entsetzten Ausdruck, als stände er vor dem Kriminalgericht wegen heimlicher Auslieferung einer todbringenden Waffe an einen Gefangenen. Als sie bei mir nichts vorfanden, gingen sie zu Lukaschewitsch, der vor mir gebadet hatte, und waren sehr glücklich, das Verlorene bei ihm wiederzufinden. Vor Freude oder

zur Belohnung ließ der „Klassiker“ uns während einer ganzen Woche zu zweien spazieren gehen, und sogar doppelt so lange wie sonst.

Die Verhandlungen über die Werkstätteneinrichtung gingen langsam vor sich, obgleich die Instruktion längst die Erlaubnis zu gewerblicher Tätigkeit enthielt. Diese Frage wurde von uns immer wieder angeregt. Mir aber war damals diese Arbeit ganz gleichgültig. Ich schätzte sie selbst als Motion nicht, weil ich von den ersten Monaten der Gefangenschaft an turnte und jeden Morgen eine halbe Stunde mit verschiedenen Übungen verbrachte.

Des Morgens wusch ich mir — Sommer und Winter — den ganzen Oberkörper mit kaltem Wasser, woran dort Überfluß herrschte. Natürlich spritzte ich dabei stark umher, und ich mußte nachher den Boden trocken wischen. Das war die erste Bewegung. Hierauf, noch immer ohne Hemd, machte ich den Versuch, mich auf die Hände zu stellen — den Kopf nach unten und die Beine gegen den Himmel. Das war Übung Nr. 2. Darauf folgte Springen usw. Für den Wächter, der unablässig durch das „Äuglein“ hereinschaute, war das wahrscheinlich ein ergötzlicher Anblick. Die Fensterklappe hielt ich dabei stets offen, auch im Winter, da ich die Kunst erlernt hatte, selbst auf das Fenster zu klettern und sie zu öffnen; auf diese Weise eignete ich mir eine gewisse Unempfindlichkeit gegen Kälte an.

In der Folge bat ich um die Einrichtung einer Brause in der benachbarten leeren Zelle, und das wurde bald bewilligt. Später brachte man auch die Wanne dahin, so daß wir jetzt ohne Späher baden konnten. Ich ging jeden Tag regelmäßig unter die Brause, ich glaube zwölf Jahre lang, und trennte mich von ihr nicht ohne Bedauern.

II.

Auch ich war ein Typus der russischen Intellektuellen jener Zeit, denen Bücher teuer waren, die sich von der Lektüre hinreißen ließen und Tag und Nacht über abstrakte Fragen disputierten, die sich aber gar nicht darum bekümmerten, wie man das Papier, worauf ihre Bücher gedruckt werden, fabriziert, oder wie die Tische und Stühle ihrer Zimmer verfertigt werden.

Noch mehr! Ich verachtete das Handwerk und die physische Anstrengung als eine niedrige Kategorie der Arbeit eines Ungebildeten. Das „Arbeitsprinzip" stand in der Idee natürlich sehr hoch, das war die Tradition der russischen Intelligenz — aber das nur in der Idee.

Als die Arbeit in den Werkstätten bereits gestattet war und Feodorow mich einmal fragte, womit ich mich eigentlich beschäftigen möchte, war ich in großer Verlegenheit. „Mit dem Schusterhandwerk", sagte ich endlich in der Meinung, daß dies das leichteste der mir bekannten Handwerke wäre.

Die Tischlerwerkstätte wurde zuerst eröffnet (ich glaube, im Jahre 1889) und Worinski überlassen, damit er sich Bewegung machen könnte — einem Mann, der bereits an Asthma litt. Er begann damit, ein Tischchen zu verfertigen, und dann wurde ich aufgefordert, in die Werkstätte zu kommen, um das Schusterhandwerk zu „fördern". Man gab mir einen Leisten, Leder und die Werkzeuge und trug mir auf, für Lukaschewitsch Stiefel zu machen, weil die staatlichen Stiefel für seinen ungeheuer großen Fuß zu klein waren, und für ihn andere nach Maß angefertigt werden mußten. Ich hatte meine liebe Not, herauszubekommen, wie eine Sohle befestigt wird. Vielleicht hätte ich diese Aufgabe gar nicht gelöst, wenn es mir nicht eingefallen wäre, Lukaschewitsch um die alten Stiefel zu ersuchen; ich zertrennte

sie, und die ganze Weisheit wurde mir dabei sonnenklar. Aber es blieben noch viele Einzelheiten, die mir unlösbar erschienen. Zum Glück befand sich neben mir zu dieser Zeit Antonow, der in allen Dingen Bescheid wußte. Ich kehrte in meine Zelle zurück und teilte ihm durch Klopfen meine vollständige Ratlosigkeit mit. Er klärte mich auch durch Klopfen über die Schwierigkeiten mit Geduld auf. Er mag sich dabei nicht wenig über meine Naivetät gewundert haben. Wie dem auch sein mochte, nach einem Monat stand das Paar Stiefel fertig da. Ich tröstete mich damals damit, daß der Bau des ersten russischen Schiffs in Woronesch noch länger gedauert hat. Solowiew, der die unglaubliche Langsamkeit von damals schildert, sagt dem Leser zum Trost: „Wie lange man auch daran gebaut haben mag, aber sie haben es doch fertig gebaut!“

Auch ich habe meine Stiefel zu Ende gebaut. Als in den siebziger Jahren Genossenschaftswerkstätten eingerichtet wurden, von Menschen, die Fühlung mit dem Volke anstrebten, ging, wie ich später hörte, die Schuhmacherei auch nicht rascher von statten als bei mir, obgleich sie unter Anleitung eines erfahrenen Meisters und in Freiheit arbeiteten; ich aber tat es im Gefängnis und war bloß auf meine eigenen Kräfte angewiesen.

So war der Anfang. Damals wurde uns zugleich gestattet, mit den Unteroffizieren zu sprechen; zu Beginn stand es bloß dem Wachtmeister zu, das Wort zu ergreifen.

III.

Nach dieser Heldentat machte man mir den Vorschlag, ich sollte mich auch in der Tischlerwerkstätte durch einen solchen Erfolg auszeichnen.

Worinski hatte sich wahrscheinlich überarbeitet, wurde noch kränklicher und ging nicht mehr in die Werkstätte.

An seine Stelle brachte man mich hin, schloß mich ebenso in den Nachmittagstunden ein und ging fort.

Da stand ich nun, sah mir die verschiedenen Werkzeuge an und wunderte mich über die Weisheit des menschlichen Genius, der diese geistvollen Dinge ersonnen hat, deren Bestimmung ich auch in hundert Jahren nicht erraten hätte. Ich erinnere mich, daß mich besonders das Reißmaß verblüffte; ich entschied im stillen, daß dies sicherlich Maschinenarbeit wäre, weil Menschenhände es nicht so fein verfertigen könnten. Ehe man die Tür geschlossen hatte, wurde mir gesagt, ich sollte ein Brett von ungefähr 2 Arschin Länge abhobeln. Tapfer ging ich ans Werk, bemühte mich eifrig, wischte noch eifriger den Schweiß von der Stirn, nahm ein Werkzeug nach dem anderen, von dem ich voraussetzen konnte, daß man es zum Hobeln gebraucht, und o weh, ich wurde mit dem Abhobeln des Brettes in den drei Stunden doch nicht fertig!

Ich weiß nicht, wie viele Tage ich nachher brauchte — einen oder zwei oder drei — bis ich die Ursache meines Mißerfolges erriet. Die Sache war sehr einfach: es stellte sich heraus, daß alle Werkzeuge ganz stumpf waren. Ich war auf diese Entdeckung stolz, weil ich von selbst darauf gekommen war.

Aber den Grund herausfinden und ihn beseitigen, ist bei weitem nicht dasselbe. Lange und viel habe ich geschliffen, so lange, wie man das nur dort machen konnte, wo ich mich befand, und wo man sich wahrlich nicht zu beeilen brauchte. Trotzdem brachte ich das Schleifen nicht zu Wege. Deshalb kam ich auch hier ohne das Klopfen und die Aufklärungen Antonows nicht vorwärts. So war der zweite Anfang.

Nach kaum zwei Jahren konnte ich bereits ein ebensolches Reißmaß verfertigen, das mich am ersten Tag durch die Feinheit seiner Arbeit so verblüfft hatte.

Lange Zeit bestanden bloß diese zwei Werkstätten;

wir arbeiteten in denselben nur der Reihe nach, und die Administration ließ nicht alle gern zu. Noch lange nachher, als bereits alle diese „Milderung“ genossen, ward sie Antonow noch nicht gewährt; er wurde in einem Ausnahmezustand gehalten. Indes unterschied sich sein Betragen in nichts von dem guten Betragen der anderen, das für die Gewährung der Milderung Vorbedingung war.

Eine solche Einschränkung bildete bei uns jedesmal einen Casus belli und stellte die Frage auf die Tagesordnung: soll man die Gnade annehmen, die unter solch schweren und beleidigenden Bedingungen gewährt wird, oder soll man auf dieselbe verzichten und warten, bis sie für alle ohne Ausnahme wiederkehrt?

Wann und unter welchen Umständen die Buchbinderwerkstätte organisiert wurde, weiß ich nicht mehr. Ich habe mich sehr lange von der Buchbinderarbeit ferngehalten. Mir schien, daß sie ausschließlich für Kranke und Schwächlinge passe, einem gesunden Menschen aber nicht genügend Bewegung gebe. Wegen der Einförmigkeit ihrer Handgriffe kam sie mir sehr langweilig vor und ungeeignet, der schöpferischen Phantasie Anregung zu geben. Den ersten Versuch machte ich, als es für alle obligatorisch wurde. Diese Arbeit begann ich bereits in der „Scheune“, unter gleichzeitiger Leitung von Vera Nicolaiewna und M. F. Frolenko. Frolenko und ich wirtschafteten mit unserem ganzen Buchbinderkram im Korridor neben der Tür der Tischlerwerkstätte Vera Nicolaiewnas. Die Türklappe bei ihr stand offen, und wir übergaben einander sehr oft Bücher und allerhand Material. Ich erwies mich als ein verständiger Schüler, was daraus zu ersehen war, daß ich, nachdem ich mit ihnen zusammen eine Partie Bücher gebunden hatte, das nächste Mal allein an die Arbeit ging.

Die Drechslerei wurde ungefähr zwei Jahre nach dem Beginn der Tischlerarbeiten eröffnet. Antonow erklärte mir in fünf Minuten die allerwichtigsten Handgriffe der Arbeit

und überließ mich nachher gänzlich mir selbst. Das war der vierte Anfang, unter ebenso günstigen Umständen wie bei der Buchbinderei. Für die Drechslerei entflammte bei uns ein so lebhaftes Interesse, daß bald noch eine zweite Drehbank notwendig war, und dann eine dritte. Die beiden letzteren waren nagelneu, ganz aus Metall und so leicht zu handhaben, daß selbst unsere Damen mit ihnen arbeiteten. Natürlich war diese Schwärmerei nicht von langer Dauer und kühlte sich im Laufe der Zeit ab, als es möglich wurde, den größeren Teil des Tages in der frischen Luft zu verbringen. Offenbar war sie ein Produkt der unerträglichen Langeweile.

IV.

Die Bewilligung von Werkstätten hatte weitere Bewilligungen zur Folge. Als bereits in allen acht oder neun Tischlereien gearbeitet wurde, ließ sich die Isolierung der Gefangenen nicht mehr so streng durchführen. Schon der geringe Bestand an Werkzeugen bedingte einen regen Verkehr, und man mußte das eine oder das andere häufig durch die Wächter von den Nachbaren holen lassen. Jene aber, meist mit dem Tischlerwerkzeug nicht vertraut, riefen fortwährend Verwirrungen hervor. Drillbohrer, Hohlkehle, Kehlhobel u. a. waren für sie leerer Schall. Führten sie einen Auftrag nicht gut aus, so liefen sie Gefahr, zwischen zwei Feuer zu geraten. Es blieb daher nichts anderes übrig, als uns zu gestatten, die Wächter mit Zetteln, in denen wir alles deutlich angaben, hin und her zu schicken.

Man konnte uns ferner die Erlaubnis, zu zweien zu arbeiten, nicht leicht verweigern. Wenn wir im Gemüsegarten gemeinsam säten — warum nicht zu zweien Bretter hobeln? Tischlerei allein zu betreiben, ist fast unmöglich. Bei dem Leimen und Zusammenfügen großer Stücke bedarf man der Hilfe anderer. Und die Verwaltung mag gedacht

haben: gestattet man ihnen nicht, Kameraden beizuziehen, so werden sie Wächter herbeirufen, die dann der Gefahr ausgesetzt wären, durch häufige Berührung mit ihnen „verseucht“ zu werden. Und so erlangten wir endlich die Erlaubnis, zu zweien zu arbeiten.

Bald darauf durften wir auch in den Korridor gehen, um Leim, Bretter u. a. zu holen, da die Wächter allen Anforderungen nicht entsprechen konnten und auch gar nicht geneigt waren, sich für uns zu bemühen. Der Ausweg ergab sich von selbst: man gestattete uns in den Korridor zu gehen, und dies später auch zu zweien. Es kam mitunter vor, daß in der „Scheune“ gleichzeitig sechzehn Gefangene weilten. Alle dabei entstandenen Kollisionen mußten unvermeidlich die Obrigkeit zu der Erkenntnis führen, daß man neue Bedürfnisse nicht in alte Gesetze zwängen kann. Hätten wir uns damals in einer Epoche befunden, da die Frage über Leben und Tod der Gefangenen den Machthabern gleichgültig gewesen wäre, so würden sie diese Kollisionen sicherlich schnell in derselben Weise gelöst haben, wie es später, als Plehwe Minister war, geschah: „Sie wollen nicht in dem von uns vorgeschriebenen Rahmen arbeiten? Wie es beliebt! Unsere Gesetze sind heilig, erwarten Sie keine Änderungen!“

Wir lebten aber damals in der Periode, da die zahlreichen Todesfälle im Gefängnis unsere „Beschützer“ in keine geringe Unruhe versetzten. Sie erkannten im rechten Augenblick, daß wir für sie die Henne waren, die goldene Eier legt: wenn man uns alle umbringt, ist es mit den Einkünften zu Ende, wenn man uns dagegen erhält und möglichst lange erhält, ist es leicht, sich damit eine lebenslängliche Rente zu sichern, und zwar in sehr verlockender Höhe. Man mußte uns also schonen — neue Gefangene kamen nicht mehr! Aus diesem Grunde sah die Verwaltung die Werkstätten mit Recht als das beste Mittel an, Neurasthenie, Apathie, Magen- und andere Leiden zu heilen, die mit der

zwecklosen sitzenden Lebensweise verbunden sind, sowie neuen Erkrankungen solcher Art vorzubeugen. Es war also klar, daß man die Werkstätten nicht beeinträchtigen durfte, sondern sie vielmehr fördern mußte.

V.

Als die Glasbeete und andere Pflanzungen bereits bestanden und der Frühling eintrat, stellte das praktische Leben gleich seine Forderungen. Es war unvermeidlich, häufig in die „Scheune“ zu gehen, wenn man sich im Hofe befand; alle möglichen Kleinigkeiten der landwirtschaftlichen Arbeiten konnten nicht vorhergesehen werden. Bald brauchte man eine Stütze für den Rahmen, bald einen Lappen für das Glasbeet, bald einen Hammer, bald die Bank oder eine Säge, warmes Wasser zum Begießen, Asche zur Düngung, Samen, Töpfe, die sich in den Werkstätten befanden. Auf diese Weise wurde die alte Lebensordnung von Grund aus erschüttert. Eine der ersten Breschen legte N. D. Pochitonow unter Mitwirkung unserer Administration selbst. Hangart bestellte bei uns ein gedrechseltes Holzgitter für das Grab der bei der Eroberung der Festung gefallenen Krieger. Lagowski, Schebalin u. a. übernahmen die Drechslerarbeit, Pochitonow, Pankrotow, Martinow u. a. die Tischlerarbeit. Als die ersten Teile fertig waren, mußte man sie versuchsweise zusammenfügen, und zwar im Korridor, woran man früher nicht einmal denken durfte. Der erste Versuch wurde in Gegenwart der Verwaltungsbeamten gemacht, die selbst dazu die Anregung gaben, und man weiß, wie wichtig der erste Schritt ist.

Ungefähr um jene Zeit kam auch der Stabsrittmeister Pachalowitsch, den Hangart später wegen seiner Sympathien für uns den „Sozialisten“ nannte, als Untergehilfe zu uns. Ihm, als dem Leiter der wirtschaftlichen Angelegenheiten, unterstand unmittelbar der Schauplatz unserer Tätigkeit, die

„Scheune"; zugleich hatte ein Wachtmeister die Aufsicht über die Werkstätten. Dank dem guten Willen dieser nächsten Vorgesetzten zeigten sich bald Spuren von Autonomie. Jede Doppelherrschaft, sagt man, ist verderblich. Pachalowitsch' erste Schritte waren sehr zaghaft; er benutzte heimlich geeignete Momente, um uns unter vier Augen einige Worte zu sagen. Später entfernte er ein für allemal die niedern Chargen, welche die Offiziere belauschten. Er unterhielt sich auch mit mir allein stundenlang oder mit Gruppen, redete uns sogar — horribile dictu! — wie sonst üblich, mit unserm Vornamen und dem des Vaters an und vernichtete schließlich unter unserer wohlwollenden Mitwirkung das ganze Tolstoische System der strengen Einzelhaft. Man sagt, daß Pachalowitsch damals hohe Protektion in Petersburg hatte. Er schilderte uns oft jene „Oberen" so, wie sie jeder Historiker kennt, der eine ähnliche Epoche der westlichen Staaten am Vorabend des Sturzes des Absolutismus studiert hat, und weiß, wie lasterhaft, feige, grausam, rachsüchtig, töricht und blind die „Oberen" sind.

VI.

Und so erlangten wir endlich eine Art von Konstitution. Mir scheint, daß sich auch in unserer Folterkammer dieselben allgemeinen Gesetze zeigten, die das Leben der großen organisierten Gesellschaften lenken. Man kann jede Gemeinschaft zersplittern oder vernichten. Aber wenn sie einmal besteht und lebensfähig ist, wenn sich in ihr einmal ein gemeinsames wirtschaftliches Leben gefestigt hat, das unlösbar die einzelnen Elemente zu einem Ganzen zusammenfügt, so wird sie alle Fesseln, die sie hemmen, lockern oder sprengen und jedes Gesetz ihren Bedürfnissen anpassen. Die Blütezeit unserer Freiheiten fiel mit dem Manifest zusammen, welches bei der Vermählung des Kaisers Nikolaus II. erlassen wurde. Darin hieß es so klar und deut-

lich: „ohne auch die Staatsverbrecher von der Begnadigung auszuschließen“, daß unsere Administration es für Wahrheit *hinnahm*, *und man uns* schon am nächsten Tage, glaube ich, die Zeitung brachte, wo das gedruckt stand; die Beamten behaupteten sogar, daß viele von uns in einigen Tagen ihre Verwandten sehen würden . . .

Dieses Manifest lasen wir gruppenweise. Die „Scheune“ und die Zellen standen offen. Bloß die beiden Frauen, vor deren Türen bei offenen Klappen die „Klubs“ sich versammelten, blieben eingeschlossen. Dieser Ausnahmezustand schien im ersten Augenblick selbst dem Gendarmenverstand so merkwürdig, daß Pachalowitsch' Nachfolger, als er im Korridor dieses Bild sah, verwundert fragte: „Warum sind denn diese eingesperrt?“

Hoffnung und Begeisterung herrschten unter uns, und die meisten „Literaten“ verbrannten ihre Manuskripte. Später habe ich mich selbst verwundert gefragt: Warum diese Aufregung? Welche Aussichten auf sofortige Befreiung hatte ich denn?

Die schnell aufflammenden Hoffnungen erloschen noch schneller. Nachdem die Gendarmen an geeigneten Stellen herumspioniert hatten, hüllten sie sich in einen undurchdringlichen Panzer, und ihr vielsagendes Schweigen ernüchterte uns bald. Später erfuhren wir, daß der Gendarmeriechef Schebeko die Meinungsverschiedenheit bei der Beratung dieser Angelegenheit durch die Erklärung entschied, er könnte für Rußlands Ruhe nicht bürgen, wenn das Manifest auch auf uns Anwendung fände.

Das Manifest galt also für uns nicht. Und als ob die Schlüsselburger Verwaltung sich für die höhere Obrigkeit schämte, hörte sie auf, mit uns wegen belangloser Übertretungen Händel zu suchen. Um diese Zeit faßte in der „Scheune“ sozusagen ein öffentliches Leben Wurzel, das bis zum März 1902 bestand. Es kamen wohl Rückfälle vor, besonders beim Abgang der Vorgesetzten, wenn ihre Nach-

folger die Unerschütterlichkeit der alten Prinzipien zeigen wollten. Diese Versuche waren jedoch von kurzer Dauer. Bei jeder derartigen Reaktion sagten uns die einsichtigeren Unteroffiziere ganz offen: „Tut nichts, bald wird alles wieder nach Ihrem Wunsch sein!“

VII.

Einen derartigen Versuch machte Dobrowin, der dem entlassenen Feodorow als Inspektor folgte. Eine der zahlreichen Vorschriften bestimmte, daß die Türklappen in allen Werkstätten offen bleiben, — zur Ventilation und damit wir von den Korridorwächtern den Leim, die Werkzeuge u. a. in Empfang nehmen können. Wahrscheinlich wollte Dubrowin zu Beginn die Zügel straff spannen; ohne uns ein Wort zu sagen, befahl er dem Wachtmeister eines schönen Tages, die Türklappen geschlossen zu halten. Wir kamen ahnungslos in die Werkstätten, die Türklappen wurden geschlossen, und wir befanden uns wie in einer Mausefalle.

Ich arbeitete zu dieser Zeit mit Iwanow. Kaum bemerkte er diese Rechtsverletzung, als er aufbrauste — er ergriff den Hammer und fing an, mit aller Kraft gegen die Tür zu schlagen. Die Nachbarn nahmen das auf, und es begann das übliche Gefängniskonzert, bei dem die Wache gewöhnlich den Kopf verlor. Man lief zum Inspektor; er kam, und als er sah, in welcher Wut sich die der Milderung beraubten Gefangenen befanden, gab er sogleich nach und sagte, daß er dem Wachtmeister diesbezüglich keinen Befehl erteilt hätte. Alle Türklappen wurden sofort geöffnet, und lange darauf gab es keine Attentate mehr auf unsere Verfassung.

Ein anderer Vorfall ähnlicher Art war ernster. Damals standen bereits die Türen in allen Werkstätten offen. Ich arbeitete ruhig, da drangen vom Hof laute, gereizte Stimmen zu mir: es gab dort einen Streit mit dem Wachtmeister, auch

wegen einer Beschränkung unserer Freiheit. Worum es sich eigentlich handelte, wußte ich nicht genau. Poliwanow, durch den Streit zur Raserei gebracht, stürzte in meine Werkstätte herein, ergriff die Axt und verschwand. Man erzählte später, er wollte mit der Axt auf den Wachtmeister losgehen, aber Kameraden, die auch im Hofe waren, hielten ihn rechtzeitig davon ab. Nach einer Weile sah ich, wie er demütig, von Iwanow gezogen, zu mir in die Werkstätte mit derselben Axt in der Hand hereinkam und seinen Kopf sofort unter die Wasserleitung hielt, um die Erregung durch den Wasserstrahl abzukühlen. „Das Blut," sagte er, „stieg mir zu Kopf." Dank dem Taktgefühl Hangarts und der geschickten Erklärung, die man ihm über diese Angelegenheit gab, hatte sie keine weiteren Folgen. Ja, noch mehr: In demselben Jahre (1896) wurde einigen von uns das Krönungsmanifest verkündigt, darunter auch dem Poliwanow mit der üblichen Bemerkung, daß die Strafzeit ihm für „gutes Verhalten" herabgesetzt wurde.

VIII.

Ich verwandelte mich aus einem völligen Laien in jedem Handwerk fast in einen Meister auf allen Gebieten. Zum mindesten bildete sich bei den Gendarmen diese Meinung über mich. Keine einzige Wissenschaft läßt sich auf einmal erfassen. Dies gilt noch mehr für die Gewandtheit im Handwerk. Ich glaube nicht, daß ich dazu ein besonderes Talent besaß, aber ich hatte sehr viel Geduld, und im Handwerk überwiegt sie in den meisten Fällen alles.

Im Tischlerfach interessierte mich am meisten der Prozeß des Schaffens selbst. Wenn mich ein erfahrener Meister unterwiesen und alles nach der Schablone zu machen gezwungen hätte, wäre ich wahrscheinlich nicht weit gekommen und das Handwerk selbst wäre mir überdrüssig geworden. Ich aber fühlte mich zu Beginn meiner Versuche

in einem gewissen Sinn als ein Robinson. Sogar noch mehr: Robinson kannte irgend etwas und wandte in der neuen, verhältnismäßig geräumigen Umgebung die alten, ihm bekannten Verfahren an. Allein ich verstand nichts und mußte jede Aufgabe, wie beispielsweise das Annähen der Sohle, zuerst theoretisch lösen und dann die gefundene Lösung in Praxis umsetzen. Die wichtigsten Handgriffe sind natürlich schon längst bekannt und werden von Geschlecht zu Geschlecht überliefert. Darauf hat man ja eine ungeheure Menge von Zeit, Kraft und Schaffensdrang verwandt. Vielleicht bedurfte es durch viele Jahrhunderte fortwährender Errungenschaften, ehe der Tischler Iwan für uns die einfache Etagère machen und an derselben jene komplizierten Arbeiten vornehmen konnte, welche ihm mit einemmal vererbt wurden, und über deren Wesen er nie nachgedacht hat. Ich dachte jedoch nach. Vor jeder Schwierigkeit, ob sie groß oder klein war, stellte ich mir die Frage: Wie verfuhr in solchen Fällen der Urmensch, ehe die Lösung dieser Schwierigkeit zum erstenmal gefunden war? Dieser ununterbrochene Prozeß des Erfindens nahm mich vollständig in Anspruch; ich konnte jene Kameraden nicht begreifen, die es vorzogen, sich die Lösung der Aufgabe in fertigem Zustande von den erfahrenen Nachbarn geben zu lassen, statt das eigene Gehirn anzustrengen. Ähnlich wie der Embryo in verhältnismäßig wenigen Tagen seines Wachsens die ganze jahrhundertelange Geschichte seiner Entwicklung durchlebt, durchlebte auch ich bei meinen Versuchen gewissermaßen die ganze Geschichte der menschlichen Kultur.

In diesem Sinne und ohne jede Notwendigkeit versuchte ich einmal, Feuer zu erzeugen durch Reiben von Holz an Holz und machte dazu sogar speziell einen rotierenden Kreis („eine zentrifugale Maschine"). Leider mißlang dieser Versuch, wie er, glaube ich, auch Darwin mißlang. Natürlich spielte ich nicht selten eine komische Rolle, in-

dem ich da klügelte, experimentierte und unsichere Schritte machte, wo die Sache klar auf der Hand lag oder erfahrene Kameraden Aufklärung geben konnten. Aber ich zog diese unsicheren Schritte vor und machte selbständig die zweifelhaften Versuche in der Meinung, daß Fehler zu begehen keineswegs überflüssige und schädliche Zeitvergeudung wäre. Diese Fehler führen zugleich zu Ergebnissen, wenn auch negativen Charakters, und zu vielen Fertigkeiten, die man sonst nicht erworben hätte. Und negative Errungenschaften sind in der Praxis nicht weniger wichtig, weil es für uns nützlich ist, nicht nur zu wissen, welchen Weg man gehen, sondern auch welchen man meiden muß.

IX.

Eines meiner ersten Erzeugnisse war nicht etwa eine Kleinigkeit, die keine Aufmerksamkeit verdiente. Nein. Gleichsam die künftigen Erfolge ahnend, begann ich gleich mit einem großen Bücherschrank. Feodorow selbst schlug mir diese Arbeit vor, fragte aber vorher, ob ich einen solchen Schrank machen könnte. Ich antwortete wie ein künftiger Künstler, den man gefragt hatte, ob er Geige spielen kann: „Ich habe es nie versucht. Ich werde versuchen, vielleicht kann ich es!“ So ging ich denn an die Arbeit, und da begann mein erstes „Tasten“. Fast jede Einzelheit der schwierigen Arbeit brachte mich in Kalamitäten. Lange habe ich an dem Schrank gearbeitet: vielleicht zwei Monate, vielleicht drei, sogar vier; aber ich habe ihn fertig gebracht. Er ist sicherlich noch heute ganz! Aber was war das für ein Schrank! Darauf durfte man kühn die Aufschrift setzen: „Wanderer, bleib stehen und bewundere!“ Er hatte Doppeltüren mit Füllungen, deren Geheimnis ich entdeckte, nachdem ich vorher einen fertig gekauften Schrank angesehen hatte. Aber seine merkwürdigste Eigenschaft war, daß die eine Tür etwas schief saß. Wäre ich erfahren gewesen,

so hätte ich sie in Wasser aufgeweicht, auseinandergenommen und wieder rechtwinklig zusammengeleimt. Damals schien mir, daß der Fehler nicht gutzumachen sei. Und ich ließ sie für immer schief. Hierauf machte ich nicht weniger als 10 verschiedene Schränke, große und kleine, diejenigen nicht mitgerechnet, welche ich mit anderen gemeinschaftlich verfertigte. Wie viele Gegenstände, und welche namentlich von mir gemacht wurden, kann ich jetzt nicht einmal annähernd sagen. Ich verfertigte vorwiegend Bänke, Stühle, Fauteuils, Schemel, Tische und Tischchen, Leitern, Kommoden, Koffer, Kisten, Schatullen, Futterale, Pulte, Staffeleien, Heiligenschränkchen, Rahmen und Rähmchen, Kleiderständer, Schulbänke, Arbeitsbänke, Schachbretter, verschiedene physikalische Apparate und Spielzeug. Ich habe auch noch einen Schubkarren und einen Ofenschirm gemacht. Im letzten Sommer bemerkte ich eine kleine Holztreppe zu dem Eingang in die Wohnung des Kommandanten und erinnerte mich zu meiner Verwunderung, daß ich der Meister dieser Treppe war. Ungefähr vor 12 Jahren hatte ich sie gemacht und sowohl Zeichnung wie Plan dazu entworfen.

X.

Für unsere wirtschaftlichen Bedürfnisse war, vermutlich gleich zu Beginn, eine bestimmte Summe bewilligt, aber von ihrer Höhe sagte man uns anfangs nichts. Es herrschte bei uns noch keine Ordnung beim Einkauf der nötigen Materialien. Jeder, der etwas brauchte, meldete das einfach dem Inspektor. Man kann sich denken, welche Verwirrung entstand, wenn man, ohne zu wissen, auf wessen Rechnung und in welcher Quantität, Bestellungen machen mußte, was zum Nachteil der Kameraden ausfallen konnte. Es ergab sich von selbst die Notwendigkeit, eine allgemeine Liste der Bestellungen zu führen, wobei, natürlich nach gegenseitigem Einverständnis, der zur

Deckung aller unserer Bedürfnisse genau begrenzte Gesamtbetrag verteilt wurde. Mit einem Wort, es erwies sich bei uns nicht nur die Notwendigkeit der Selbstverwaltung, sondern auch der formellen Anerkennung eines gemeinschaftlichen Lebens, was mit dem Prinzip der Einzelhaft in so schroffem Widerspruch stand.

Ich weiß nicht, wer der erste war, der eine Liste der Bestellungen zu führen begann. Sie wurde bald von Orshich, bald von Pochitonow entworfen. Feodorow ging manchmal zu dem einen oder anderen und gab den Auftrag, einen neuen Gegenstand in die Liste einzutragen, der sich als notwendig erwies. Auf diese Weise bildeten sich ganz von selbst die ersten Ansätze zu unserer Organisation von „Altesten", die sich, wie in der Geschichte der ursprünglichen Gemeinschaften, zu Anfang eigenmächtig als solche erklärten. Dies taten Menschen, die wenigstens etwas von Materialien nach ihrem annähernden Wert verstanden. Nicht wenig Konfusionen mußten wir bei der Ordnung unserer wirtschaftlichen Beziehungen erleben — Konfusionen, die bei unseren außergewöhnlichen Verhältnissen unvermeidlich waren, und dies um so mehr, als in uns allen der Gärungsstoff der „Narodniki" aus den siebziger Jahren angehäuft lag, welche abstrakte Grundsätze höher als alles stellten und mitunter fähig waren, wenn sie ein gemeinsames, wirtschaftliches Leben einrichteten, ein Prinzipien„kalb" zu schaffen, wie dies nach der Schilderung Koronins einmal in der Borski-Kolonie geschehen ist.

In die größte Verlegenheit brachte uns nicht die Frage, über wieviel Geld man verfügen konnte, sondern die, auf welchen Anteil jeder Anspruch hatte, d. h. um mit großen Worten zu sprechen, uns brachte nicht die ökonomische, sondern die juristische Seite in Verlegenheit. So kam es damals zu einem ergötzlichen Zusammenstoß zwischen J. L. Manutscharow und mir. Ich war gerade eifriger Kommunist und glaubte, daß alles, was in unsere Gemeinschaft hereinkam, allen

gleich und unteilbar gehörte. Manutscharow war aber ein nicht minder eifriger Individualist und trat für seinen Anteil aus der „gemeinsamen Schüssel“ ein. Bei der primitiven Art der Bestellungen, deren ich soeben Erwähnung getan, kaufte er sich ein Fläschchen Lack für 12 Kopeken, da er damals elegante à jour-Sächelchen verfertigte und lackierte. Auch ich brauchte für einen kleinen Gegenstand etwas Lack. Wir waren voneinander getrennt und trafen nur beim Spaziergang zusammen. Statt mir so viel Lack zu nehmen, als ich nötig hatte, wie vernünftige Menschen tun, wie wir das auch in der Folge machten — zumal ich mit Manutscharow befreundet und er stets dienstfertig war — eröffneten wir einen heißen Kampf über die Frage, ob ich ein Recht auf den Lack besäße, den er für sich bestellt hatte. Nachdem wir viele Lanzen gebrochen hatten, allerdings nicht im Laufe eines einzigen Tages, blieb ein jeder von uns, wie es meistens geht, bei seiner Meinung, und da der vielumstrittene Lack vorrätig war, sagte Manutscharow endlich, indem er mir davon gab: „Ich gebe Ihnen meinen Lack als einen Beweis meiner freundschaftlichen Bereitwilligkeit.“ Ich nahm ihn und erwiderte: „Ich nehme ihn an, weil er mir ebenso gehört wie Ihnen.“

XI.

Allmählich kam in unser Wirtschaftsleben Ordnung. Die Fähigkeit zur Selbstverwaltung ist keinem Menschen mit der Geburt verliehen, sondern sie wird ebenso wie alle Gewohnheiten des sozialen Lebens nur durch die Erfahrung und nach vorherigen Fehlern und Konflikten erworben. Schon im Jahre 1891 wurde ich formell zum „Ältesten“ gewählt und neun Monate leitete ich unsere wirtschaftlichen Angelegenheiten. Gerade zu dieser Zeit erweiterten sich unabhängig von den Bedürfnissen des Handwerks in den Gemüsegärten unsere Verkehrsmittel, zuerst durch die Spalten und später durch die „Fenster“, wovon ich bereits früher gesprochen habe.

Nachdem wir mit unsicheren Schritten an die Selbstverwaltung gegangen waren, fanden wir bald an der Sache Gefallen und wählten verschiedene „Meister“ wie in der alten germanischen Gemeinde, wo es sogar nicht selten auch einen Tanzmeister gab, der die Volksspiele leitete. Bei uns waren eine Zeitlang im ganzen vier „Meister“, d. h. der fünfte Teil des „Volkes“ bestand aus Würdenträgern. Der eine leitete das Handwerk, der zweite die Bibliothek, der dritte die Küche, der vierte die Spaziergänge.

Lange, ehe die „Fenster“ entstanden, begannen wir bereits, das Menü zu bestimmen. Das wurde uns von der Verwaltung selbst überlassen, zur Zeit, da sich das Nahrungsregime, das ich in den ersten Kapiteln schilderte, etwas änderte. Als man sich endlich entschloß, uns nicht langsam sterben zu lassen, sondern zu erhalten, wurden auch die Portionen größer. In den letzten Jahren rechnete man für den Tag nominell 22 Kopeken. Da die Verwaltung selbst die Preise der Nahrungsmittel festsetzte — sie hielt z. B. den Preis der niedrigsten Fleischgattung immer auf dem Niveau von 18 Kopeken — so war die Summe von 22 Kopeken rein fiktiv. Wenn wir aber selbst alles eingekauft und gekocht hätten, wäre es möglich gewesen, uns mit der bewilligten Summe erträglich zu ernähren. So aber, nach den Verkürzungen im Laden und in der Küche, blieben für uns von diesen 22 Kopeken nur armselige Reste übrig. Zum Trost wurde es uns überlassen, die Speisen selbst zu bestimmen, — immerhin gab das die Illusion, daß wir uns selbst ernährten! Die Obrigkeit ging nicht ohne Absicht auf diese Kombination ein, indem sie darauf rechnete, daß sich dabei unsere Unzufriedenheit nicht gegen die Verwaltung, sondern gegen die Verfasser der Speisekarte richten würde. Zu Beginn geschah die Verständigung darüber natürlich durch Klopfen. Und da dies Schwierigkeiten verursachte, setzte man das Menü immer für eine ganze Woche fest. Später, als wir uns im Hof freier bewegen durften, stellte

eine speziell für diesen Fall bevollmächtigte Person, eine lange Liste von Speisen auf, und veranstaltete eine allgemeine Magen-Umfrage. Nachdem diese „Amtsperson“ genügend Material eingesammelt hatte, natürlich mit höchst pathetischen Äußerungen für und gegen ein Gericht, ging sie an die Ausübung ihrer Funktion. Die Aufgabe war nicht leicht, mitunter geradezu unlösbar. Neben einem „Kartoffelbrei mit Milch“ stand z. B. die Bemerkung: „Ich will, daß man den, wenn es geht, täglich habe.“ Und daneben eine andere: „Ich verlange, daß dieser abscheuliche Brei nie mehr auf dem Tisch erscheine, sondern ausschließlich für Buchbindereiarbeiten verwandt werde.“ Solche einander vernichtende Bemerkungen konnte man bei vielen Gerichten finden. Nachdem der Menümeister die Fragen so oder anders gelöst und eine Heldentat durch die Verwirklichung seiner tiefdurchdachten Nahrungsordnung vollbracht hatte, erhielt er von allen Seiten den gebührenden Lohn: der eine machte ihm den Vorwurf, er habe seine Stimme nicht vernommen und eine ihm nicht schmeckende Wurst bestellt, der andere schrie, warum sein Lieblingsgericht Vareniki (mit Käse gefüllter Teig) während voller zwei Wochen nicht einmal notiert worden sei. So wiederholten sich diese Menüdifferenzen — denen die Unmöglichkeit zugrunde lag, verschiedenen Menschen mit Magenkatarrhen und Gefängniskrankheiten eine einheitliche magere Kost zu geben — unaufhörlich bis zum Schluß. Im letzten Jahr schlug ich vor, das ganze Volk in Paare von mehr oder weniger gleicher Geschmacksrichtung zu ordnen, damit dann jedes Paar die Speisen für zwei Wochen bestimmen könne. Man versuchte das. Es fanden sich selbstverständlich Unzufriedene, welche die Reform verurteilten, und man zog der Volksherrschaft die frühere Alleinherrschaft vor. Die erwähnten Ämter wurden bald vereinigt, bald getrennt; das des Promenadenmeisters hob man schließlich auf, da es überflüssig wurde, und die übrigen drei übertrug man, als die Zahl der Gefangenen abnahm

und es deshalb weniger zu tun gab, einem einzigen. Nichtsdestoweniger hatte der „Älteste“ Arbeit genug. Um das zu erklären, will ich die Geldverhältnisse bei uns schildern.

XII.

Wir bekamen natürlich kein Geld in die Hand und hatten die ganze Zeit bloß eine „laufende Rechnung“. Als die Goldwährung eingeführt wurde, baten wir den Inspektor, er möge uns Goldmünzen wenigstens sehen lassen, und er öffnete gutmütig seine Börse und zeigte uns das Geld.

Gleich in der ersten Zeit verbrauchten wir für die Werkstätten 350—450 Rubel jährlich. Jede Summe von 5 Kopeken aufwärts mußte einzeln eingetragen werden. Hätte man z. B. 15000 Rubel für Einkäufe nicht nach Kopeken, sondern nach Rubeln eintragen müssen, so wäre die Verrechnung nicht so schwer und verwickelt gewesen. Es gab bei uns auch Übertragungen der Anteile einer Person auf eine andere und der Geldbeträge einer Kategorie auf eine andere. Das letztere wird denen unverständlich sein, die bloß Geld einer Kategorie kennen, dessen Kaufkraft fast unbegrenzt ist. Wir aber besaßen Kategorien von Geld, deren Kraft bloß auf einem streng festgesetzten Gebiet z. B. für gewerbliche Zwecke wirksam war. Damit konnte man alles kaufen, was mit der manuellen Arbeit im Zusammenhang stand, jedoch weder Nahrungsmittel, noch Bücher. Die zweite Kategorie war das „Brotgeld“, das den Gegenwert von Resten der täglichen Brotportionen bildete. Die volle Portion Brot, welche von der Verwaltung für jeden Tag mit 5¼ Kopeken veranschlagt wurde, nahm außer Lukaschewitsch, glaube ich, niemand an, und den nicht behobenen Teil setzte jeder in Geld um, das auf die laufende Rechnung geschrieben wurde. Der „Älteste“ mußte also die halben, ja die viertel Kopeken zusammenrechnen und für die im Laufe einer Woche oder eines Monats angewachsene Summe kaufte

er nur Eßwaren ein. Die nach den Bestellungen besorgten Artikel mußte er wieder auf die persönliche Rechnung jedes Auftraggebers setzen. Diese Brotgelder tauchten, glaube ich, im Jahre 1893 auf. Es war nicht wenig um sie gekämpft worden, und man drohte oft, uns dieses Rechtes zu berauben.

Hierauf entstand die dritte Kategorie, das „Arbeitsgeld". Den Anfang dazu legte Hangart, indem er bei uns das früher erwähnte Grabgitter für 25 Rubel bestellte. Aber es blieb bei diesem Auftrag, vielleicht infolge unserer Spende während der Hungersnot. Endgültig wurde uns das Recht, Bezahlung für unsere Arbeiten zu erhalten, bedeutend später, wohl im Jahre 1899 zuerkannt. Wir durften natürlich nicht für den Markt arbeiten, sondern nur auf Bestellungen der höheren und niederen Beamten unserer Administration. Während der letzten drei Jahre war es jedoch den Unteroffizieren verboten, etwas bei uns zu bestellen, augenscheinlich hatte man Furcht, daß wir sie mit unseren Erzeugnissen bestechen würden. Die Preise bestimmten wir jetzt bereits selbst, durch gegenseitiges Übereinkommen, zumeist nach Vollendung der Arbeit, und sie waren stets sehr mäßig. Das „Arbeitsgeld" besaß eine universelle Kaufkraft, allein in der Praxis verwandten wir es für Nahrungsmittel, zum Teil auch für Bücher. Das war auch hauptsächlich der Fonds, aus dem wir die Ausgaben für Geburtstagskuchen u. a. bestritten. Selbstverständlich hatten nur diejenigen eine laufende Rechnung, welche Geld verdienten. Aber auch wer nichts erwarb, erhielt manchmal eine solche „Rechnung" entweder in Form eines Geburtstagsgeschenkes oder durch „Konversion". Ja, es gab bei uns auch derartige Operationen, obgleich man damit gar nicht das bezeichnete, was man in der Finanzwissenschaft darunter versteht. Unsere Konversion bestand in der Verwandlung des Geldes einer Kategorie in die einer anderen. Morosow z. B. arbeitete sehr selten in der Werkstätte, und der Anteil an dem „Arbeitsgeld" wurde

für ihn nominell berechnet, in der Tat aber verschenkte oder verteilte er es unter die Bedürftigen nach seinem Ermessen. Ich arbeitete viel, und wenn mein Geld zu Ende ging, machte ich mit Morosow eine Konversion, d. h. ich gab ihm zwei Rubel z. B. „Büchergeld", wofür er ein Buch kaufen konnte, und erhielt von ihm ebensoviel „Arbeitsgeld", wofür man Bücher nicht anschaffen durfte, womit ich aber Material bestellte.

In der letzten Zeit flossen die „Arbeits"- und „Brotgelder" vollständig zusammen und bildeten eine einzige Kategorie; Geld zum Einkauf von geistiger und körperlicher Nahrung. Nach dem Jahre 1896 belief sich das „Büchergeld" auf 10 Rubel für jeden.

Endlich bildete sich noch aus der Umwertung von Tee und Zucker das „Teegeld". Dafür durfte man bloß das kaufen, was allenfalls auch zum „Teebedarf" gehören konnte: Gerstenkaffee (anfangs erlaubte man keinen anderen), später Kaffee, Cichorie, Kakao, Zuckerwaren u. a. Dieses Geld verwaltete jeder persönlich; das ging den „Ältesten" nichts an, der nur mit den ersten vier Geldkategorien zu tun hatte.

XIII.

Der „Älteste" mußte über die Bestellungen vorher mit der Verwaltung verhandeln. Einige Gegenstände wurden ganz verboten, wie Schwefel, Rosinen; manche technische Materialien waren ihr unbekannt und erschienen deshalb verdächtig. Sie bewertete mitunter Artikel sehr hoch. Darin zeichnete sich besonders der Untergehilfe Parfenow aus, den wir das „Täubchen" nannten; er steckte, natürlich mit der Erlaubnis seines unmittelbaren Vorgesetzten, keinen geringen Teil des Geldes in seine Tasche, das für unseren Bedarf bewilligt war. Er schraubte die Preise der Waren bis zur äußersten Grenze. Auf unsere Einwände beteuerte er, daß er den von ihm angegebenen Preis gezahlt hätte. Beweis-

material gegen ihn bekamen wir von den Unteroffizieren, die uns mitteilten, um welchen Preis sie das eine oder das andere Produkt kauften, ohne zu ahnen, daß sie dadurch ihre Vorgesetzten bloßstellten.

Später, als Parfenow von einem gewissenhafteren Nachfolger abgelöst wurde, sanken die Preise vieler Gegenstände wie bei einer wirtschaftlichen Krise. Wenn das Gendarmerieamt einmal an die Reinigung seiner Augiasställe gehen sollte, so werden ihm die Schlüsselburger Wirtschaftsarchive viel Material liefern. Wir dachten oft: wenn bei uns, sozusagen vor der Nasenspitze der höheren Obrigkeit, so etwas gedeihen konnte, was mag dann erst fern von ihr geschehen und in Sphären, in denen mit Millionen gewirtschaftet wird?

Das Polizeidepartement selbst, das seine eigenen Ziele verfolgte, begünstigte dieses Spiel hinter den Kulissen, denn es verbot wiederholt, uns die Originalrechnungen für die Einkäufe vorzulegen. Mir war es beschieden, mit diesem „Täubchen" mehr als ein halbes Jahr geschäftlich zu verkehren. Zu seinen sonstigen Tugenden gehörte u. a. auch, daß seine Zunge sozusagen um Ausreden nie in Verlegenheit war. Er ärgerte uns, indem er oft die Aufträge monatelang hinausschob, und belustigte uns durch seine Findigkeit, „Gründe" dafür zu ersinnen. Er konnte selbstverständlich nicht sagen, daß er das Geld, z. B. zum Ankauf von Büchern, verborgt oder zu einem Geschenk für seine gestrenge Gemahlin ausgegeben hatte, sondern er sagte ungefähr: „Wissen Sie, vor den Feiertagen gibt es jetzt einen solchen Andrang von Käufern, daß vor Wolff ganze Reihen stehen und warten, und darum konnte ich unmöglich in den Laden eindringen." Und dabei ein gutmütiges Lächeln und eine sanfte, sich einschmeichelnde Stimme, als ob er wirklich mit seiner ganzen Seele bereit wäre, uns zu dienen, und es beim besten Willen nicht könnte.

XIV.

Ich stand täglich gegen drei Stunden, oft auch mehr an der Arbeitsbank, erzeugte irgend etwas und erwarb mir jene nützlichen Fertigkeiten, die so wenig in gebildeten Kreisen verbreitet sind, und die ich als für die allgemeine Entwicklung wichtig betrachte — ganz abgesehen davon, daß das Auge dadurch an Sicherheit und Feinheit gewinnt. Eines der ersten Erzeugnisse für eigenen Gebrauch war eine Etagère. Wir erlangten nicht ohne Mühe die Bewilligung, solche Ständer in unsere Zellen zu bringen. Wir hatten schon Tafel- und Teegeschirr, einige Hefte, einige Bücher, eine Tee- und eine Zuckerbüchse und mußten sie auf den Fußboden stellen, weil sie auf dem kleinen Tisch keinen Platz hatten. Wir durften also dreieckige Etagèren mit 3 Fächern anfertigen mit der Bedingung, daß sie in der Ecke stehen müßten und möglichst wenig Raum in Anspruch nehmen dürften. Mit vereinten Kräften — der eine in der Drechslerei, der andere in der Tischlerei — versahen wir alle Zellen mit solchen Etagèren. Da das Prinzip der Leere einmal durchbrochen, und in der Zelle ein Möbelstück einer menschenwürdigen Wohnung vorhanden war, so wäre scheinbar nichts leichter gewesen, als dieses Prinzip zu erweitern und noch andere Möbel zu machen. Aber an unsere Bärenhöhle bereits gewöhnt, strebten wir auch gar nicht, sie einzurichten, — vielleicht empfand man unbewußt, daß der Aufenthalt hier nur vorübergehend oder daß es unangebracht war, den Käfig zu schmücken, in dem man gewaltsam festgehalten wurde, und den so bald wie möglich zu verlassen unser beständiger Wunsch war. Lange nachher wurde es erlaubt, noch einen Schritt vorwärts zu machen und Holzplatten für den Eisentisch zu verfertigen, der sich so kalt anfühlte und daher beim Studieren eine unangenehme Empfindung hervorrief. Als aber Martinow eine solche Tisch-

platte für Vera Nikolaiewna mit drei Schubladen versah, wurden diese als Luxus nicht zugelassen. Später gestattete man uns, für jede Zelle einen niedrigen Stuhl ohne Lehne zu machen. Allein, als alle diese Hindernisse verschwanden, beeilten wir uns durchaus nicht, unsere Zellen in „möblierte Zimmer“ zu verwandeln. Nachher haben wir für die Kaserne eine Partie von kleinen Schränken gearbeitet — ungefähr 56 Stück — und diese, glaube ich, gegen Bezahlung, und dann noch Schulbänke, über die wir uns nicht wenig die Köpfe zerbrachen, weil wir die Körperdimensionen von Schulkindern vollständig vergessen hatten. Endlich fabrizierten wir Spielzeug für den Weihnachtsbaum der Gendarmenkinder, wobei wir viel schöpferische Phantasie offenbarten, die sich sonst nirgends betätigen konnte. Interessant war, daß wir die Unteroffiziere und Soldaten mit Schränken versorgten, während unsere eigenen Sachen stets im Staub herumlagen. Die Bitten um Erlaubnis, für uns Schränke zu verfertigen, wurden hartnäckig abgelehnt, mit dem Hinweis darauf, daß das Polizeidepartement bloß Etagèren und solche Erzeugnisse erlaubt habe, die in einer Zelle nicht auffallen. Augenscheinlich wollten sie uns lebenslänglich behalten und gleichzeitig an einem Ort, der das Aussehen einer Gefängniszelle und nicht eines Wohnzimmers hatte. Erst in den letzten Jahren machten wir für uns Schränke primitivster Art. Wir verfertigten sie sogar aus Pappendeckel, und das war nicht einmal übel!

XV.

Zur Zeit, als ich das Gefängnis verließ, verfügte ich bereits täglich über vier Zellen: in der einen schlief ich, in der anderen hielt ich mich während des Tages auf, in der dritten befand sich meine Tischlerbank, und in der vierten hatte ich ein Lager von Materialien. Überdies ging ich oft ins „Museum“, wo auch Material aufbewahrt wurde, und ich

konnte, wenn es mir beliebte, in der Drechslerei, Buchbinderei und in der Schmiede arbeiten. Ich wurde jetzt nicht daran gehindert, aus einer Zelle in die andere zu gehen, selbst dann nicht, wenn man mich auch gleich nach dem Eintritt einschloß; denn ich brauchte bloß anzuklopfen und man öffnete die Tür. Regelmäßig um 9 Uhr abends begab ich mich in die Schlafzelle, dann kam der Wachtmeister, um sie zu schließen. Um das Geräusch der Schritte zu dämpfen, lagen während der ganzen Zeit in allen Korridoren der oberen und unteren Räume Wergläufer; am Abend und des Nachts legten die Wächter überdies weiche Schuhe an, in denen sie wie Katzen an die Türen schlichen. Dann trat im Gefängnis Totenstille ein, und es schien wie ein Grab.

In der Arbeitszelle, in welche ich mich um 7 Uhr morgens begab, hatte ich zwei Schränke, ein langes Fach, mit verschiedenen Gegenständen dicht besetzt, einen Tisch mit einer Schublade, einen kleinen Sessel, ein Taburett und einen Armstuhl. Ein Schrank war von allerhand Plunder und technischen Behelfen vollgepfropft. Ich hatte auch viele Fläschchen, die Chemikalien und technische Artikel enthielten, und ein kleines Quantum Spiritus.

Im Laufe der Jahre veränderte sich auch das Aussehen der Zellen; sie sahen freundlicher aus, der Boden wurde mit Ocker gestrichen, und sie glichen so eher den Räumen in einem Krankenhaus. Nach ungefähr fünf Jahren ersetzte man die matten Scheiben durch durchsichtigere, und so wurde es möglich, nicht nur an trüben Tagen zu lesen, sondern auch in der Zelle einige solcher Blumen zu halten, die nicht unter dem Mangel an Licht leiden. Zu derselben Zeit ersetzte man alle matten Scheiben im Korridor durch helle, auch im alten Gefängnis, wo sich damals die Werkstätten befanden, in denen man bei dem geringen Licht nur sehr schwer arbeiten konnte. Schließlich baute man im Interesse der Aufsicht die Zellen um. Infolge dessen wurden sie be-

deutend kleiner, und das Viereck verwandelte sich in ein Sechseck. Einige Zellen aber, in denen die Werkstätten untergebracht waren, wurden ungefähr zehn Jahre lang in ihrem alten Zustand gelassen und waren sehr schmutzig. Die Dielen zu waschen, war unsere Pflicht. Den Korridor und die Werkstätten fegten die Soldaten und sie wirbelten dabei entsetzlich viel Staub auf.

XVI.

In unserem Leben, das des Sinnes und Zweckes entbehrte, spielte der Zufall eine große Rolle. Irgend eine erste, sich ergebende Möglichkeit zog weitere nach sich.

Noch in den strengsten Zeiten brachte der inzwischen verstorbene Jurkowski mich auf den Gedanken, daß die Lampe nicht nur ein Werkzeug zur Beleuchtung wäre, sondern auch ein Herd, den man zu kulinarischen Zwecken benutzen könnte. Merkwürdig ist es, daß ich nicht selbst auf eine so geniale Entdeckung verfiel. Ich machte in dieser Hinsicht den ersten Versuch, indem ich in einer kleinen Zinnschüssel einige Kohlblätter kochte und die Fettschicht, die ich von einer Nudelsuppe abgenommen hatte, hinzutat; und ich fand mein Gericht gar nicht schlecht.

Im nächsten Sommer brachte mich ein Anderer auf die Idee, Konfitüren zu machen, und versicherte, daß Mohrrüben in Zucker, wenn nicht gerade Erdbeeren, so doch irgend etwas Geringeres ersetzen könnten. Es war sehr verlockend, sich davon durch eigene Erfahrung zu überzeugen. Während einer Woche sammelte ich fünf Stück Zucker, von dem man damals je eines am Morgen und Abend bekam, löste ihn in einem zinnernen Salzfaß auf und kochte ihn mit den Mohrrüben. Eine Pfanne hatte man damals noch nicht, und so lange die Rüben kochten, mußte man das Salzfaß über der Lampe in der Hand halten. Als die Technik

bei uns bereits fortgeschritten war, machten wir uns natürlich ein Blechgestell, welches direkt auf den Zylinder der Lampe gesetzt wurde und sich für kleinere Gefäße gut eignete. Aber wieviele Zylinder platzten auch dabei!

Als das elektrische Licht eingeführt wurde, ließ man uns die Lampen zu kulinarischen Zwecken natürlich nicht ohne Kampf, aber unter der Bedingung, daß wir die Zylinder und das Petroleum auf unsere Rechnung kauften, d. h. auf Rechnung der Summe, die für unseren Bedarf in den Werkstätten bestimmt war. Wir betrachteten nachher solche Gestelle als unpraktisch und ersetzten sie durch bessere.

Als wir zum erstenmal an den Herd gingen, um Kleister zu machen, begriffen wir sofort, daß es unverzeihlich wäre, die Funktionen des Herdes ausschließlich auf diese unwürdige Rolle zu beschränken. Mit der Zeit bereiteten wir auf demselben alles, wozu man Wärme brauchte; man benutzte sogar seine Glut, um Eisen zu verarbeiten — es gab nämlich damals noch keine Schmiede, und alle Bitten, eine solche einzurichten, scheiterten lange an der Hartnäckigkeit des Departements: Schlosserei und Schmiede hatten sich in den Köpfen unserer Beschützer innig mit der Anfertigung von Dietrichen verflochten.

So brachten wir es nach den bescheidensten Anfängen so weit, daß wir an manchem Sommertag auf dem Herd bis zu 30 Pfund Konfitüre kochten. Wir mußten alles zu gleicher Zeit in 6—8 Gefäßen besorgen, weil wir die Beeren in großen Mengen bekamen, und zwar stets in einem Zustand, daß es nicht ratsam war, sie bis zum nächsten Tag aufzubewahren. Es war ein rührendes Schauspiel, zu sehen, wie der frühere Oberstleutnant Aschenbrenner mit seiner rosig schimmernden Glatze schweißtriefend und schmatzend seine Beeren kochte und dann ausrief: „Ich glaube, sie sind schon fertig!“

XVII.

Die kulinarischen Unternehmungen und Liebhabereien waren nicht bloß ein Zeitvertreib, sondern spielten auch eine wichtige Rolle bei der Wiederherstellung und Erhaltung unserer Gesundheit.

Alle unsere Krankheiten, die schweren, wie die leichten, entstanden als Folge der ungenügenden Ernährung. Die Nahrung besaß, wie überall in den Gefängnissen, im allgemeinen das Minimum an Stoffen, die dem Organismus zugeführt werden sollen. Fiktiv war dem Arzt die Überwachung der Ernährung auferlegt, aber er konnte bestenfalls nur die Qualität der Nahrungsmittel beaufsichtigen. Allein auch das ließ natürlich oft viel zu wünschen übrig. Darauf zu sehen, daß die Nahrung genügend abwechslungsreich wäre, und daß dem Organismus das nötige Quantum an erforderlichen Substanzen zugeführt würde, ging über seine Macht und war vielleicht auch eine seine Kräfte übersteigende Aufgabe. Dies um so mehr, als er gleichzeitig gegen das ausgesprochene Bestreben der Administration anstieß, überall, wo es nur möglich war, zu sparen. Indes fühlte oft der gesunde Organismus, der ernste Entbehrungen nicht bemerkte, daß ihm irgend etwas fehlte. Ein Tier, das sich Nahrung sucht, strebt unwillkürlich nach derjenigen, deren sein Organismus bedarf. Wir konnten ja nicht wählen und daher unserem Organismus auch die ihm fehlenden Stoffe nicht zuführen. Aus diesem Grunde waren die Konfitüren für uns nicht bloß Näschereien, sie entsprachen vielmehr einem dringenden Bedürfnis.

Erst als wir die Möglichkeit hatten, uns aus Gemüse und verschiedenen anderen Produkten die ergänzende Nahrung zu bereiten, konnten wir uns vor den unvermeidlichen Folgen der Unterernährung sicher fühlen, und die Skorbuterkrankungen, die bis dahin bei uns eine gewöhnliche Erscheinung waren, hörten auf.

XVIII.

Der Herd war für mich bei der Durchführung verschiedener technischer Experimente eine gute Hilfe. Ohne das Herdfeuer hätte ich dagesessen und „von nichts geträumt"; das Feuer war aber vorhanden und gab damit die Anregung zu dem Gedanken: „Wie, wenn ich versuchte, das eine oder andere zu erwärmen oder zu schmelzen?"

Das Tischlerhandwerk machte mich nicht bloß mit den Holzarten und ihren Eigenschaften bekannt, sondern es hatte mir auch beim Hantieren mit flüssigen und halb flüssigen Stoffen wie beim Beizen und Färben bewiesen, daß ich unbedingt Chemie studieren müßte; diese Wissenschaft galt aber zu jener Zeit als höchst verdächtig: „Wenn sich jemand mit Chemie befaßt, will er sicherlich Dynamit fabrizieren."

Unsere örtliche Verwaltung stand natürlich auf diesem Polizeistandpunkt und war darum nicht geneigt, uns zu einer solchen verbrecherischen Beschäftigung zu verhelfen. Damals trat der Arzt Besrodnow dafür ein; durch ihn gelang es Morosow und Lukaschewitsch, die notwendigen Reagentien, natürlich in den minimalsten Quantitäten, und auch die erforderlichen Geräte zu erlangen. Morosow unterrichtete darin zuerst Lukaschewitsch, dann eignete ich mir unter Morosows Anleitung die Elementarkenntnisse in der Chemie an und machte alle Experimente, die in unserem primitiven Laboratorium möglich waren. Damals lernte ich auch nach und nach die chemische Technologie kennen, und jeder Versuch, den mir Morosow zeigte, erweckte in mir den Hintergedanken: „Wozu könnte ich das verwenden?" Bei gewissen Ergebnissen fragte ich mich, ob man daraus nicht eine Farbe oder ein Parfüm gewinnen könnte. Ich versuchte dann noch allerlei: Ätheröl aus wohlriechenden Pflanzen zu destillieren, Zucker, richtiger gesagt, Sirup aus unseren Rüben herzustellen, Kartoffelstärke eigener Erzeu-

gung in Dextrin und Zucker zu verwandeln, endlich Spiritus zu erzeugen.

XIX.

Als ich an die Spritusbrennerei ging, hatten einige Kameraden sie längst unternommen und natürlich damit Schiffbruch gelitten: die Brennerei wurde mit Beschlag belegt und vernichtet; der Inspektor Feodorow, der sie gestattet hatte, wurde entlassen. Dann kam eine lange Pause, und die neue Administration vergaß die Sünden, die unter der alten begangen wurden.

Da ich meine Kenntnisse nicht aus früherer Erfahrung, sondern aus dem Buch „Über die Branntweinbrennerei" schöpfte, hielt ich es für notwendig, alles zu probieren. Ich fabrizierte Branntwein aus gelben und roten Rüben, gekauftem und selbsterzeugtem Sirup, gekauftem Traubenzucker, natürlich auch aus Kartoffeln, Brot und verschiedenen Beeren — die letzteren eigneten sich dazu am besten. Ich versuchte mich auch in der Herstellung von Fruchtweinen aus Vogelbeeren, Stachelbeeren, Himbeeren, Erdbeeren, Kirschen und schwarzen Johannisbeeren. Apfelwein fabrizierte ich ebenfalls, aber er mißlang, was man bei unseren Äpfeln vorhersehen konnte. Die ersten Versuche der Fabrikation waren ziemlich primitiv und ihr Ergebnis oft lächerlich. Als ich mich einmal am Herd mit dem Kühlapparat bei einem solchen Versuche breit gemacht hatte, lief der diensttuende Unteroffizier, der augenscheinlich schon oft meine verdächtigen Düfte gespürt hatte, zu dem Untergehilfen hin; dieser nahm dann eine Untersuchung vor. Ich sagte, daß ich wohl Versuche, aber mißlungene, in der Spiritusfabrikation machte, und zeigte zum Beweis, was für ein Resultat ich erhalten hatte. Es war eine essigsaure Flüssigkeit geworden — infolge der starken Hitze und des stürmischen Siedens. Augenscheinlich konnte man wegen derartiger Versuche nicht bestraft werden. Ich setzte mich

aber einer neuen Gefahr nicht aus, und verlegte meine Tätigkeit in die Zelle, wo weniger Aufsicht zu erwarten war. Aus zwei Blechbüchsen lötete ich hier leicht ein hermetisch geschlossenes, zylinderartiges Gefäß zusammen, das zu meiner Lampe paßte und nicht mehr als 1 Liter Flüssigkeit aufnehmen konnte. Ich verfertigte auch die anderen Teile und erhielt einen kleinen Destillierapparat, mit dem ich 60—70grädigen, rektifizierten Spiritus erzeugte. Ich bot von demselben den Kameraden an Geburtstagen an und verwandte ihn manchmal auch zu einer Art Likör. Unserem Arzt Besrodnow verheimlichte ich meine Versuche nicht und ich borgte mir von ihm sogar oft das Trallessche Alkoholometer zur Feststellung der Stärke des Destillates. P. L. Antonow erwies meinem Erzeugnis zwar selten, aber dann gründlich alle Ehre, und am Vorabend irgend einer Festlichkeit erhielt er auf einmal ein Quantum, das hinreichend gewesen wäre, um alle Teilnehmer des Festes in eine gehobene Stimmung zu versetzen. Er tat es so geschickt, daß die diensthabenden Wächter, welche bemerkt hatten, daß wir während der brüderlichen Mahlzeit etwas tranken, die Überzeugung hatten, daß es sich um Fruchtweine meiner längst patentierten Fabrikation handelte. Als aber einmal ein Revisor kam, führten sie ihn während meiner Abwesenheit in meine Arbeitszelle und lieferten ihm das Destillierapparat-Spielzeug und eine Menge verschiedener verdächtiger Flüssigkeiten aus, darunter acht Flaschen Beerenweine und ein Glas Preiselbeeren in Wasser. Man hat auch 3—4 Gläschen sehr schwachen Spiritus vorgefunden. Alles wurde, wie mir der Wachtmeister sagte, versiegelt und nach Petersburg zur „Analyse“ geschickt. Die Weine wurden wahrscheinlich auf meine Gesundheit ausgetrunken, weil sie, ich kann es mit gutem Gewissen sagen, gar nicht übel waren; ich aber erhielt leider nicht die geringste Entschädigung für den Zucker der Teeportion, den ich zu dieser Fabrikation verbraucht habe.

XX.

Später erzählte Prawotorow, man wäre im Polizeidepartement darüber sehr empört gewesen, daß in dem einzigen Gefängnis, welches unter der Leitung des Ministeriums des Innern stand, „verbrecherische Umtriebe“ vorkamen, die in keinem Gefängnis zulässig wären, und in der Freiheit zu einem direkten Konflikt mit der Accise geführt hätten. Als Strafe dafür wurde mir ein für allemal die Lampe entzogen. Der auf eigene Faust eifrig handelnde Jacowlew bemühte sich, selbst dem eisernen Ofen, der in der Badezelle stand und während des ganzen Badetages geheizt war, einen „Maulkorb“ anzulegen. Bis dahin hatten wir manchmal den Ofen an solchen Tagen benutzt, um dort z. B. Tee zu machen oder die Speisen aufzuwärmen. Ich war damals vielseitig beschäftigt und hatte gerade Samen und Insekten in Glasröhrchen eingelötet, der Verlust des Feuers bedeutete also für mich eine sehr große Entbehrung. Erst später, als man mir eine Stearinkerze, und das auch nur für eine kurze Zeit, bewilligte, wurde ich etwas entschädigt. Nachher ließ man mir die Kerze. Damals beauftragte Jacowlew auch einen der zeitweiligen Stellvertreter des Arztes, alle unsere Fläschchen und Gläschen mit den chemischen und anderen Stoffen zu untersuchen und die „verdächtigen“ wegzunehmen. Der Arzt übernahm ohne Umstände diese Polizeirolle, und das machten ihm einige auch ganz offen zum Vorwurf.

Im letzten Jahr bestellte ich etwas aus der Drogerie. Mit der Begutachtung meiner Bestellungen war, wie immer, der Arzt beauftragt, und man lieferte mir alles ab, wenngleich nicht ohne Schwierigkeiten zu machen. Unter den bestellten Artikeln befand sich auch Arseneisen; diese Benennung erschreckte sie, und sie wollten sich anfangs nicht entschließen, es mir auszufolgen. Die Lage unserer Obrigkeit war stets komisch, wenn sie in der Rolle der Lenker

unseres Schicksals und Aufseher unserer Beschäftigung, über die Zulässigkeit dieses oder jenes Stoffes, den sie zum erstenmal sahen, und von dem sie zum erstenmal hörten, zu Gericht saßen. Einmal brachte man in einem Gläschen Petroleum ein Stück Natrium. Das „Täubchen“ kam sehr aufgeregt zu mir gelaufen und sagte, obgleich man alles nach meiner Bestellung gekauft hätte, könnte er es mir nicht übergeben. weil sich darunter eine verdächtige Sache befände, etwas, das im Wasser in einem Gläschen herumschwimmt.

In allen solchen Fällen war es von unschätzbarem Wert, in der Person des Arztes nicht nur einen kundigen, sondern auch selbständigen Mann zu haben, der diese stumpfsinnigen und unwissenden Menschen ein wenig aufklären konnte, die uns täglich und stündlich unsere Abhängigkeit von ihnen in allen Kleinigkeiten unseres Lebens fühlen ließen. Besonders schwer empfanden wir das, wenn die Angelegenheit wissenschaftliche Neigungen und überhaupt unsere geistige Arbeit betraf. Um unsere Spiritusbrennerei mit der Wurzel auszurotten, hielt Jacowlew es nicht für hinreichend, uns des Feuers zu berauben — als ob man überhaupt anders destillieren könnte als durch Erwärmung! — er verbot uns auch einiges, das nach seiner Meinung von uns als Material zu diesem Zweck verwandt werden könnte. Als solches war eine Zeitlang nicht nur die Rosine untersagt, aus der leicht Wein und Schnaps zu fabrizieren wären, sondern auch Weizenmehl, ja sogar Moosbeeren. Und das zu einer Zeit, als wir in unseren Gärten verschiedene, hierzu geeignete Beeren hatten!

Wahrlich, es wäre der Mühe wert, in die Geschichte jene Tat des „aufgeklärten Despotismus“ einzutragen, welche die Moosbeere als einen Gegenstand, der verbrecherischen Zwecken dienen könnte, verbot.

XXI.

Ich weiß mich nicht mehr zu entsinnen, wie ich auf die Idee der künstlichen Hühnerzucht verfiel — ob ich auf die Bemerkung eines Touristen gestoßen war, die er in seiner Reisebeschreibung hingeworfen hatte, oder ob es mein eigener Einfall war.

Als ich von der Manie erfaßt wurde, neue Wege zu finden, war es mir sogar unbekannt, daß nicht jedes Ei einen Keim enthält, daß er nicht länger als 3—4 Wochen seine Lebensfähigkeit bewahrt und dann abstirbt, und daß daher ein altes Ei zur Bebrütung ungeeignet ist. Ich verlangte also, ohne viel zu überlegen, von einem Gendarmen zwei Eier statt des Abendbrotes, band sie in einem Handtuch um meinen Leib und begann sie nach Art der Beuteltiere mit mir herumzutragen. Damals ging ich wegen irgend eines Streites nicht aus der Zelle. So trug ich die Eier ungefähr zehn Tage herum und, was sehr merkwürdig ist, ich zerbrach sie nachts nicht! Bald stellten sich Zweifel am Erfolg ein, vielleicht begann auch eines der Eier durch die Schale hindurch dumpf zu riechen — kurz, ich hörte auf, vorsichtig zu sein, und eines Tages zerdrückte ich bei einer Bewegung ein Ei. Es zeigte sich, daß es ganz verfault war. Das andere war noch frisch geblieben, enthielt aber selbstverständlich nicht die geringste Spur eines Keimes.

Dieser ergötzliche Versuch war jedoch nicht nutzlos. So geht es immer: wenn der Mensch über die Ursachen des Mißlingens nachdenkt, findet er sie meist heraus und kann sie auch oft beseitigen.

Seither waren ungefähr fünf Jahre vergangen. Wir hatten bereits viele billige, aber minderwertige Zeitschriften. Ich stieß da wahrscheinlich in der Rubrik „Vermischtes“ auf eine kurze Notiz über die Einrichtung von Brutöfen; sie enthielt aber nichts über die Durchführung.

Wenn doch die Verfasser der zahlreichen Notizen in der Rubrik „Vermischtes“ bedenken wollten, wohin manchmal ihre Mitteilungen geraten, und welche Schaffenslust sie oft wecken! Sie würden sich dann bemühen, alles Tatsächliche über die Sache, die sie besprechen, kurz, aber genau anzugeben. Als ich daran ging, meinen Brutofen zu bauen, hatte ich bloß das im Gedächtnis, daß man die Eier in die Nähe irgend einer warmen Stelle legen müsse. Da wir im Gefängnis Wasserheizung und Heizkörper hatten, dachte ich mir, daß ich mein Ziel erreichen würde, wenn ich mit Hilfe einer Lampe etwas Analoges machte. Ich verfertigte also eine dicht schließende Kiste, die einer Kommode ähnlich sah und eine flache Schublade für die Eier hatte, und befestigte darüber die Heizvorrichtung. Von dem Unteroffizier, der die Arbeiten beaufsichtigte, erhielt ich frische Eier, ich kaufte ein Petroleumlämpchen, und die Arbeit begann. Ich weiß nicht, was der diensthabende Unteroffizier, ein kluger, positiver Mann, über meinen Versuch dachte; manche Unteroffiziere verspotteten mich: „Er macht Rührei und bildet sich ein, daß ihm die Sache gelingen wird.“

Am achten oder neunten Tag besah ich die Eier durch das Ovoskop, das ich mir selbst verfertigt hatte. Es zeigte sich, daß sich in allen Eiern der Keim entwickelt hatte, daß sich also die Sache nicht übel anließ. Von den 15 Eiern hatten bloß zwei keinen Keim, und ich entfernte sie sofort. Nicht ohne Aufgeregtheit erwartete ich den kritischen 21. Tag und mit noch größerer Aufgeregtheit, die nur in einem Gefängnis begreiflich ist, bemerkte ich endlich die erste durchgepickte Eierschale — ein lebendes Wesen und aus meinem Apparat hervorgegangen!

Schließlich und endlich erhielt ich sieben lebende Küchlein. Die anderen sechs verkümmerten in verschiedenen Entwicklungsstadien, zwei wahrscheinlich am Vortage des Schlusses der Brutzeit. Die künstliche Ausbrütung wird kaum einem Hühnerzüchter der ganzen Welt so viele schlaf-

lose Nächte bereitet haben wie mir. Infolge des mangelhaften Apparates wechselte darin die Temperatur sehr oft und schnell, da sie von den äußeren Bedingungen der Wohnung, von der Atmosphäre und auch von dem abbrennenden Docht abhängig war. Am Tage kontrollierte ich fast jede halbe Stunde den Wärmegrad. Nachts schlief ich ängstlich und mit dem nicht zu verscheuchenden Gedanken ein, daß mir noch alles erkalten könnte. Ich erwachte fast jede Stunde einmal infolge beunruhigender Traumbilder: bald liefen Tausende von Küchlein auf mir herum, bald zerdrückte ich die Eier, bald entstand eine Feuersbrunst. Als die Küchlein aus den Eiern herausgekommen waren, hörten meine Aufregungen keineswegs auf, sie wurden nur noch mannigfaltiger. Man mußte die Küchlein wärmen, füttern, ihnen den ganzen Tag widmen, — sich in eine Henne verwandeln. Sie gewöhnten sich schon am ersten Tage an mich, schlüpften an meine Brust und blieben friedlich sitzen, wo sie es warm hatten. Wenn ich aber fortging, schrien sie, wie Küchlein das immer tun, die ihre Mutter verlieren, und piepsten so lange, bis ich zurückkehrte und sie beruhigte. Verbrachte ich mit ihnen die Zeit im Gemüsegarten, so hüpften sie ganz vertraulich um meine Füße umher, ohne zu ahnen, daß bei der geringsten Unvorsichtigkeit meiner Schritte ihnen unvermeidlich der Tod drohte.

XXII.

Von meinen Küchlein behielt ich bloß zwei, und sie bewiesen bald, daß sie sich von denen, die auf natürliche Weise ausgebrütet werden, bloß dadurch unterschieden, daß sie ganz zutraulich waren. Aber ich kam mit meinem Brutapparat zu spät. Gerade als ich meinen Ofen lötete, erschienen bei uns bereits erwachsene Hühner.

Eines schönen Tages kam ich in die „Scheune“ und fand im Korridor eine Volksversammlung. Das Publikum stand

im Kreise herum, und im Mittelpunkt sah man lebend und ausgewachsen einen Hahn und eine Henne, die nicht weniger verlegen und verwundert waren als das Publikum selbst, weil sie noch nie in ihrem Leben Gegenstand einer so offenkundigen, ja sogar begeisterten Aufmerksamkeit und Bewunderung gewesen waren. Und kein Wunder — mancher Kamerad hatte doch mehr als zehn Jahre kein lebendiges Huhn in der Nähe gesehen. Und als der Hahn, ohne sich vor seiner Umgebung zu genieren, plötzlich nach Hahnenart krähte, erreichte die Sensation den Höhepunkt.

Infolge des Erscheinens von Hühnern, das Oberst Obuch ohne Weiteres gestattet hatte (man kaufte sie den Gendarmen vom Arbeitsgelde ab), verloren meine Brütungspläne auf einmal viel von ihrem Wert. Weshalb sollte ich mich bemühen, wenn dieselbe „Marfutka", wie man die erste Henne nannte, im Sommer ohne Umstände und in der allerbesten Form eine ganze Familie ausbrüten wird?

Nichtsdestoweniger hatte mich der erste mißglückte Versuch interessiert. Wenn die Henne einmal ihre Küchlein haben wird, dachte ich, werde ich ihr auch die vom Brutofen geben können. Alle Mühen nach der Ausbrütung werden auf diese Weise wegfallen. Da aber mein erster Brutofen fast unbrauchbar war, so errichtete ich einen zweiten auf anderer Grundlage. Ich will ihn nicht beschreiben, sondern bloß sagen, daß er, wie ich später erfuhr, fast genau dem Apparat glich, den Lavoisier, der bekannte Chemiker, im 18. Jahrhundert erfand und Marie Antoinette zur Zerstreuung brachte. Es ist eine bekannte Wahrheit: Was in früherer Zeit den genialen Männern Mühe machte, ist jetzt dem gewöhnlichen Sterblichen leichter erreichbar. Der zweite Brutofen wurde kein einziges Mal gebraucht. Vera Nikolaiewna trocknete in demselben nur manchmal die von der Henne ausgebrüteten Küchlein. Man kam nicht dazu, den Ofen zur Ausbrütung zu verwenden, weil die Hühnerzucht bei uns ohnehin bald in üppigster Blüte stand.

Das erste Paar wurde Vera Nikolaiewna als Eigentum überlassen. Dann griffen tüchtige Praktiker wie W. G. Iwanow und M. F. Frolenko ein, die bald fast alle Hühnerarten kannten, von denen nur Liebhaber wissen. Im Hof, überall gingen sie umher und ergötzten unsere Blicke, die Langshan-, Wyandotte-, Plymouth-Rock-, Brahmaputra-, Cochinchina- und Italienerhühner. Die Widerstandskraft und die Ertragfähigkeit dieser oder einer anderen Art und die Größe der Eier, die jedesmal sorgfältig gewogen wurden, bildeten für die Sachkundigen wie für die sonst beteiligten Personen den ausschließlichen Gesprächsstoff.

Besonders umfangreich war der Betrieb bei Frolenko, der sich der Sache mit der ihm eigenen Begeisterung hingab und einen Musterhühnerhof mit dicken Mooswänden baute; er brachte es einmal im Sommer bis zu 100 Küchlein, glaube ich. Damals standen wir beinahe schon auf der Höhe der zeitgenössischen Hühnerzucht, wir bestellten uns Werke, die diesen Gegenstand behandelten, und erhielten sogar ein ganzes Jahr eine Zeitschrift, die ausschließlich der Vogelzucht gewidmet war.

Wie kurzlebig unsere Hühnerzucht auch gewesen sein mag, sie brachte dennoch nicht wenig Abwechslung in unser Leben.

Die Bautätigkeit breitete sich bei uns aus, und so beschränkt wir auch in unseren Käfigen waren, so wußten die Besitzer der Hühnerschaaren für diese ganz eigenartige Räume zu schaffen, die ihrem persönlichen Geschmack entsprachen. Der beständige Aufenthalt von Haustieren neben uns erzeugte ringsumher gleichsam die Illusion von Leben und Häuslichkeit. Und das periodische Erscheinen von Küchlein, die ja in den ersten Tagen ihres Daseins sehr drollig sind, brachte ein eigenartiges Element von Zärtlichkeit herein, die dem Kreise gewöhnlich fremd ist, wo Kinder, überhaupt hilflose Wesen fehlen. Wahrscheinlich gab auch die Kaninchenzucht, die der Hühnerzucht voran-

gegangen war, Anlaß zu solcher Zärtlichkeit. Diese harmlosen Tiere erfreuten sich fast bei uns allen hauptsächlich deshalb besonderer Beliebtheit, weil sie immer wieder neue Nachkommen zur Welt brachten, mit denen wir uns umhertragen konnten und die uns vielleicht Hunde und Katzen, diese unvermeidlichen Genossen der Junggesellen und alten Jungfern, ersetzten. Diese Zärtlichkeit ging so weit, daß das Kaninchenfleisch nicht in unsere Küche kam und wir die wenigen unter uns, die auf diese Weise die natürliche Überproduktion des Kaninchengeschlechts eindämmen wollten, einfach Menschenfresser nannten. Für die Küchlein hegte man aber nicht dieses zärtliche Gefühl, und die jungen Ankömmlinge, die genügend gefüttert waren, kamen auf die Geburtstagstafel. Aber auch an ihrem Fleisch versündigten sich durchaus nicht alle.

Allein über allen unseren Liebhabereien, so harmlos sie auch waren, hing stets ein Damoklesschwert. Unsere Hühnerzucht wurde plötzlich, in der Märzkrise des Jahres 1902, fast ganz vernichtet. Bloß Iwanow behielt seine kleine Schar für ein Jahr, aber ohne das Recht, sie zu vermehren. Jacowlew konnte die Hühnerzucht als eine „Verletzung der Ordnung“ nicht zulassen. Mit der Vollmacht, verschiedene Einschränkungen vorzunehmen, sandte, drei Tage vor seinem Tode, Sipjagin ihn zu uns. Jacowlew erwähnte aber kein Wort von den Hühnern. Als die Brütezeit da war, verkündigte er im Namen des Ministers, der ihn entsandt hatte, aber bereits seit zwei Monaten nicht mehr unter den Lebenden weilte (was wir damals noch nicht wußten), daß der Hühnerzucht ein Ende gemacht würde. Von allen Repressionen, mit denen unser Vaterland überschüttet wurde, kann man wohl das Verbot, Hühner zu züchten, als das eigenartigste und wunderlichste bezeichnen.

Fünftes Kapitel.

Eine Ausnahmeperiode.

I.

Im Jahre 1897 hörten wir zum erstenmal davon, daß in Petersburg schon seit 1894 ein Unterrichts-Wandermuseum bestand. In irgend einer Zeitschrift fand ich eine kurze Mitteilung über das Museum. Das erregte meine Aufmerksamkeit, und ich teilte einigen Kameraden die Idee mit, daß auch wir uns der Sammlungen des Museums bedienen wollten.

Nicht lange vorher hatte uns das Polizeidepartement verboten, Bücher aus der öffentlichen Bibliothek Iwanows zu bestellen. Man konnte nach der damaligen Stimmung hoffen, daß man die Benutzung der Kollektionen nicht so streng beurteilen würde. Wir — ich glaube, Vera Nikolaiewna, Morosow und ich —, beschlossen, Hangart unser Vorhaben zu unterbreiten. Er willigte sofort ein, so gern, daß ich mich sogar darüber wunderte; gewöhnlich mußte man in solchen Fällen doch feilschen. Und hier handelte es sich ja um eine Neuerung, aus welcher „immerhin etwas entstehen konnte"! Aber damals wurde bei uns die Wissenschaft geschätzt, und Hangart hielt sich für ihren Mäcen. Er selbst empfahl als Mittelsperson im Verkehr mit dem Museum unseren Arzt N. S. Besrodnow und gestand offen, daß er selbst in solchen Angelegenheiten ein Laie wäre und deshalb die

Sache nicht persönlich leiten könnte. Das war uns gerade erwünscht. Dieser Arzt war vor kurzem eingetroffen, und wir wußten nur, daß er gutmütig war. Er übernahm diese Aufgabe nicht ungern und überbrachte uns bald auf unsere Bestellung hin die erste — eine mineralogische Kollektion. Das war der bescheidene Anfang. Wir sahen damals noch nicht vorher, daß wir einmal Mitarbeiter des Museums werden könnten. Es folgten paläontologische, petrographische, krystallographische, physische, technologische, botanische, geologische und sogar geographische Sammlungen. Der Arzt wurde Mitglied des Museums, brachte die Kollektionen mit, so oft er in seinen Angelegenheiten nach Petersburg fuhr; bei der nächsten Reise gab er sie zurück und holte dafür neue. Man gab dem Arzt im Museum nach seinem Wunsche alles, was frei war und sich am besten zum Transporte auf eine Entfernung von 60 Werst eignete. Die Ausgaben für die Benutzung der Kollektionen bestritten wir aus dem Geld, das uns für den Bücherbedarf bewilligt war. Was die Übersendung und Zustellung kostete, konnten wir nicht beurteilen; wir vermuteten, daß unser diensteifriger Arzt nicht selten in seine eigene Tasche greifen mußte. Den leisesten Anspielungen auf seine Ausgaben ging er verlegen aus dem Wege und sagte, es wären nur Kleinigkeiten.

II.

Als wir uns das erstemal an das Museum wandten, dachten wir, daß unser Verkehr mit ihm nur ein einseitiger sein würde, d. h. daß wir das benutzen würden, was da vorhanden war. Allein das Museum war noch nicht reichhaltig. Viele Kollektionen, offenbar Geschenke, waren sehr dürftig und drängten sozusagen selbst auf eine Bereicherung. Der erste, der das bemerkte, war N. A. Morosow; er begann Kistchen für paläontologische Muster zu machen und diese systematisch zu ordnen. Ich wußte damals noch nicht,

daß es sich hier um eine bei unserem Müßiggang höchst dankbare Gelegenheit handelte, die verschiedenartigen Fertigkeiten, die wir uns bereits erworben hatten, für eine nützliche Sache zu verwenden. Überdies wagte ich nicht, an eine Arbeit zu gehen, die eine mehr oder minder ernste Vorbereitung erheischt, denn die Bildung, die ich genossen, hatte mich nicht einmal mit den allerwichtigsten Kenntnissen aus dem Gebiete der Naturwissenschaften bekannt gemacht — jetzt erachtet man solche Kenntnisse sogar für Volksschulen als unentbehrlich.

Darum wurde ich sehr verlegen, als eines schönen Tages der Arzt zu mir hereinkam und mir mitteilte, daß das Museum uns den Vorschlag machte, getrocknete Pflanzen zu übernehmen, sie zu ordnen und daraus einige Schulherbarien zu bilden. Zum Glück befand sich unter uns J. D. Lukaschewitsch, der die botanische Systematik und besonders viele Species unserer Flora genau kannte. Daran dachte ich, als ich dem Arzt meine Zustimmung gab, und schon nach einer Woche erhielt ich eine Menge getrockneter Pflanzen, von denen die meisten ungeordnet und nicht bezeichnet waren. Lukaschewitsch und ich setzten uns für einige Tage in eine leere Zelle und ordneten dieses Material vor allen Dingen nach den Geschlechtern; hierauf besorgte Lukaschewitsch die fehlenden Aufschriften. Das war sozusagen die Grundlage für verschiedene künftige Herbarien. Als die Sache bei uns im Gange war, begannen wir natürlich selbst Pflanzen zu trocknen, und nicht bloß diejenigen, die innerhalb unseres Bereiches wuchsen, sondern auch solche, welche die Unteroffiziere auf unsere Bitten von ihren Jagd- und sonstigen Ausflügen mitbrachten. Manchmal taten sie das aus Gefälligkeit, häufiger aber gegen irgend eine Entschädigung. Zum Trocknen benutzten wir zuerst das Papier, welches nach der Systematisierung der Museumspflanzen zurückblieb; später kauften wir Papier, und als man uns dann alte Zeitungen gab, gebrauchten wir

diese. Dann machten wir uns selbst, nachdem wir darüber in Büchern nachgelesen hatten, Pressen zum Trocknen und benutzten zu Beginn die Sonnenwärme, indem wir manchmal unser Papier über den ganzen Hof wie Heu zum Trocknen ausbreiteten. In der Folge fanden wir es für ratsamer, uns an das Trocknen durch Feuer zu halten, und trockneten das Papier in den Pressen über dem Herd im alten Gefängnis, in dem wir uns damals schon anstandslos aufhalten durften. Die saftigeren Pflanzen trocknete ich häufig mit dem Plätteisen. Damit befaßten sich eifrig hauptsächlich W. Iwanow, Trigoni, Lukaschewitsch und Vera Nikolaiewna. Zwei oder drei Sommer hindurch haben wir bloß Pflanzen gesammelt, sie auf Papier ausgebreitet, täglich das Papier gewechselt, das feuchte Papier getrocknet und dergleichen. Nur dank unaufhörlicher Mühe und Aufmerksamkeit gelang es uns, herrliche Muster von Pflanzen zu erhalten, häufig noch ganz grün, als ob sie eben gepflückt worden wären.

Später erfuhr ich, daß man für ein einziges Herbarium von Gemüsepflanzen, das gegen 70 Blätter enthielt, auf der Pariser Ausstellung im Jahre 1900 dem Museum fünfzig Rubel angeboten hat. Das Museum ging darauf nicht ein. Natürlich konnten die Besucher der Ausstellung, die das Herbarium sahen, nicht ahnen, aus welcher Werkstätte es hervorgegangen war.

III.

Als die eingesandten Pflanzen endgültig gewählt und bezeichnet waren, gingen wir daran, die Herbarien anzulegen. Wir waren alle auf diesem Gebiet Neulinge, und darum beschlossen wir nach langer Beratung, glänzendes Vorsatzpapier zu kaufen. Wir schnitten jeden Bogen dann in acht Teile und legten auf jedes Stück Papier, das etwas größer war als ein Buch gewöhnlichen Formates, die Pflanze und befestigten sie lose mit einem mit Leim bestrichenen schmalen

Papierstreifen. Die Arbeit ging schnell vorwärts. Als wir aber die ersten Exemplare dem Museum einsandten, wurden sie uns zurückgeschickt, zwar „mit Bedauern", aber auch mit der Versicherung, daß sie nichts taugten. Man ließ uns als Muster einen Bogen mit der auf dicken weißen Karton geklebten und angenähten Pflanze zukommen — das Format war dreimal so groß wie das unsrige. Nur so können die Herbariumblätter alle die Stöße aushalten, die sie bei dem beständigen Gebrauch empfangen. Da war nichts zu machen, man mußte alles umarbeiten! Nach der neuen Methode ging die Sache lange nicht mehr so rasch, besonders bei jenen, die nicht mit der Nadel umgehen und nicht einmal einen Faden einfädeln konnten.

Aber wir hatten einen unendlichen Vorrat an Geduld und fanden bald Geschmack an dieser Tätigkeit; wir kauften dutzendweise Pappendeckel, zerschnitten sie, nähten, klebten und lieferten dem Museum im Ganzen mehr als tausend Blätter. Man sandte uns auch zwei Muster von Blumen unter Glas, sogenannte „Platten zur Organographie der Blume" und bat uns, danach aus eigenem Material so viele Exemplare zu machen, als wir nur könnten.

Diese Arbeit erschien mir anfangs sehr schwierig. Man mußte selbst jede lebende Blume zergliedern können, ohne ein einziges Staubgefäß zu verlieren, ohne das geringste Detail aus dem Auge zu lassen, mußte sie in solchem Zustande trocknen, durfte später beim Aufkleben keinen einzigen Bestandteil verlieren, keinen einzigen, nicht dazu gehörigen beifügen und mußte sie in der natürlichen Reihenfolge ordnen.

Auch das ging bald flott und leicht, besonders als ich selbst erlernte, Glasplatten zu schneiden. Ich allein habe fast tausend Stück solcher Platten gemacht; es gingen lange nicht alle ans Museum und selbst, die dahin abgeschickt wurden, trafen nicht ein — zum mindesten wurde eine Kollektion von 200 Stück, die ich um das Jahr 1899 dem Arzt übergab, in den Berichten nicht erwähnt.

IV.

Die größte Bestellung für Tischlerarbeit erhielten wir im Sommer 1899. Das Museum hatte soeben in Deutschland neue physikalische Apparate erworben und ließ sie direkt an uns in einer großen Kiste schicken. Es war notwendig, jeden Apparat mit allen seinen Bestandteilen in einen besonderen Behälter zu legen und so zu befestigen, daß die dünnen und zerbrechlichen Teile beim Transport keiner Gefahr ausgesetzt würden. Nun gingen alle unsere Tischler ans Werk, und im Laufe eines Sommers fertigten wir etwa 40 Kisten an, von welchen einige, z. B. die für die elektrischen Apparate, ziemlich groß waren.

Unser regster Verkehr mit dem Museum währte ohne Unterbrechung fast vier Jahre. Der Arzt erwies sich als eine für die Rolle eines wissenschaftlichen Korrespondenten sehr geeignete Persönlichkeit; stets nachsichtig und aufmerksam, immer ruhig und freundlich leitete er mit viel Eifer und Geduld diese komplizierte und heikle Angelegenheit, indem er alle Hindernisse, deren es wahrscheinlich nicht wenige auf diesem Dornenwege gab, umging. Ob er aufrichtig mit den Zielen des Museums sympathisierte, oder ob er sich bloß deshalb bemühte, um uns eine vernünftige und produktive Arbeit zu verschaffen — wer kann es wissen? Jedenfalls scheute er nicht Mühen, noch Kosten und er stand stets mit derselben Bereitwilligkeit für jeden Vorschlag, für jede Bitte, unsere Sache zu fördern, zu Diensten.

Er erlaubte und gab uns stets ohne Ängstlichkeit und Schwierigkeiten alles, was in der einen oder anderen Weise mit seiner Kompetenz zusammenhing und für unsere Studien und wissenschaftlichen Vorhaben erforderlich war. Unter unseren damaligen Lebensverhältnissen, wo die Obrigkeit jeden ihr unbekannten Stoff für verdächtig hielt — und ihr waren ja die allergewöhnlichsten Stoffe unbekannt — war es für uns ein großer Gewinn, daß der Arzt uns mit

solcher Bereitwilligkeit entgegenkam. Das haben wir später erst recht geschätzt, als man uns alles, sogar das bereits Gestattete, entzog und als an neue Bewilligungen gar nicht zu denken war. Früher hatte man uns Schwefel nicht gegeben, weil der viel gerühmte Inspektor Feodorow trotz seiner jungfräulichen Unwissenheit gehört hatte, daß Schwefel ein Bestandteil des Pulvers und für uns also ein äußerst gefährlicher Stoff sei; Phosphor für chemische Experimente zu verlangen, galt für eine törichte Schwärmerei. Selbstverständlich wurden solche Stoffe von uns in den minimalsten Dosen gekauft, und jeder vernünftige Mensch an Stelle der Obrigkeit hätte sich vor Mißbräuchen unsererseits völlig sicher gefühlt. So gab man uns z. B. Salpetersäure nicht, aber da wir Schwefel und Salpeter hatten, konnten wir sie selbst bereiten. Wir hätten nachher auch Dynamit erzeugen können, aber in einem so kleinen Quantum, daß es nicht den geringsten praktischen Wert gehabt hätte. In der Drogerie bestellten wir getrocknete Wassergewächse. Nach sorgfältiger Untersuchung eines ganzen Sackes konnte man 30 verschiedene Gattungen von Algen finden, welche aufgeweicht und geordnet ein vorzügliches Material für eine Kollektion von Kryptogamen bildeten.

Das mineralogische und geologische Material mußten wir von überall her sammeln. Feldsteine gab es nicht wenig in dem Boden, den wir wiederholt bis zu einer beträchtlichen Tiefe umgegraben haben; Steine, über deren Art wir im Zweifel waren, schlugen wir entzwei, um sie zu untersuchen. Das Museum sandte uns manches, besonders Erze, für seine Kollektionen ein. Endlich bestellte der eifrige W. G. Iwanow vieles bei der Direktion, sogar per Post aus dem Ural, sowie bei seinem Bruder, einem Ingenieur, aus Deutschland. Die Muster aus Deutschland waren so zahlreich, daß sie für mehrere Sammlungen hinreichten, und viele davon im Lager zurückblieben, als wir Schlüsselburg verließen.

Die mineralogischen, botanischen und entomologischen

Lukaschewitsch, Noworusski's Zellennachbar

Vorräte wurden nach unserer Befreiung selbstverständlich geplündert. Als ich im nächsten Sommer dorthin kam, war bereits alles ganz leer. Nur im Keller stieß ich auf ein Häuflein Schutt, in welchem ich dieselben Steine aus Deutschland fand, die Iwanow bestellt hatte. Ich suchte die armseligen Reste sorgfältig hervor und nahm sie mit. Die meisten Arten waren verschwunden.

Das Museum schickte uns auch Insekten für die Schulkollektionen. Viele von diesen wurden von Vera Nikolaiewna zusammengestellt. Ich aber beschäftigte mich mit ihnen erst später, als der Verkehr mit dem Museum bereits eingestellt war, und füllte ganze Kisten mit ihnen. Insbesondere für die Kollektion, welche die Verwandlung der Insekten darstellen sollte, sammelte ich Eier und Puppen, sowie Raupen, die ich fütterte; zu diesem Zweck hatte ich eine förmliche Pflanzenschule, die ich scherzweise „Erziehungsheim" nannte. Im Sommer 1903 widmete ich mich ganz dieser „Erziehungstätigkeit". Im allgemeinen aber wurde alles — eine Frucht, ein Samenkorn, eine Pflanze, ein Tier, ein Mineral — das in irgend einer Beziehung naturwissenschaftliches Interesse verdiente und in der einen oder anderen Weise in unsere Hände gelangte, in die Vorratskammern gebracht, d. h. in die leeren oder Arbeitszellen und dort aufbewahrt, bis man etwas davon nötig hatte. Zum Schluß häuften sich reichhaltige Vorräte an, die ziemlich durcheinandergeworfen waren.

Die Seele dieses Wirkens war Lukaschewitsch, als der einzige Mann mit einer systematischen naturwissenschaftlichen Vorbildung, ohne dessen Hilfe wir nicht über die ersten Schritte hinausgekommen wären.

Ich weiß bis heute nicht, wie es der Arzt Besrodnow zuwege brachte, sich mit den Gendarmen zu vertragen. Anfangs erfaßte ihn eine offenkundige Empörung gegen diese Berufsspione und Häscher. Für uns und den Arzt war es dabei das Schmerzlichste, die Macht über uns zu

fühlen, die in solchen Fragen binden und lösen konnte und im Binden eine kindliche Unwissenheit bekundete.

V.

Dem Soziologen ist es bekannt, daß eine Macht, selbst eine despotische, so lange von einem Volke getragen wird, wie die Machthaber intellektuell höher stehen als die Beherrschten, und sie dieselben nicht nur nicht auf Schritt und Tritt hemmen, sondern auf jede Weise fördern; nur dann geht dem Volke die Macht voran und führt es zum allgemeinen und wirtschaftlichen Fortschritt. Aber das Ansehen der Macht schwindet und die Empörung beginnt von dem Augenblick an, da Korporäle und Ignoranten als Befehlshaber über Geist und Bildung auftreten; und die Vormundschaft unwissender Menschen ist die unerträglichste von allen. Wir verbrachten dort unser ganzes Leben unter dem Druck einer solchen Macht in dem Zustand einer fast beständigen Aufregung, und es war ja jedesmal komisch oder traurig, wenn man mit irgend einem Wachtmeister über den Ankauf von Büchern verhandeln mußte, deren Titel er nicht einmal aussprechen konnte. Nichtsdestoweniger hatte er die Macht, es mir zu gestatten oder zu verbieten, und manchmal schrieb er mit großem Selbstbewußtsein auf ein solches Buch: „Bewill.“ Ich sage „*komisch oder traurig*“, weil sich das natürliche Gefühl der Entrüstung und Empörung während der langen Periode der Knechtung bereits abgestumpft hatte.

Von allen Beamten bildete in dieser Hinsicht Hangart eine Ausnahme; in seinem Gespräch, selbst auf seinem Gesicht konnte man Spuren von Intelligenz bemerken. Ich weiß nicht bestimmt, wie unser Verkehr mit dem Museum offiziell betrachtet wurde. Daß man davon im Polizeidepartement wußte, unterliegt keinem Zweifel. Aber es ist schwer begreiflich, weshalb sie so „gefährliche“ dauernde Verbin-

dungen duldeten — und dies im Höhepunkt der Studentenunruhen. Wahrscheinlich besaß der Arzt dort gute Beziehungen, und man hatte zu ihm Vertrauen. Bei alledem ist es merkwürdig, daß man auch uns mehr oder weniger Vertrauen schenkte. Aber man muß erwähnen, daß wir nicht die geringste Veranlassung hatten, das Museum als ein Mittel zum unbeaufsichtigten Verkehr mit der Außenwelt zu benutzen. Abgesehen von den Schwierigkeiten, die in der Organisation des Museums selbst lagen und von denen wir keine Kenntnis hatten, waren uns die Beziehungen zu diesem und die Möglichkeit, für dasselbe zu arbeiten, so wertvoll, daß wir dies keiner Gefahr aussetzen wollten. Was konnten wir auch in die „Freiheit" schreiben oder aus dem Museum auf heimliche Weise erhalten? Wir waren so lange von der Welt, von Freunden und Bekannten abgeschnitten, daß es uns fast unmöglich schien, den Verkehr mit ihnen auf dem Wege des heimlichen, kurzen und abgerissenen Briefwechsels zu erneuern.

VI.

Wie korrekt wir uns auch im Verkehr mit dem Museum verhielten, wurden die Gendarmen doch immer argwöhnischer. Obgleich die aufmerksamste Bewachung ihnen nicht den geringsten Anhaltspunkt bot, wuchs der Verdacht doch an. „Die machen das so fein, daß es nicht gelingt, sie auf gewöhnlichem Wege zu ertappen!" dachten sie. „Wie könnte man da etwas entdecken?" Wir versandten z. B. eine Kollektion Insekten — einige Hundert Käferchen, auf weichem, mit Papier beklebtem Karton befestigt. „Was mag sich aber unter dem Papier befinden? Um das zu erfahren, müßte man alles vernichten. Wie könnte man das tun? Sie sagen ja gleich: „Vandalen! Nicht einmal die Wissenschaft achtet Ihr!" Es wäre also besser, es gäbe solche aufregenden Sendungen überhaupt nicht mehr!"

Hangart, der 1897 den Verkehr mit dem Museum organisiert hatte, verließ uns in demselben Jahre. Sein Nachfolger Obuch, der uns im allgemeinen wenig störte, besaß nicht jene Selbständigkeit, die sein Vorgänger zeigte, und sympathisierte nicht im geringsten mit dem Fortschritt, was er uns auch offen gestand. Bei seiner Unentschlossenheit und Beschränktheit bereitete ihm bloß die Wahl der bequemsten Mittel, die ihm unsympathische Sache einzustellen, Schwierigkeiten.

Bereits mehr als einmal hatte man den Anlauf gemacht, das „Übel" auf gesetzlichem Wege auszurotten. Es handelte sich darum, daß wir staatliches Geld für Kollektionen verwandten, welches uns für Arbeitsmaterial und zum Umbau der Werkstätten bewilligt war — mit welchem Recht gaben wir es für den Bedarf des Museums aus? Allein, mit einer gewissen Sophistik, die man Diplomatie nennt — die letztere blüht ja überall, wo menschliche Beziehungen nicht gut gedeihen — verteidigten wir unsere Positionen ziemlich erfolgreich bis zum Abgang des Arztes Besrodnow.

Die Suche nach einem Nachfolger zog sich, wie es gewöhnlich der Fall ist, in die Länge. Als man endlich einen fand, erwies er sich für unsere Zwecke ungeeignet. Die laufenden Angelegenheiten mit dem Museum fortzusetzen, übernahm zeitweilig unser Inspektor Rittmeister Gudz. Er war ein guter Mensch und hätte für seinen Teil die Sache sehr gern geleitet. Er war aber feige und zaghaft und fügte sich vollständig dem Direktor, und so geriet die Sache mit einemmal ins Schwanken. Er wagte es nicht, die Kollektionen offen zurückzuweisen, übernahm sie von uns, sagte, er hätte sie an das Museum geschickt, legte sie aber in der Tat in die Kanzlei wie in einen Lagerraum und sandte kaum den vierten Teil davon ab. Überdies riet er mehr als einmal, wir möchten ihm möglichst selten Kollektionen liefern und möglichst wenige anlegen. Ich habe ihm beispielsweise auf einmal 5 Herbarien von Gemüsepflanzen

geliefert, gerade vor der Reise eines Unteroffiziers nach Petersburg, und nach dieser Reise antwortete Gudz auf eine Frage, daß alle 5 Herbarien abgeschickt seien. Als ich den Unteroffizier aber allein befragte, bestätigte er mir, daß er wohl im Museum war, aber nichts dorthin gebracht hatte. Unter solchen Umständen die Arbeit fortzuführen, war nicht nur gewagt, sondern auch reizlos. Endlich deutete Gudz die hauptsächlichste Ursache an, und zwar mit einer merkwürdigen Redewendung: „Wir haben jetzt ein wechselndes Personal". Das war, nachdem bereits Karpowitsch zu uns gebracht worden war. Es kam also nicht bloß vor, daß Sträflinge Schlüsselburg verließen, sondern auch neue kamen zu uns. Bei einem solchen „Wechsel" wäre es leicht, mit dem Museum alles, was man wollte, zu verabreden, ihm Zuschriften zu senden und von ihm die geheimsten Dinge zu erfahren.

VII.

Gleichzeitig mit den Kollektionen wurde auch den Büchersendungen Einhalt getan.

Als unser Verkehr mit dem Museum in Gang kam, erhielten wir von dort aus gleichzeitig mit den Kollektionen auch Bücher. Die Initiative zu den Büchersendungen ging von dem Leiter des Museums aus. Und der Arzt übernahm es, sie uns zu übergeben auf Grund der Fiktion, er habe das Recht, bei uns eine Bestellung zu machen und unter anderen eigene Bücher zum Einbinden zu geben. Wieviele er brachte und woher er sie erhielt, das unterstand keiner Kontrolle.

Nachdem wir die erste Lieferung erhalten hatten, benutzten wir diese Gelegenheit und wandten uns in der Folge schon selbst an das Museum mit der Bitte um Bücher. Wir strebten besonders nach Zeitschriften, und zwar nach solchen, auf deren amtliche Gewährung nicht zu rechnen war, z. B. die damaligen Marxistischen Organe. Wir waren

auch für alle anderen dankbar, weil wir auf diese Weise neuere hatten, als die, welche die Gendarmen für unsere Rechnung kauften; überdies ersparten wir dabei unser Geld und konnten es für etwas anderes gebrauchen.

Wer eigentlich der freigebige Spender der Bücher und Zeitschriften war, wußten wir damals nicht; der Arzt nannte bloß die Leiterin des Museums, M. J. Strachow, mit der er zu tun hatte, und von der er Bücher erhielt. Die Sendungen bereiteten uns große Freude, wir führten sorgfältig ein besonderes Verzeichnis über diese Bücher und vermengten sie nicht mit den anderen. Größtenteils waren es neue Erscheinungen, die bereits die Aufmerksamkeit des lesenden Publikums auf sich gelenkt hatten. Es fehlten darunter auch nicht Werke aus allen Gebieten der Wissenschaft.

Diese drei Jahre waren für uns an geistiger Nahrung die reichsten. Wir konnten unmöglich alles lesen, was wir bekamen. Wir zersplitterten uns, griffen zu allem, in dem Wunsche, nichts unbeachtet zu lassen, besonders von den literarischen Neuheiten, und wurden deshalb sehr oberflächlich.

Wir banden die Bücher vor ihrer Rücksendung ein. Als die Zügel dann an Gudz übergingen und wir ihm die Bücher eingebunden übergaben, die wir schon längst besaßen und zurückstellen mußten, erzählte er uns, daß der Direktor dies gerügt hätte, bat aber, ihn keinesfalls zu verraten. Wie Gudz erzählte, wollte es Obuch durchaus nicht zulassen, daß man Buchbindermaterial für fremde Bücher verwandte. Damals leitete ich das Buchbinderfach, und ich bemühte mich, Gudz zu beruhigen mit dem Versprechen, daß wir bloß Zeitschriften heften würden, was sehr wenig kostete, und Bücher in unfertigem Zustand, d. h. ohne festen Einband abliefern würden, was keinerlei Ausgaben verursachte. Es war klar, daß man unter dem Vorwand einer Pfennigsparsamkeit die verhaßte Bücherfrage aus der Welt schaffen

wollte. In unseren Händen blieben noch zwei bis drei Dutzend Bücher; neue erhielten wir fast gar nicht mehr und wir errieten, daß sie von unserer Administration zurückbehalten wurden.

VIII.

Rittmeister Gudz, der eine Inspizierung des Gefängnisses erwartete, bemühte sich, die Spuren unserer gesetzwidrigen Büchermanipulationen zu vertilgen, und entzog uns fast alle Zeitungen und Zeitschriften wie auch das, was uns das Museum schickte. Wir versteckten einige Bücher, bloß damit wir bei einer Veränderung einen Vorwand hätten, unseren Verkehr mit dem Museum wieder herzustellen. Als später die Hoffnungen darauf schwanden, schrieben wir diese Werke einfach in den Katalog und fügten sie unserer Bibliothek ein.

Die Zusammenstellung von Kollektionen aber hörte auch später nicht auf. Wir hatten ja freie Zeit, die wir zu nichts verwenden konnten, und viel angehäuftes Material; man hatte sich Fertigkeiten angeeignet, deshalb ging die Sache, wenn auch nicht mit großem Eifer, weiter, in der schwachen Hoffnung, daß alles in der Welt sich ändert und „daß es keinen Fahrplan gibt, der nicht geändert wird“. Am hartnäckigsten arbeitete J. G. Iwanow, dessen Strafzeit im Herbst 1904 ablief, und der die Hoffnung hatte, alle Erzeugnisse seiner Arbeit mit sich zu nehmen. Das tat er dann auch, und er lieferte demselben Museum etwa 20 Kisten mit Kollektionen aus der Botanik, Entomologie, Mineralogie und Geologie. Langsam fuhr auch ich zu arbeiten fort, und als das Manifest am 20. Oktober 1905 verkündigt wurde, hatte ich gegen 30 Kisten, von welchen 6 Insekten, 6 Herbarien, 5 Früchte und Samen enthielten. Hiervon gab ich dem Museum eine Kollektion Mineralien, 4 Herbarien Gartenpflanzen und mehr

als 100 Glasplatten zur Organographie der Blüte; die übrigen bekamen die freien Hochschulen.

Ein beträchtlicher Teil der vorrätigen Materialien, einige Sammlungen, die zur Information dienten, und ausgestopfte Bälge, zumeist von Vögeln, hauptsächlich von Lukaschewitsch gemacht, befanden sich in einer besonderen Kammer, die bei uns die Benennung „Museum“ trug. Die Gendarmen aber nannten sie „die Mikroskopische“, wie die Überschrift auch lautete, die sie über der Tür befestigten. Dicht an der Tür stand ein Skelett. Die Gendarmen waren immer stolz darauf und hielten es für ihre Pflicht, jeden inspizierenden General dahin zu führen und sich zu brüsten, als wären auf sie selbst die Strahlen der Wissenschaft gefallen, die wir mühsam hier gesammelt hatten. Später gelangte von der Akademie der Wissenschaften ein Ansuchen an das Polizeidepartement, es möge ihr unsere Bibliothek und unser „Museum“ überlassen. Natürlich folgte auf dieses Ansuchen eine Ablehnung unter dem Vorwande, die Bibliothek wäre für das künftige Gefängnis in Schlüsselburg nötig, unsere Kollektionen hätten keinen wissenschaftlichen Charakter, wären daher für die Akademie unverwendbar. Da wir unser Polizeidepartement kannten, zweifelten wir auch keinen Augenblick, daß die Antwort so lauten würde. Als der Metropolit Antoni uns im Juli 1904 besuchte, wurde er auf unsere Sammlungen aufmerksam und besichtigte sie bei Iwanow und mir. Im Januar 1905 benutzte ich die uns erteilte Erlaubnis, an ihn zu schreiben. Ich schilderte ihm die kurze Geschichte unserer Beziehungen zum Museum und fragte ihn, ob er sich nicht die Mühe nehmen wollte, von Zeit zu Zeit unsere Erzeugnisse zur Übergabe an das Museum zu übernehmen, da bereits ein Versuch gezeigt hatte, daß es verboten war, sie dem Museum direkt zu überliefern. Er hatte, wie ich später erfuhr, diesbezüglich eine Unterredung mit Oberst Jacowlew, der bei uns mit seinen Unterdrückungen eine unauslöschliche Erinnerung zurück-

gelassen hat. Selbstverständlich führte er den Metropolit auf den „richtigen Weg". Er versicherte, daß wir niemals Beziehungen zum Museum gehabt, nie etwas hingeschickt hätten, das wäre alles bloß Phantasie. Ich erhielt natürlich vom Metropolit keine bestimmte Antwort.

IX.

Das Fazit über alles zu ziehen, was wir für das Museum gemacht haben, erfordert nicht viel Mühe. In den Jahresberichten standen unsere Lieferungen in einer besonderen Rubrik: „Es wurden überdies von verschiedenen Personen, die mit dem Wirken des Museums sympathisieren, angefertigt . . ."

Um eine genaue Vorstellung von dem Umfang unserer Arbeiten zu geben, bringe ich eine vollständige Liste alles dessen, was das Museum in vier Berichtjahren von uns erhalten hat. Leider enthält sie nicht alles, was wir gemacht haben, da viele unserer Sammlungen, wie ich bereits früher erwähnte, nicht ins Museum gelangt waren. Der Übersichtlichkeit wegen gruppiere ich die Kollektionen nach den wissenschaftlichen Zweigen.

Botanik:

Gemüseherbarien	14
Systematische Herbarien (von diesen eines mit 470 Arten)	21
Herbarien zur Organographie	7
Herbarien von blütenlosen Gewächsen	10
Kollektionen von Früchten und Samen	4
Platten zur Organographie der Blüte	141

Mineralogie und Geologie:

Mineralogische Schulkollektionen	4
Kollektionen von Bergsteinarten	6
Kollektionen von Uralsteinen	1

Kollektionen von Vesuvsteinen 1
Kollektionen von Erzen 2
Kollektionen von Metallen 2
Kollektionen von Erz und Metallen 2
Kollektionen für Härteskalen 6
Kollektionen von Granit 21

Zoologie:

Schulkollektionen zur Entomologie (in 22 Kisten) . . . 2
Kollektionen von Vogelfüßen 5
Kollektionen von Conchylien 2

Chemie und Technik:

Kalk in der Natur und Technik 1
Gewinnung von Stickstoff und Wasserstoff 1
Asbestfabrikate 1

Geographie:

Kollektionen von Gewerbe-Landkarten Rußlands . . . 1

Überdies sandten wir an

Tischler- und Kartonagearbeiten:

Kisten für physikalische Gerätschaften 55
Kisten für Paläontologie und dergl. 25
Kartons für Steine 72
Pappendeckel für Herbarien usw. 25
Schulwandkarten 60

Das Museum ist zur Zeit schon so reich an Lehrmitteln, daß unsere Erzeugnisse unter der Menge anderer aufgestellter Gegenstände aus dem naturwissenschaftlichen Gebiet wie Tropfen im Meer verschwinden. Deshalb werden die meisten unserer Arbeiten nicht dort aufbewahrt, sondern an Schulen in ganz Rußland geschickt. Sowohl die Schüler als auch die Besucher des Museums, die unsere bescheidenen Erzeugnisse besichtigen, ahnen nicht, daß sie von Menschen herrühren, die man zu jener Zeit als schreckliche Übeltäter hinzustellen sich bemühte, und von einem Ort kommen, in

dessen Bereich 20 Jahre bloß „Wahnsinn und Schrecken“ herrschten. Hätten sich die Machthaber, die uns eingekerkert hielten, nicht so viel um uns und die Atmosphäre, die uns umgeben soll, gekümmert, sondern ruhig die Mitarbeiterschaft an diesem Museum oder einem analogen Institut gestattet, so würden sie dadurch nur ihre politische Weisheit bekundet haben. Sie verbargen im Gefängnis einen unerschöpflichen Vorrat an geistigen Kräften und wollten ihn nicht für allgemein kulturelle Zwecke ausnutzen, als deren Förderer sie sich ausgaben. Als allgemeine Regel wird in allen Gefängnissen das Arbeiten gestattet, überall erlaubt man, die Erzeugnisse auf den Markt zu bringen oder sie den Besuchern zu schenken. Unsere Lieferungen an das Museum überschritten nicht den Rahmen des allgemein üblichen Gefängnisverkehrs. Wenn dabei die gewesenen Revolutionäre, statt verderbenbringender Ideen, Kenntnisse über die Bestandteile des Granits verbreiteten, hätten sich die Machthaber von ihrem Standpunkt aus freuen müssen. Nichtsdestoweniger erachtete es die vorsorgliche Regierung selbst nach der von uns bewiesenen Korrektheit für nötig, eine so vernünftige und fruchtbringende Arbeit, die unserem sinn- und zwecklosen Leben wenigstens irgend einen Inhalt gab, gänzlich einzustellen.

X.

Die fünf Jahre, da wir für das Museum arbeiteten, waren die freieste Epoche während unserer Gefangenschaft.

Im Spätherbst des Jahres 1896 brachte man gemäß dem Krönungsmanifest fünf Kameraden fort. Darunter befand sich auch Ludmila A. Wolkenstein. Vera Nikolaiewna war nun zu absoluter Einsamkeit verurteilt in Ermangelung einer Frau, mit der zusammenzutreffen sie die amtliche Erlaubnis hatte. Da wir jetzt nicht mehr so viele waren und der Wache, die in derselben Stärke blieb, nicht mehr so ge-

fährlich erschienen, hörte man allmählich auf, uns in der Freizügigkeit innerhalb des Gefängnisgebietes zu beschränken. Des Morgens, gewöhnlich um 8 Uhr, öffnete man die Tür zum Spaziergang; der Wachtmeister wartete nicht mehr wie früher ab, daß wir die Zelle verließen, sondern ging sofort weiter, um auch die anderen Türen zu öffnen.

Von diesem Augenblick an bis zum Ende des Abendspazierganges — im Sommer um 7, im Winter um 3 Uhr — blieben alle Türen offen, und wir gingen, wohin wir wollten: der eine zum Nachbar, um die Gedanken einer langen schlaflosen Nacht auszutauschen, der andere in die Werkstätte, der dritte in den Hof oder einen Käfig, die ebenfalls unverschlossen waren, und wieder ein anderer in den großen Hof, wo sich die Glasbeete befanden, und wo es Winter und Sommer stets belebt war. Offiziell durfte man dort zu Vieren sein, aber es kamen auch mehr zusammen, obgleich der Inspektor, wenn er erschien, sich stets bemühte, die Zahl der Versammelten nach Vorschrift zu vermindern. Jetzt machten die Gendarmen in der Bewachung keinen Unterschied mehr zwischen Mann und Frau; nur die diensteifrigeren unter ihnen hielten es offenbar in Erfüllung einer besonderen Vorschrift für nötig, an den Türen des Gemüsegartens, der Werkstätte oder der Zelle zu stehen, wenn jemand bei Vera Nikolaiewna eintrat, oder wenn sie selbst jemand von uns besuchte. Augenscheinlich wachte er darüber, daß die Begegnung ausschließlich geschäftlicher Natur bliebe und nicht länger dauerte, als die Sache es erforderte.

Infolge dieser Freiheit war es uns auch möglich, für das Museum alles zu leisten, weil diese Arbeit nur dann erfolgreich und produktiv sein konnte, wenn man sie gemeinsam machen durfte. Selbst die Besichtigung der Kollektionen bei ihrem Eintreffen wäre bei völliger Isolierung schwierig gewesen. Jetzt aber trugen wir jede Sammlung in irgend einen „Klub“ und studierten sie dort gemeinsam, gewöhnlich unter der Anleitung von Lukaschewitsch. Da

verteilten wir auch die Arbeiten, wenn die Sammlung einer Veränderung bedurfte oder wenn aus dem Museum ein Vorschlag eintraf, eine neue anzulegen. Da diskutierten und stritten wir natürlich auch über die verschiedenen Mittel zur Einrichtung der einen oder anderen Kollektion und wählten, allerdings unsicher, die besten.

So hängt alles im menschlichen Leben eng mit der Freiheit zusammen. Auch die elementarsten Bestrebungen von aufklärendem oder wirtschaftlichem Charakter können nur im Zusammenhang mit dem politischen Regime verwirklicht werden oder nicht. Es ist nicht überflüssig, einen solchen Gemeinplatz in einem Lande zu wiederholen, in dem allen der Gedanke, Reformen durchzuführen, ohne dem Volke zugleich auch nur eine Spur von Freiheit zu geben, nicht sinnlos erscheint.

XI.

Ich persönlich verdanke meine ganze naturwissenschaftliche Bildung dem Museum, seinen Kollektionen und den Arbeiten für dasselbe. Wir lebten in einer engen Folterkammer, wo nur ein kleines Stück vom Himmel sichtbar war, gingen über ein Stück Erde, deren Fläche mit Schritten und Quadratarschinen gemessen war. Wir hatten weder Wasserquellen, noch Wiesen, noch Wälder; wir hatten weder Tiere, noch Pflanzen, noch Mineralien in genügender Menge, noch weniger chemische Stoffe; wir hatten Lehrbücher, aber sie zu studieren, ohne ein Beispiel in der Natur zu sehen — das zu empfehlen, wagen heutzutage nicht einmal Schullehrer veralteten Schlages.

Da erschienen plötzlich bei uns in Überfluß ausgestopfte Vögel, Meer- und Flußtiere, Reptilien, Insekten, die Flora der Wälder und Felder, zahlreiche Versteinerungen, Überreste von Tier- und Pflanzenformen aus längst vergangenen Zeiten und endlich Steine auf Steine in einer Menge, als hätten wir Exkursionen nach allen Bergen unserers Erdballs gemacht und

persönlich den Bau der Erdrinde in allen Einzelheiten studiert. „Diorit“ und „Dioptas“ und „Syenit“ und „Phyllit“ und alle derartigen Benennungen, die für die Ohren der Uneingeweihten so seltsam klingen und ein leerer Schall für jeden Laien sind, der die Petrographie eines Landes liest, verkörpern sich gleich zu lebendigen Bildern, wenn man bloß die Muster der Arten kennen lernt, die solche seltsame Benennungen führen, und wenigstens zum Teil ihre Natur und Entstehungsart begreift. Meine Kenntnisse erweiterten sich mit einemmal bemerkbar; der Ural wie die Alpen, die Karpathen und der Kaukasus waren für mich nicht mehr einfach Berge, d. h. steinige Erhöhungen des Erdballs, sondern Gebirgsketten aus verschiedenen, mir bekannten Gesteinen, die ich mir an Ort und Stelle in ungeheuren Schichten ausgebreitet lebhaft vorstellte. Ich zergliederte, individualisierte sie und dachte sie mir in vollständig konkreten, bestimmten Formen.

Ich befand mich in meinem „Schlüsselburgchen“, aber mein Gesichtskreis hatte sich so sehr erweitert, als wäre auch mir der Anblick der Bergmassen möglich gewesen, die durch ihre ungewöhnliche Formation Touristen und wißbegierige Wanderer herbeilocken.

Als ich vor kurzem in Finnland die Steinlagerungen sah, übertraf die Natur dennoch meine Vorstellung, und mir schien es seltsam, meine Mustersteine in so ungeheuren Mengen zu sehen, — und wir schätzten einige Steine so hoch, daß wir sie wie Zucker in der Zuckerdose aufbewahrten.

Heute ist die Erde für mich kein todter, sondern ein lebendiger Organismus, wo alles in strenger, wechselseitiger Verkettung steht, wo es nichts Unwichtiges gibt, wo alles interessant und voll Bewegung ist, und der wissensdurstige Geist fühlt sich erdrückt von der Kompliziertheit, Mannigfaltigkeit und Pracht des Aufbaues im ganzen wie in der Fülle der Einzelheiten — von dem Ungeheuren und dem Auge Erreichbaren bis zu dem Allerfeinsten und mikroskopisch Winzigen — mit einem Wort: die Periode der

Beziehungen mit dem Museum wird in meiner Erinnerung als die fruchtbarste Zeit des ganzen langen Lebens in Schlüsselburg bleiben. Das Museum gab uns nicht nur die Gelegenheit, einige müßige und untätige Jahre einer sinnvollen und nützlichen Arbeit zu widmen, sondern es bot uns auch die Gelegenheit, viele Kenntnisse zu erwerben, die wir hier sonst nie hätten erreichen können.

Es ist wohl nicht nötig, hinzuzufügen, daß die meisten meiner Genossen und ich das Gefühl der aufrichtigsten Erkenntlichkeit sowohl dem Arzt Besrodnow wie auch den Museumsleitern immer bewahren werden, die mit voller Bereitwilligkeit uns diese wissenschaftliche Zerstreuung und intellektuelle Beschäftigung ermöglichten.

Sechstes Kapitel.

Geistige Nahrung.

I.

Ich will unserer geistigen Nahrung ein besonderes Kapitel widmen.

Früher nannte ich bereits einige Bücher, die ich im ersten Jahr der Gefangenschaft gelesen habe, und so gab ich schon dem Leser einen gewissen Begriff von der Art unserer geistigen Nahrung. Im Laufe der Zeit wurde sie immer mannigfaltiger. Da ich selbst nicht auf der Höhe aller Wissenschaften stand und nicht alles lesen konnte, was zu unserer Verfügung war, muß ich den persönlichen Standpunkt verlassen, um eingehender unsere Schatzkammer des Wissens, den „Lebensnerv" zu schildern, der uns die Seele lebendig erhalten und uns vor einem gänzlichen geistigen Verfall bewahrt hat.

In der ersten Zeit, da man mit Ausschluß des zweistündigen Spazierganges den ganzen Tag in der Zelle verbringen mußte, las man besonders viel. Der Büchervorrat war nicht groß. Deshalb wiederholten wir bei jedem hohen Besuch aus Petersburg, wenn der Besucher in der Stimmung war, unsere Eingabe entgegenzunehmen, die Bitten um Büchersendungen. Die einen ersuchten um „irgend etwas aus der Geschichte" oder etwas „Naturwissenschaftliches", andere nannten einfach diesen oder jenen Autor, den sie aus der Erinnerung kannten.

War der General guter Laune und nicht betrunken oder hatte er vor dem Besuch reichlich und gut gefrühstückt, so schenkte er unseren Bitten Beachtung und befahl seinem Adjutanten, sie sofort hier zu notieren. Wir warteten dann ungefähr ein halbes Jahr das Resultat ab, und gewöhnlich wurde auch eine oder die andere von fünf Bitten erfüllt. In meinem ersten Gefängnisjahr besuchte uns General Schebeko, der Gehilfe des Ministers des Innern, der die Polizei verwaltete; er war vor kurzem an Stelle des durch seine Grausamkeit bekannten Orshewski ernannt worden, den man nach unserem Prozeß nach Wilna versetzt hatte. Mit Lukaschewitsch und mir war Schebeko damals ungewöhnlich liebenswürdig. Die Kameraden scherzten darüber, daß er uns sein Avancement verdanke und sich deshalb bemühe, uns seine Erkenntlichkeit für den erwiesenen Dienst auszudrücken. Verbindlich lächelnd fragte er mich, ob ich nicht ein Anliegen hätte. Und als ich erwiderte, daß ich mir ein vollständiges Gesetzbuch wünschte, leuchtete er sogar auf vor Vergnügen, als hätte ich ihm mit dieser Bitte eine Schmeichelei gesagt. „Aber ich bitte Sie," versetzte er, „bei uns liegen ja die Bücher nutzlos herum. Wir werden Ihnen das Buch schicken, unbedingt werden wir das Buch schicken." Und er befahl dem Adjutanten, das aufzuschreiben. Aber in den 18½ Jahren habe ich dieses Gesetzbuch nicht bekommen, obgleich ich diese Bitte noch zweimal anderen Persönlichkeiten geäußert habe.

Sie wollten wohl nicht, daß wir dort etwas in bezug auf unsere Rechte herausläsen und dann durch Zitate aus demselben die hohen Besucher in Verlegenheit brächten. Diese jungfräuliche Unwissenheit der Gesetze wurde unseren Seelen systematisch bis zum Ende des letzten Jahres erhalten, — im Widerspruch mit dem bekannten Satz, daß Gesetzesunkenntnis keine Entschuldigung ist. Dagegen war es ergötzlich, zu hören, wenn die Direktion diesen oder jenen Paragraph ihrer Instruktion Gesetz nannte. Als im Jahre 1903 ein neues

Strafgesetzbuch erschien, baten wir unsere Administration, es uns zu kaufen. Der Inspektor Prawotorow versprach, bei seinem nächsten Aufenthalt in Petersburg den Direktor des Polizeidepartements, Lopuchin, der Jurist, aber offenbar ein sonderbarer Vertreter der Rechtswissenschaft war, um die Erlaubnis zu ersuchen. Nach Prawotorows Bericht war das diesbezügliche Gespräch mit dem Direktor kurz, aber ganz deutlich. „Die Gefangenen sagen, es sei ein neues Gesetzbuch erschienen, und bitten, man möge es ihnen kaufen. —“ „Ja, es ist erschienen; da liegt es.“ Er zeigte auf sein Exemplar. „Aber es bezieht sich nicht auf diese Gefangenen, und deshalb brauchen sie es nicht zu lesen!“

Eine solche Argumentation war besonders deshalb merkwürdig, weil kurze Zeit darauf dieses Strafgesetzbuch gerade auf politische Verbrechen angewandt wurde und also bloß uns, nicht auch andere angehen mußte.

Nach dem Sturze Plehwes hat man es für uns dennoch gekauft. Diese Beschützung vor der „Seuche“ der Gesetzlichkeit war jedoch vollständig überflüssig. In unserer Bibliothek gab es damals das alte Strafgesetzbuch wie auch das Strafreglement und die Verordnung über das Strafgerichtsverfahren, die wir vom Departement bekommen hatten, und aus denen wir so viele gefährliche Zitate herauslesen konnten, wie wir wollten. Die Aufrichtigsten unter ihnen gerieten darob gar nicht in Verlegenheit, sondern verkündigten ohne Umschweife: „Auf dieses Gefängnis beziehen sich keine Gesetze.“

Es war tatsächlich naiv, über die Gesetzlichkeit in einem Gefängnis zu räsonieren, in dem genau 10 Jahre lang der Leutnant M. F. Lagowski ohne Untersuchung und Verurteilung als Zuchthaussträfling festgehalten wurde und ganz dasselbe Schicksal erdulden mußte wie diejenigen, die vom Gericht zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt waren.

II.

Solange das Polizeidepartement uns die Bücher schickte, hingen wir ganz von seinem Gutdünken ab, und wir betrachteten unsere Bemühungen um Bücher wie eine Lotterie: entweder zog man einen Gewinnst und erhielt das, was man wollte und für seine Arbeiten brauchte, oder man bekam gar nichts, und begrub die geistigen Bedürfnisse und Bestrebungen, wie man alles Übrige begraben hatte. Als man uns aber im Jahre 1897 eine bestimmte Summe für die Bestellung von Büchern gewährte, nämlich 140 Rubel, besserte sich unsere Lage dadurch ein wenig. Entweder gestattete unser Chef, alles zu kaufen, was wir bestellten, oder *nicht — je nach der Windrichtung in den höheren* Sphären. Die von uns zusammengestellten Listen von Büchern, die wir kaufen wollten, wurden meist an das Polizeidepartement geschickt, wo sie nicht weniger als ein halbes Jahr herumlagen; sie kamen dann mit Streichungen zurück, bei denen auch der schärfste Geist weder ein System noch einen Grund hätte herausfinden können. Die jetzt verbotenen Bücher schrieben wir absichtlich von neuem für das künftige Jahr auf und erhielten dann die Erlaubnis.

Den völligen Mangel eines leitenden Gedankens beim Verbieten und Gewähren bemerkten sogar unsere Gendarmen, welche in Büchern überhaupt so bewandert waren, wie in der chinesischen Literatur. Als ich den Offizier, der den Büchereinkauf zu leiten hatte, fragte: „Sagen Sie doch, ich bitte Sie, weshalb hat man mir die Geographie Rußlands „Vollständige geographische Beschreibung unseres Vaterlandes“, herausgegeben von Semenow, verboten?“, erwiderte er kaltblütig: „So schreiben Sie es doch für das nächste Mal auf, und dann werden Sie die Erlaubnis erhalten.“ Man verbot einmal sogar Höffding's „Grundzüge der Psychologie“. Ein jeder, bei dem eine einzige Durchsuchung stattfand —

und bei wem fand sie nicht statt? — weiß aus Erfahrung, von welcher Unwissenheit in Bücherangelegenheiten die Polizei und ihre Agenten sind, die in den Bibliotheken nach irgend etwas Strafbarem suchen. Wir hatten nicht selten Gelegenheit, aus den Listen, die wir ins Polizeidepartement schickten, die Überzeugung zu gewinnen, daß die Vorsitzenden dieses Departements nicht weniger unwissend waren. Wenn über die geistigen Interessen eine „Korporalseele“ entscheidet, die eine unbegrenzte Vollmacht besitzt, von sich eine hohe Meinung hat und gleichzeitig absolut unwissend ist, so bemerkt man das bei jedem Schritt, weil die selbstbewußte „Korporalseele“ beständig in die Klemme gerät. Wenn man die geistigen Angelegenheiten davon unabhängig auf einem anderen Wege hätte ordnen können, so hätte dieses Schauspiel mit seiner großen Komik uns viel Unterhaltung bieten können. Aber wir waren gänzlich in ihrer Macht, fühlten stets, daß sie mit rohen Händen die harmlosesten und uns teuersten intellektuellen Interessen antasteten, und darum war uns gar nicht zum Lachen.

Muß man noch ausdrücklich erwähnen, daß sich das Gebiet der sozialen Wissenschaften der besonderen Aufmerksamkeit unserer Machthaber erfreute, und die große Mehrheit ihrer Verbote sich eben nach dieser Seite hin richtete? Solche wurden eben deshalb verboten, weil ihre Titel den Terminus „Sozial“ enthielten! Niemand, selbst nicht den Ignoranten vom Polizeidepartement, wäre es in den Sinn gekommen, uns die Geschichte des alten Rom zu verweigern. Als aber die soziale Geschichte des alten Rom erschienen war, und wir sie bestellten, verbot man sie selbstverständlich. Das gab G. A. Lopatin die Veranlassung, uns einmal vorzuschlagen, wir sollten aus unseren Listen ein für allemal den Terminus „Sozial“ ausschalten und statt dessen „Salicyl“ schreiben. Unsere Zensoren verstanden ja ohnehin nichts davon. Er überwarf sich nicht selten mit den Departementsbeamten, indem er in den Briefen an seinen Bruder ihre

Unbildung, Unverschämtheit und Rohheit lebhaft schilderte. Die Briefe wurden natürlich im Polizeidepartement in Petersburg gelesen und ihm wieder zurückgegeben mit der Bemerkung, daß solche Briefe nicht abgeschickt werden könnten, und daher anders abgefaßt sein müßten.

III.

„Die Henne pickt zwar nur Korn für Korn auf, wird aber dennoch satt", sagt ein Sprichwort. Trotz aller Hindernisse sammelten sich bei uns viele Bücher an. Unsere Bibliothek erweiterte sich von Jahr zu Jahr, und zum Schluß zählte sie nicht weniger als 3000 Bände. Sie nahmen zwei Zellen ein, in denen an drei Wänden bis zur Decke die von uns verfertigten Bücherregale standen. Nach ihrer Zahl erreichte sie beinahe den dritten Teil der öffentlichen Bibliothek der Stadt Wjatka, wo in den 90er Jahren im ganzen 10 000 Bände vorhanden waren. In der Bibliothek in Charkow gibt es 12 000 Bände, in Samara und Saratow je 17 000, in Woronesch 27 000.

Um eine solche Bibliothek zusammenzustellen, mußte man die Titel der Bücher kennen. Im Anfang richteten wir uns nur nach unserem Gedächtnis, das z. B. bei mir diesbezüglich nichts zu wünschen übrig ließ. Ich konnte damals sehr gut eine Bücherliste von 120 Autoren entwerfen, die durch das Rundschreiben von D. Tolstoi im Jahre 1885 aus den öffentlichen Bibliotheken ausgeschlossen wurden. Aber nach einer fast zehnjährigen Abgeschlossenheit von der lebendigen Welt taugte das alte Gedächtnis dazu nicht mehr. Und hätten wir keine Zeitschriften gehabt, so wären wir bei der Bestellung neuer Bücher völlig hilflos gewesen. In den Zeitschriften verfolgten wir sorgfältig die Anzeigen und den bibliographischen Teil, und dank ihnen konnten wir bis zu einem gewissen Grad uns auf der Höhe der zeitgenössischen Wissenschaft halten.

Um beständig alle Bücherneuheiten verfolgen zu können, abonnierten wir dann eine Reihe von Jahren „die Nachrichten der Buchhandlung Wolff“, die man uns sofort, fast nach Erscheinen, sogar zu jener Zeit gab, als uns alle Zeitschriften mit Ausnahme von streng wissenschaftlichen verboten wurden.

Um dem Eingriff eines Vorkämpfers der Finsternis in unsere Bibliothek vorzubeugen, der etwa befehlen könnte, diese Bücher zu entfernen, und weil sich schon sehr viele angehäuft hatten, kürzten wir möglichst unseren Katalog, den wir selbständig führten. Zu diesem Zweck trugen wir einen Autor mit vielbändigen und verschiedenartigen Werken stets unter einer Nummer ein. So standen unter je einer Nummer: Spencer, Mill, Macaulay, Karejew, Zola, Dumas, Maupassant, Dickens, M. Twain, Shakespeare usw. Ebenso machten wir es mit den Zeitschriften verschiedener Jahrgänge; trotzdem hatten wir mehr als 2000 Nummern.

Die schöngeistige Literatur hingegen, die uns in den ersten Jahren verweigert wurde, war besonders reichhaltig. Fast alle hervorragenden ausländischen Romanschriftsteller waren vollständig gesammelt, oft in zwei Sprachen. Russische Belletristen waren weniger vertreten, aber wir bekamen sie aus der Kanzlei, die uns sogar Werke von Gorki gab, allerdings erst nach öfteren Bitten und Eingaben. Die Ablehnungen wurden stets damit motiviert, daß man im Polizeidepartement Gorki nicht gewogen sei. Starodworoski ordnete im Jahre 1902 den Katalog systematisch nach den verschiedenen Fächern, und man konnte in jedem etwas Bemerkenswertes finden; er enthielt viele Abteilungen: Linguistik, Medizin, Physik, Mathematik, Zoologie, Botanik, Anatomie und Physiologie, Geschichte, juridische Wissenschaften, Statistik, Belletristik, Reisebeschreibungen usw. Ein Mensch mit allgemeinen, wenn auch dilettantischen Interessen hatte also keinen rechten Grund zur Klage.

Leider stellte sich dieser Bücherreichtum für uns ziem-

lich spät ein. Unsere Kräfte hatten beträchtlich abgenommen; das Interesse für alles Leblose und Unproduktive war allmählich erkaltet. Und das, was man in jungen Jahren in einigen Monaten erfaßt und sich angeeignet hätte, mußte man jetzt jahrelang studieren. P. W. Karpowitsch, der erste frische Mensch, der nach einer langen Pause bei uns eintraf, äußerte sich sehr abfällig über unsere Bibliothek. Ihm, der sich fast ausschließlich mit Zeitfragen befaßte, bot sie zu wenig. Er hatte sich soeben von den reichen Bücherschätzen Europas losgerissen und daher unsere frühere Gier nach Büchern nicht miterlebt. Es ist ja bekannt: ein anderer Standpunkt — ein anderes Urteil.

IV.

Unsere Besorgnis um die Bibliothek war sehr gerechtfertigt. Im Jahre 1889 besuchte uns P. N. Durnowo; er erblickte in einer Zelle „Die Geschichte der französischen Revolution" von Quinet, wurde neugierig und verlangte den Katalog. Dieser enthielt etwa zwei Dutzend Titel, die ihm sehr mißfielen — es handelte sich fast ausschließlich um Bücher, welche einige Kameraden ins Gefängnis mitgebracht hatten. Obgleich ihnen gestattet worden war, sie in unsere Bibliothek zu stellen, befahl er jetzt, sie wegzunehmen. Da die Bücher damals den einzigen Inhalt unseres Lebens bildeten, waren wir fast alle durch diesen unsinnigen Befehl erschüttert. Das erschien uns als der erste Schritt der Rückkehr zu jener Zeit, da man uns außer „geistlich-moralischen" Büchern keine anderen gewährte, und die Gefangenen geneigt waren, bis zum äußersten, sogar bis zum Selbstmord zu gehen, bloß um sich aus dem zwecklosen Vegetieren, das zum Schwachsinn oder Wahnsinn führte, zu befreien. „Dann lieber den Tod!" dachten fast alle.

Die Stimmung war so erregt und die Lage so hoffnungslos, daß wir beschlossen, unseren Protest durch das

einzige, im Gefängnis mögliche Mittel, durch den Hungerstreik, zu äußern. Wie unsinnig auch vielen diese selbstmörderische Art, dem Feind Unannehmlichkeiten auf Kosten des eigenen Körpers zu bereiten, erscheinen mag, hat sie dennoch eine gewisse Berechtigung. Die Tatsache allein, daß sich der Hungerstreik damals in allen Gefängnissen oft wiederholte, kann als bestes Argument für ihn gelten. Um das richtig zu beurteilen, muß man die Beweggründe in Erwägung ziehen, unter denen ein solcher Entschluß reift. Zumeist bricht er nicht als Ergebnis einer kaltblütigen Überlegung, sondern einer starken Erregung aus, die allmählich anwächst oder infolge einer zufälligen Ursache plötzlich auftritt. Das letztere war bei uns der Fall. Daher können bei der Beurteilung des Hungerstreiks nicht die Vernunftgründe von Menschen angewandt werden, die sich nicht in einer ähnlichen Lage befunden haben.

Die Hauptsache bei einem solchen Vorgehen ist, daß es wie jedes anormale und außergewöhnliche Verfahren allerlei Unerwartetes in sich birgt. Daher verliert die Verwaltung, die dem Verlauf dieses Dramas beiwohnt, das Vertrauen auf den kommenden Tag. Für sie wie für alle Beamten überhaupt ist gerade dieses Vertrauen, diese Sorglosigkeit das Wertvollste. Jetzt müssen sie sich plötzlich 5, 6, 7, 8, 9 Tage von Minute zu Minute mit dem drückenden Gedanken und der aufregenden Frage befassen: „Wie wird die höhere Behörde, die sich stets gewichtig ausschweigt, den Hungerstreik selbst und das Unerwartete beurteilen, das daraus hervorgehen kann?“ Der Hungerstreik als Protest gegen rohe oder ungesetzliche Behandlung, ohne Beschwerde zu erheben, führt am sichersten zum Ziel, was auch durch viele schwere Erfahrungen bewiesen ist.

Auch wir verbrachten neun schreckliche Tage in den verschiedenen Empfindungen, welche die Hungerqualen begleiten. Neun lange Tage durchlebten wir von Stunde zu Stunde, von Minute zu Minute komplizierte und qualvolle

Gefühle, einsam, mit nichts beschäftigt, und durch nichts von der krankhaften Selbstbeobachtung abgelenkt.

Um nicht aus dem Ton des objektiven Erzählers zu fallen, werde ich auch in diese dramatische Episode keine lyrische Note bringen. Die Physiologie hat längst den Prozeß des Hungerns genau beschrieben sowie alle psychischen Erscheinungen, die damit verbunden sind. Ich könnte auch kein einziges Detail hinzufügen.

Während der letzten Tage lagen alle Hungernden fast regungslos wie schwer Kranke. Vom ersten Tage an, als ich die Annahme der Nahrung verweigerte und dem Wachtmeister sagte, ich würde sie ins Klosett schütten, hörte man auf, mich, sowie die anderen Streikenden zu beköstigen. Aber zu denselben Stunden wie früher brachte man denjenigen die Nahrung, die an dem Streik nicht teilnahmen. Es gab deren bloß vier. Am achten Tage, glaube ich, brach Buzinski zusammen, der ohnedies schon krank gewesen war. Der Arzt trat in seine Zelle und sagte, er könnte ihm nicht helfen, solange sich der Kranke selbst absichtlich schwächte.

Damals öffnete sich Starodworski in selbstmörderischer Absicht mit einem Nagel die Adern an der Hand und verlor viel Blut; der Versuch wurde aber rechtzeitig bemerkt. Dadurch trat zutage, daß die Kräftigeren unter uns das Leben der Schwächeren oder Temperamentvolleren gefährdeten. Nicht alle hatten daran vorher gedacht. Als nun diese Perspektive unmittelbar allen vor Augen, dicht an der Schwelle des fatalen Endes stand, lenkte man schnell ein; überdies hatte sich die allgemeine Stimmung nach neuntägigem Hungern sehr verändert. Aus unserem Winkel, wo sich die schwächsten Kameraden, Buzinski und Morosow, befanden, kam am neunten Tag der Vorschlag, den Protest einzustellen, und der Hungerstreik war zu Ende. Bloß Vera Nikolaiewna und Jurkowski hungerten noch zwei Tage, bis sie den Bitten der Kameraden nachgaben. Wie es oft der Fall ist, brachte der Hungerstreik keine unmittelbaren

Resultate, es sei denn, daß er Buzinskis Gesundheit vollends zerstörte, der dann auch nicht mehr lange lebte. Allein der Streik ging nicht spurlos vorüber und hat als ein Glied in der Kette der Ursachen, welche die strengen Gefängniszustände untergruben, seine Rolle gespielt. Eingriffe in die Bibliothek kamen nicht mehr vor. Es häuften sich ohne Wissen des Polizeidepartements viele Werke an, die ein eifriger „Beschützer" erbarmungslos entfernt hätte; einige waren im Katalog gar nicht mit dem richtigen Titel eingetragen. Alle früher entfernten Bücher erhielten wir nach ungefähr drei Jahren von Pachalowitsch wieder, der sie aus der Kanzlei brachte, wo sie diese ganze Zeit unberührt und selbstverständlich unbenutzt gelegen hatten. Wozu haben also unsere gestrengen Herren dieses Experiment in anima vili gemacht?

V.

Die Anschauungen der Regierung, welche für das gesamte Leben in Rußland ausschließlich maßgebend sind, spiegelten sich besonders deutlich auch in der Behandlung unserer Bibliotheksfrage wider. Was der eine Departementschef nicht bewilligte, das bewilligte der andere, sein Nachfolger. Das Objekt seiner Bewilligung, das Buch, das einmal ausgefolgt war, lag unantastbar in der Bibliothek. Man durfte es immer nehmen und zweimal, sogar dreimal lesen.

Nicht so stand es um die Zeitschriften. Die alten, bereits gelesenen hatten kein Interesse mehr für uns. Wir brauchten neue. Und das Verbot, das sich auf diese bezog, traf uns sehr schwer; was eine solche Entbehrung für uns bedeutete, dessen war sich die Obrigkeit selbst wohl kaum bewußt. Sogar der Metropolit, der gewöhnlich zurückhaltend und nicht geneigt war, die Obrigkeit zu verurteilen, nannte bei seinem Besuch im Jahre 1904 dieses Verbot von Zeitschriften eine zwecklose Grausamkeit. Zum erstenmal gab man uns eine Zeitschrift gleich nach ihrem Erscheinen, ich

glaube, im Jahre 1890. Diese sogenannte Zeitschrift war der „Palomnik“ (Der Wallfahrer)[1]), sie wurde uns vom Geistlichen auf meine Bitte zugeschickt. Sie war zwar arm an Inhalt und entsprach nur wenig unseren Weltanschauungen, aber alle ohne Ausnahme lasen sie, so stark war in uns die Begierde, Papier zu sehen, das vor kurzem die Presse verlassen hatte, und so sehr hegten wir die trügerische Hoffnung, darin irgendwelche Nachklänge aus dem öffentlichen Leben zu finden. Man fand diese allerdings, oder genauer gesagt, man kombinierte sie, und nachdem wir uns an dem ganzen Jahrgang einer solchen Zeitschrift satt gelesen hatten, zogen wir den Schluß: „Muß aber die Muckerei überall in Rußland verbreitet sein!“

Das Bedürfnis, ein Kind seiner Zeit zu sein, nicht aber einer Kategorie von Menschen anzugehören, die ausschließlich im Geiste alter Zeiten leben, war bei jedem so stark, daß schon der Anblick der Ziffer 1890, die man bis dahin noch nicht gedruckt gesehen hatte, Freude bereitete. Es war wie ein Faden, der uns mit der Gegenwart verband und uns die angenehme Illusion gab, daß wir gleichen Schritt mit dem Zeitalter hielten und an seinem Leben teilnahmen.

Damit wurde eines der drückenden Gefühle erleichtert, das Gefühl der gewaltsamen Entfremdung vom ganzen kulturellen und sozialen Leben der Menschheit. Das war die erste Schwalbe. Den Frühling machte sie noch nicht, aber mit der Zeit kamen noch andere geflogen. Im Jahre 1892 hatten wir schon verschiedene Zeitschriften des vergangenen Jahrganges. Und es gab deren damals so viele: „Swjesda“ (Der Stern), „Sjewer“ (Der Norden), sogar die beiden Witzblätter „Budilnik“ (Der Wecker) und „Strekosa“ (Die Libelle) u. a. Wir erhielten sie teils aus dem Polizeidepartement, teils von unsern Beamten, andere wieder wurden von der

---

[1]) Eine religiöse Wochenschrift.

Kanzlei abonniert. Sowohl die Beamten wie auch die Kanzlei gaben sie uns angeblich zum Einbinden: die Buchbinderwerkstätte stand zu jener Zeit in voller Blüte, und einige arbeiteten dort fast ununterbrochen.

Hangart hatte die formelle Erlaubnis erhalten, uns die illustrierten Zeitschriften zu geben. Anfangs folgte man uns *auch alle vom verflossenen Jahr auf einmal aus.* Bei der Fülle von Zeitschriften und bei unserem leidenschaftlichen Verlangen, darin möglichst viel Interessantes zu finden, verschlangen wir viel Unsinn und vergeudeten zum Durchsehen derselben soviel Zeit, daß wir nachher wahrscheinlich um ein beträchtliches dümmer waren. Die ernste Lektüre trat in den Hintergrund, und solche Organe, die ich unter anderen Umständen nicht einmal berührt hätte, nahm ich hier nicht bloß zur Hand, sondern ich las sie sogar, verführt durch ihre Neuheit. Alles Neue hielt ich auch für das letzte Wort, und was auch immer in den Zeitschriften behandelt wurde, kam mir wie ein Widerhall des Lebens vor, das uns durch die Unerreichbarkeit und das Unbekannte anzog. Schließlich wurde ihre Flut so groß, daß bei uns bald Übersättigung eintrat; es wollte doch jeder Unteroffizier, sogar jeder Verwandte eines Unteroffiziers seine Bücher unentgeltlich binden lassen. Später, als wir gegen Bezahlung arbeiteten und die Zahl derer abnahm, die sich mit dem Buchbinden befassen wollten, hörte die Überflutung auf, und wir fingen an, unter den Zusendungen eine Auswahl zu treffen.

VI.

Als diese Überflutung begann, machte sich gleich das Bedürfnis nach einer besonderen Amtsperson fühlbar, welche die Einläufe und Auslieferungen dieses literarischen Materials und hauptsächlich die Verteilung desselben unter die Lesedurstigen zu leiten hatte. Das war keine geringe Aufgabe, weil jeder je eher, desto lieber der erste Leser sein wollte.

Darum war die Nachfrage nach den Zeitschriften mit reichhaltiger Chronik allgemein. Einen häufigen Austausch in einem Gefängnis einzurichten, welches noch nicht aufgehört hat, ein Einzelgefängnis zu sein, war gar nicht leicht. Um das zu bewerkstelligen, verwandelte sich unser Bibliothekar in einen „Verkehrsbuchhalter", der die Zeitschriften in Umlauf brachte, ihn ordnete, überwachte und bei der geringsten Abweichung die Zeitschriften wieder auf den richtigen Weg leitete.

Die diensthabenden Wächter trugen in Mappen die Zeitschriften aus, gewöhnlich während der Verteilung des Morgentees. Nicht selten geschah es, daß der Wächter die Mappen verwechselte und nicht an die richtigen Adressen übergab, indem er z. B. irrtümlich 11 statt 17 las. Natürlich schlug der Adressat Lärm, der das ihm Gebührende nicht erhielt, und verlangte das fehlende Heft vom Bibliothekar. Dieser begab sich auf die Suche, aber er konnte es anfangs nur durch Klopfen tun, weil kein anderes Mittel der Anfrage gestattet war. Das Klopfen konnte nicht jeder hören oder verstehen, die Mappe kam daher nicht zum Vorschein, und der Bibliothekar zerbrach sich den Kopf, wohin sie geraten sein könnte. Sie blieb bei Zerstreuten mitunter mehrere Tage liegen. Eine einzige Störung konnte im weiteren Verlaufe eine Verwirrung nach sich ziehen, die zu lösen immer schwieriger wurde. Nervöse Menschen regten sich dabei auf, gerieten in Zorn, klagten Schuldige und Unschuldige an. Und da für viele diese Literatur das Lebensinteresse bildete, wurden solche Kleinigkeiten aufgebauscht, wuchsen an und gaben manchmal unserem täglichen Leben die Stimmung. Aber wenn keine Störungen vorkamen und alles glatt ging, erhielt jeder seine Portion, manchmal zwei, sogar drei, wenn viele Zeitschriften im Umlauf waren. Der ununterbrochene Umlauf der Bücher erfaßte uns wie ein Wirbel und gab uns die Illusion der Pflicht, täglich das bestimmte Quantum trotz aller zufälligen Schwärmereien für

Handwerk oder Gartenarbeit zu lesen. Manchmal kam man nach schwerer Arbeit ganz erschöpft, voll Schmutz und Schweiß zurück; statt sich Ruhe zu gönnen, mußte man seine Portion geistiger Nahrung verschlingen, sonst erhielt man sie nie wieder, und man konnte glauben, daß man vielleicht gerade da das Allerinteressanteste versäumt hätte.

Bevor man uns diese gedruckten Organe gab, machten wir den Versuch, eine eigene, mit der Hand geschriebene Zeitschrift herauszugeben. Die Initiative ging von Lukaschewitsch und mir aus. Wir gaben sie in unserer trübsten Zeit heraus. Der Verkehr miteinander war damals noch äußerst schwierig, und selbst die Übergabe des Heftes war mit Mühen verbunden. Die Zeitschrift hatte natürlich keine „Richtung" und unterschied sich nach ihrer Qualität kaum von einem Studentenorgan, in welchem junge Leute zum erstenmal ihre literarische Feder versuchen. Da wir nur eine kleine Schaar, keine Literaten von Beruf, dazu noch zum größten Teil Grünschnäbel waren, durfte man kaum von einem solchen Organ irgend etwas Ernstes erwarten. Es entsprach vollständig den Diskussionen und Debatten, die wir später mündlich führten, als die Scheidewände, die uns trennten, fielen und wir in Gesellschaft von 3 bis 4 Kameraden alle Fragen behandeln konnten. Das waren Dispute, wie sie in gebildeten Kreisen üblich sind, wobei es mehr Lärm als Inhalt gibt, da die Disputierenden zu gleicher Zeit sprechen, ohne einander anzuhören, und der Appell an die geistigen Fähigkeiten des Gegners als schwerwiegender Beweis gilt. Nach unserem ersten Versuch bildete sich gleich eine zweite „Redaktion", und eine zweite Zeitschrift erschien, die mit der ersten eine Polemik begann. Diese Polemik wurde auf Papier in derselben Weise geführt, wie später mündlich, d. h. mit Schwung und Feuer, die dafür zeugten, daß die Verfasser mehr Temperament als Kenntnisse besaßen. Ich entsinne mich jetzt nicht, wie viele Nummern von der einen und der anderen Seite her-

ausgegeben wurden. Sie erschienen nicht regelmäßig, sondern je nach dem Vorrat an Stoff. Als wir aber Überfluß an Zeitschriften hatten, gingen unsere eigenen ein.

Wir versuchten zu Beginn, eine „Literarische Rundschau“ und eine „Chronik“ zu führen d. h. Auszüge und Referate aus gedruckten Werken zu machen, und veröffentlichten sie in unseren Zeitschriften, aber auch das hielt nicht lange an. Sie wurden später eingestellt, und die Verfasser nahmen ihre Aufsätze zurück.

Als wir im Jahre 1902 wieder der Zeitschriften beraubt wurden, schrieb ich einige Aufsätze aus dem Gebiet der Statistik, aber eine Zeitschrift entstand bei uns nicht mehr: jetzt waren wir dafür zu wenige. Überdies fuhren unsere Schriftsteller Morosow und Lukaschewitsch unausgesetzt fort, an ihren wissenschaftlichen Werken zu arbeiten, und sie fanden daher kein Interesse mehr an Zeitschriften.

Das Polizeidepartement erlaubte uns im Jahre 1898, die wöchentliche Beilage der „Times“ zu abonnieren, und glich so jeden Unterschied zwischen Zeitung und Zeitschrift aus. Deshalb gab uns Obuch anstandslos am 1. Januar 1900 die „Nowoje Wremja“ des vergangenen Jahres, zwar unvollständig, aber immerhin in einer großen Anzahl von Nummern. Fügt man die Zeitschriften hinzu, welche wir durch den Arzt Besrodnow vom Wandermuseum erhielten, so kann man sagen, daß wir in dieser Hinsicht nicht schlecht daran waren, und man muß die Periode von 1898 bis 1901 das „Zeitalter der Aufklärung“ in unserer toten und abgeschlossenen Welt nennen.

VII.

Zugleich mit diesen Milderungen hörten auch die uns umgebenden Unteroffiziere auf, die Zungen im Zaum zu halten, und ließen sich immer häufiger in Unterhaltungen über Fragen aus dem örtlichen, wie aus dem gesellschaftlichen Leben mit uns ein. Sie beurteilten die Administration

nach ihrem wahren Werte und weihten uns in alle Einzelheiten ihrer Finanzoperationen bei den Umbauten, Lieferungen usw. ein, ohne sich bei der Bezeichnung derselben mit dem üblichen strafrechtlichen Terminus Zwang aufzuerlegen. Besonders als der Burenkrieg entstand und die Sympathien mit den Buren uns unwillkürlich näher brachten, lasen wir mit ihnen nicht selten zusammen im Korridor der „Scheune“ unsere Zeitung wie auch jene, die sie mitbrachten. Daran schlossen sich Kritiken und Auseinandersetzungen. Jedesmal, wenn wir uns bemühten, die Vorzüge des englischen Regierungssystems im Vergleich zu dem russischen zu betonen, sahen sie beschämt zu Boden. Nur ab und zu rief unerwartet irgend ein Temperamentvoller unter ihnen, der sich durch die Aufzählung der von den russischen Machthabern verübten Missetaten hinreißen ließ: „Solche . . . solche . . . prügeln müßte man sie!“

Wir lachten, aber wir sahen, daß es nur ein Ausbruch des „gefangenen Gedankens“ war, und daß nach einem solchen Aufflammen der hingerissene Gendarm im Stande gewesen wäre, sich selbst mit Tränen der Reue zu denunzieren. Ihre „politische Reife“ kann ich am besten charakterisieren, wenn ich eine Unterhaltung mit einem solchen gesprächigen Verächter russischer Zustände schildere.

In Schlüsselburg hatte man kürzlich den staatlichen Verkauf von Branntwein eingeführt, und er schimpfte auf diesen Branntwein, was er nur konnte. Da ich den „Finanzboten“ genau gelesen hatte, in dem er bis zum Himmel gepriesen wurde, erzählte ich von der darin geschilderten Expertise: Ein Dutzend kundiger Trinker im Departement der indirekten Einnahmen hatte die Erzeugnisse aller russischen Brennereien gekostet und einstimmig die Erklärung abgegeben, daß es keinen besseren Schnaps gäbe als den staatlichen. Der Unteroffizier hörte das ruhig an und erwiderte noch ruhiger: „Ja, wenn man mich dazu eingeladen hätte, würde ich auch gesagt haben, daß es keinen besseren als den staat-

lichen gibt!“ Auf meine erstaunte Frage, weshalb er das getan hätte, antwortete er ebenso kaltblütig, als ob er sich über meine Naivetät wunderte: „Dafür bekommt man doch Titel und Belohnungen!“

VIII.

Nachdem unser Publikum die zuletzt ausgefolgten Zeitschriften zur Genüge gelesen hatte, strebte es dem „Klub“ zu, um sich des angesammelten Ballastes zu entledigen. Der eine hatte dies, der zweite etwas anderes, mancher vielerlei zu flüchtig gelesen, und es waren keine klaren Erinnerungen zurückgeblieben. Ein eifriger Austausch von „Neuigkeiten“ begann: „Haben Sie gehört?“ „Haben Sie gelesen?“ ... „Haben Sie es bemerkt?“ ... „Haben Sie es nicht übersehen?“ ... usw. Wenn alle Genossen darüber gelesen oder davon gehört hatten, so zeigte sich manchmal, daß irgend einer etwas nicht zu Ende gelesen oder nicht richtig verstanden hatte. Dann entflammte ein Disput, es folgte ein gegenseitiges Ausfragen, hierauf die unvermeidliche Wette: „Ich wette, daß es wörtlich so heißt“ ... Der andere bestritt das. Man lief in die Zelle oder zu den Nachbarn, um die gedruckte Urquelle zu suchen; die Wahrheit ward festgestellt, und man las dann aufmerksamer.

In solcher Weise entstand eine Illusion des Erlebens „zeitgenössischer Ereignisse“. Denn man vergaß, daß das Ereignis, über welches debattiert wurde, vielleicht schon vor einem Jahr geschildert worden und bereits in den Lethe versunken war; man übersah auch, daß man auf Grund jener zufällig in die Presse geratenen „Bruchstücke“ weder eifrig streiten noch die Gegenwart beurteilen durfte. Aus dem „Wallfahrer“ konnte man sich keine Vorstellung von der Gegenwart machen, ebensowenig aus den Zeitungen von damals. Menschen, die vom lebendigen Verkehr und von den Gerüchten vollständig abgeschlossen waren, mit denen

sich damals die russische Gesellschaft nährte, boten sie ein sehr dürftiges Material.

In dem Augenblick, da ich diese Zeilen niederschreibe, sind alle Zeitungen von Telegrammen und Mitteilungen politischen Charakters voll. Wenn die Regierung jetzt imstande wäre, eine Zensur wie die damalige einzuführen, so würden alle Zeitungen in gleicher Weise viele Nachrichten über den Eisgang der Flüsse, über die Eröffnung der Schiffahrt, über Feuersbrünste und Überschwemmungen, über die Ankunft und Abreise der Staatsoberhäupter usf. enthalten.

Und wer in Schlüsselburg solche Meldungen liest und von den Lebenden abgeschnitten ist, bleibt ebenso aller Nachrichten über die brennenden Fragen beraubt, um derentwillen sich die Gesellschaft aufregt. Wenn der russische Leser jener Zeit überhaupt vieles zwischen den Zeilen lesen mußte, so waren wir besonders gezwungen, uns darin zu üben und durch verstärkte Tätigkeit der Phantasie eine besondere Zwischenzeilen-Chronik zu schaffen. Die Lektüre der Zeitschriften erschloß auf diese Weise ein neues Gebiet für die Tätigkeit der schöpferischen Phantasie. Und da sie sich nicht bei allen gleichmäßig äußerte und nicht bei allen in gleicher Richtung, so lasen wir sehr oft aus denselben Quellen verschiedene Dinge heraus. Besonders scharf trat dies im letzten Jahre hervor, als zwei allzu patriotisch gesinnte Genossen für bare Münze nahmen, was offiziell über den Krieg berichtet ward, und mit den Skeptikern heftig stritten. Diese sahen die Berichte als eine Reihe von Lügen an und beurteilten die Helden von Jalu, Port Arthur und viele andere, so wie sie es vom allgemein historischen Standpunkt aus verdienten — ganz unabhängig von den offiziellen Darstellungen. Und dieser Standpunkt führt mit zwingender Klarheit zu dem Schluß: Wahren Heldenmut darf man nicht in dem Heer eines Staates suchen, der auf dem Knutensystem, der Unwissenheit und

der Rechtlosigkeit aufgebaut und in welchem alles von oben bis unten käuflich und verlogen ist.

IX.

Alle periodischen Erscheinungen, welche wir zu verschiedenen Zeiten hatten, aufzuzählen, würde zu weit führen. Anfang 1902 erhielten wir jeden Tag irgend eine neue Nummer aus dem laufenden Jahr, abgesehen von ganzen Bänden des verflossenen Jahres, darunter: „Times“, „Review of Reviews“, „Die Gartenlaube“, „L'Illustration Européenne“, „Der Landwirt“, „Niwa“. Noch im Jahre 1901 bekamen wir überdies „Das Klima“ (von Dimtschinski) in drei Sprachen und die „Zeitschrift für Viehzucht“.

Ich leitete damals die Bücherangelegenheiten und war bereits gewohnt, täglich etwas Neues zu empfangen, als plötzlich die Katastrophe eintrat — die Auslieferung aller periodischen Schriften wurde eingestellt. Die verängstigte Verwaltung, der man sicherlich von einer bevorstehenden Revision Mitteilung gemacht hatte, beeilte sich, uns alles zu entziehen, was noch vor kurzem unsere Zellen füllte. Gudz zeigte einen solchen Eifer, daß er uns zugleich mit der Menge von Nummern der „Nowoje Wremja“ und „Rossia“ auch die Sammelbände der literarischen Beilagen zur „Niwa“ wegnahm.

Plötzlich blieben wir wie Krebse in einer Sandbank stecken. An einem einzigen Tage ging alles verloren, was in einem langen, hartnäckigen, ins Kleine gehenden Krieg erobert worden war, in welchem uns mehr als einmal die Geduld beinahe gerissen wäre, und welcher unsere Nerven bis zum äußersten zerrüttet hatte. Alles, was wir anstandslos bereits 10 Jahre genossen, alles, was die Direktion freigegeben hatte, und alles, was offiziell die Polizeidepartements-„Dokumente“ gestattet hatten, — das alles wurde mit einemmal einfach durch das Belieben der niederen

Behörde zurückgezogen. Wir hatten so zum hundertsten Mal den Beweis dafür, daß, wo es keine „Garantien“ gibt, das ganze Leben auf Sand gebaut ist und niemand des nächsten Tages sicher sein kann. Besonders charakteristisch ist der russische Zug, alle wegen des Vergehens eines Einzigen büßen zu lassen und im 19. Jahr der Gefängnishaft wieder ein Regime einzuführen, welches selbst in den ersten Jahren kaum zulässig gewesen wäre. Es ist wohl überflüssig, ausführlich zu schildern, wie schwer es uns ward, wieder eine solche Entbehrung zu ertragen. Abgesehen davon, daß damit Anregungen entzogen wurden, die für viele die einzige Freude in der Gefangenschaft bildeten, die Freude, die ihnen die Frische des Gemütes erhielt, mußten wir auch Gewohnheiten aufgeben, die sich im Laufe von mehreren Jahren gefestigt hatten. Die ganze Lebensordnung änderte sich wesentlich, und es eröffnete sich uns wieder die Aussicht auf unendlich lange leere Stunden, die auszufüllen vorläufig nichts vorhanden war.

Nur dank dem Umstande, daß sich unser ganzes Interesse um diese Zeit auf das Schicksal Vera Nikolaiewnas konzentrierte, die Gudz die Epauletten abgerissen hatte, konnten wir verhältnismäßig leicht die erste Woche der Krise ertragen. Als sich jedoch die Angst um Vera Nikolaiewna zu legen begann, und wir uns mit dem Gedanken beruhigten, daß der Zwischenfall im Sande verlaufen würde, entschädigte uns die Freude über diese Lösung für den „literarischen“ Verlust. Überdies hatten wir Grund, anzunehmen, daß die Repressalien gegen uns die Folge von Ereignissen in der Außenwelt waren, und daß man den Machthabern offenbar etwas Ernstes zugefügt hatte, wenn dies eine an uns genommene Rache sein sollte.

X.

Als anfangs Plehwes Haltung uns gegenüber noch nicht klar hervortrat, versprach man uns, das Verbot in nicht

allzuferner Zeit zurückzuziehen. Aber dann hörten selbst die Versprechungen auf. Aus Gewohnheit ließ man uns noch den „Landwirt“ als eine Zeitschrift, die das Düngen und verwandte Dinge behandelte und daher eine unmittelbare Beziehung zu unserem wirtschaftlichen Leben hatte. Aber im „Landwirt“ schnitt man auch die Chronik oder irgend einen Leitartikel aus; später wurde uns auch diese Zeitschrift entzogen. Sie sagten uns, „der Landwirt“ erscheine nicht mehr, wir erfuhren aber später, daß das eine Lüge war. Es blieben uns bloß die streng wissenschaftlichen Zeitschriften: „Knowledge“, „Die Naturwissenschaftliche Wochenschrift“, „The Chemical News“ und „Zeitschrift der physikalisch-chemischen Gesellschaft“. Man gab uns diese ausländischen Zeitschriften zwar bald nach ihrem Eintreffen, jedoch etwas verspätet, unter dem Hinweis darauf, daß sie vorher durchgesehen werden. Wie der Inspektor sagte, las ein Engländer aus der benachbarten Fabrik, die einer englischen Gesellschaft gehörte, die englische Zeitschrift zuerst. Es war uns peinlich, zu vernehmen, daß sich ein Engländer gefunden hatte, der das Amt eines Agenten im Interesse unserer Gendarmen versah. Im „Knowledge“ waren nicht selten die Inseratenblätter herausgerissen, augenscheinlich von dieser improvisierten russisch-englischen Zensur. Sogar die Berichte der Buchhandlung Wolff wurden damals nicht zugelassen. Aber wer spricht von Berichten! Das ist ja ein periodisches Organ — man verbot sogar alle Kalender mit Ausnahme der kleinen Abreißkalender. Wir scherzten darüber: Uns regiert wahrscheinlich eine geheime Gesellschaft — etwa wie die italienische „Maffia“ — welche verhindert, daß man ihre Namen erfahre, die gewöhnlich in den Kalendern gedruckt sind.

Im Jahre 1904 entzog man mir selbst die „Kirchennachrichten“, das offizielle Organ der heiligen Synode, die ich schon seit vielen Jahren regelmäßig bekommen hatte. Da man keinen Grund für diese Verweigerung anführen

konnte, so brachte mir der Inspektor die Antwort, angeblich vom Geistlichen, zu welchem ich ihn mit der Bitte geschickt hatte: „Väterchen hat die Zeitschrift dieses Jahr nicht abonniert.“ Das war eine offenkundige Lüge, eine jener Lügen, welche wir von den Beamten täglich in allen geschäftlichen Angelegenheiten schweren Herzens hören mußten. Im nächsten Jahre wandte ich mich selbst an den Geistlichen, es war ihnen aber unangenehm, denselben „Grund“ anzugeben; sie versprachen daher, mir die „Kirchennachrichten“, aber erst nach aufmerksamer Durchsicht zu geben, und diese zog sich in die Länge und dauerte manchmal mehrere Monate. Sie waren so träge und stumpfsinnig, daß sie nicht einmal eine solche Arbeit ohne große Anstrengung leisten konnten. Etwas aus den heiligen Blättern herauszureißen, wäre ihnen tadelnswert erschienen, und darum hielten sie ganze Nummern zurück, wenn sie darin von ihrem Standpunkt aus etwas Unzulässiges fanden. Auf meine direkte Frage an Prawotorow: „Warum konnten Sie mir nicht einmal die Synodennachrichten vollständig geben?“, antwortete er mit einer besonders vielsagenden Miene: „Man darf nicht. Die kümmern sich um Dinge, die sie nicht angehen!“ Das bedeutete: die Synodennachrichten erlaubten sich, über Angelegenheiten zu urteilen, die über die streng kirchliche Sphäre hinausgingen.

Im Laufe dieser ganzen zwei Jahre gab man uns außer den genannten, nur zwei Zeitschriften, eine englische und eine amerikanische, die wahrscheinlich von den Engländern, den Angestellten in der Schlüsselburger Baumwollfabrik, bestellt waren. Da wir noch vor der Katastrophe „Mir Boshe“ und „Russkoe Bogadstwo“ für das Jahr 1902 bestellt hatten, gab man sie uns schließlich doch. Aber mein Gott, in welchem Zustand! Auf Grund der mündlichen Vollmacht seitens des Polizeidepartements, auf die sich unsere Vorgesetzten beriefen, rissen sie aus denselben nicht nur die ganze Chronik heraus, sondern auch alle Artikel, die ihnen

unbequem erschienen. Es waren sogar Artikel wie „Beaconsfield *als Staatsmann*“ *herausgerissen*, *offenbar wegen des* Wortes „Staat“. Mehr als eine Generation der russischen Schriftsteller hat viele qualvolle Stunden erlebt, ehe die Zensur ihre Geistesprodukte freigab; aber eine solche wie unsere hat es bisher noch nicht gegeben. Ihrem Eifer und ihrer Vernunft nach ließ sie sich bloß mit unserer Verwaltung vergleichen, die uns verbot, Moosbeeren zu verwerten oder Küchlein zu züchten.

XI.

Besonders sorgfältig schützte man uns im Jahre 1904 seit dem Ausbruch des Krieges vor allen Nachrichten über den Krieg und selbst vor Anspielungen auf denselben. Von dem Beginn des Krieges erfuhren wir im Februar desselben Jahres durch einen Zeitungsausschnitt, den uns ein guter Geist zuschob. Der Ausschnitt war ganz winzig und enthielt bloß die Mitteilung, daß die Zeitung Bilder der wichtigsten Operationen der russischen wie der japanischen Armeen von dem Anfang des Krieges am 27. Januar an, veröffentlichen würde. Noch nie hat eine Zeitung einem Leser so reichhaltiges Material geboten, wie uns dieser kleine Ausschnitt. Dieselbe dienstbereite Hand war es wahrscheinlich, die uns im Herbst 1902 auch die Nachricht von der Ermordung Sipjagins heimlich zukommen ließ — in Gestalt eines ebenso winzigen Zeitungsstreifens. Dann, während der ganzen Amtsdauer Plehwes, d. h. 2½ Jahre, hatten wir gar keine Nachrichten darüber, was in der Außenwelt geschah. Den Verlauf des Krieges verfolgten wir auf den Gesichtern der Unteroffiziere, die täglich vor unseren Augen die Zeitungen lasen. Und man muß sagen, wir beurteilten ihn ganz richtig. Auf ihren Gesichtern las man täglich immer dasselbe trostlose: „Kein Erfolg!“ Bloß den Tod Makarows erfuhren wir aus dem Inhaltsverzeichnis

der „Zeitschrift der physikalisch-chemischen Gesellschaft“, aus welcher man den Aufsatz, der den wissenschaftlichen Verdiensten dieses Admirals gewidmet war, ganz herausgerissen hatte. Wo, wie und unter welchen Umständen er starb, war uns nicht bekannt.

Im Laufe des ganzen Jahres 1904 erfuhren wir nichts mehr über den Krieg; in den Briefen an uns wurde jede Andeutung sorgfältig ausgestrichen. Endlich gelangten wir auch zur Kenntnis, daß der Krieg offiziell erklärt war; das war im November 1904, als man uns wieder die Erlaubnis gab (die in der Tat amtlich nie aufgehoben war), Zeitschriften des vergangenen Jahres zu lesen. Wem wir diese Wiederherstellung der Rechte zu verdanken hatten, weiß ich nicht. Jacowlew schrieb sie natürlich sich zu. Aber wir wußten bereits zu gut, daß er nur entziehen und zurücknehmen, aber keineswegs wieder gewähren konnte. Wir waren auch überzeugt, daß wir ihm die Entziehung der periodischen Presse während der 2½ Jahre zu verdanken hatten. Aber auch jetzt bemühte er sich, die Zeitungen aus dieser Erlaubnis ganz auszuschließen, und „das vergangene Jahr“ interpretierte er im buchstäblichen Sinne, d. h. er gab bloß das frei, was genau vor einem Jahr erschienen war. Anfänglich wollte er die Zeitungen bloß von Woche zu Woche ausfolgen, später wurde er weicher und übergab sie uns auf einmal für einen Monat, wobei wir in den letzten Tagen jedes Monats das erhielten, was in dem nächsten Monat des vergangenen Jahres erschienen war, d. h. wir konnten jetzt regelmäßig die Schilderungen von Ereignissen lesen, die sich vor nicht weniger als elf Monaten zugetragen hatten.

XII.

Das rief die eigenartige Illusion hervor, als befänden wir uns auf einem so entfernten Planet, daß die Lichtstrahlen zu ihm erst ungefähr nach einem Jahr gelangen. Wir ver-

folgten Schritt für Schritt in der richtigen Reihenfolge die Kette der Ereignisse und vertieften uns so sehr in die Sache, daß wir die Ereignisse fast für die allerneuesten hielten. So fragten wir einander: „Was gibt es Neues“?, und das, was wir soeben gelesen hatten, schien uns soeben, in diesem Monat selbst, geschehen. Als Port Arthur bereits gefallen war und die Mukden-Katastrophe hereinbrach, und selbst Blinden bereits der völlige Mißerfolg der russischen Waffen endgültig klar war, lasen wir eben die Berichte über den ersten Kriegsmonat und die Schilderungen des allgemeinen Jubels, den angeblich die Kriegserklärung überall hervorgerufen hatte.

Es gab in Rußland außer uns kaum noch jemand, der Gelegenheit gehabt hätte, das ganze „patriotische“ Gebrüll der ersten Tage des Krieges zu einer Zeit zu lesen, als der Schiffbruch aller Hoffnungen bereits vollständig war, und die Lakaienhaftigkeit und die Dummheit der demutsvollen Schriftsteller besonders grell und charakteristisch hervortraten, zumal wenn sie ihre eitlen Gedanken als Willen und Wunsch Gottes ausgaben und verkündigten, daß sie diesen wilden Heiden die Macht der rechtgläubigen Religion zeigen würden.

Die Gendarmen selbst wurden unter dem Eindruck der Niederlagen und der Ereignisse redseliger und erzählten hin und wieder etwas von den jüngsten Begebenheiten, über die wir erst nach einem Jahre gelesen hätten. So erfuhren wir das Wichtigste auch über Mukden, über Proshdestwenskis Operationen zur See und über Tsussima. Nach jeder größeren Niederlage konnte der Wächter, in dessen Brust ein Soldatenherz schlug, seine Entrüstung nicht im Zaume halten und ließ sich trotz des strengen Verbots zu lauten Gesprächen mit einem anderen fortreißen, so daß auch wir manches vernahmen. Dabei fielen sie auch über den unglückseligen Kuropatkin her, der vor kurzem noch ein Idol, ein vom Schicksal verwöhnter Mann, die Hoffnung Rußlands war. Die Offiziere erzählten noch manches, ge-

wöhnlich im Sinne der „Nowoje Wremja“. Die von den Zeitungen beeinflußten Gespräche unserer Unteroffiziere enthielten Vorwürfe für die Bureaukratie. Es war sehr komisch, solche Vorwürfe aus dem Munde unseres Wachtmeisters zu hören, der in seiner Sphäre selbst eine typische Verkörperung des bureaukratischen Regimes war. Wir dachten uns: „Wenn ein Reich mit sich selbst uneins wird, mag es nicht bestehen.“

Im Sommer 1905 vernahm ich endlich Gespräche über Selbstherrschaft und ihre Einschränkung. Die Unteroffiziere hatten dies in den Zeitungen gelesen. Ehedem wäre man deshalb nach Sibirien verschickt worden. Es war klar, wohin das führte. Bald erhielten wir auch auf unser besonderes Ansuchen die im „Regierungsboten“ erschienene Verordnung *über die Bulyginsche Duma*. *Die Berichte* des Wolffschen Verlags, in denen wir für uns ungewohnte Mitteilungen über Freiheit des Gewissens, der Presse u. a. lasen, waren die einzigen, die wir sofort bekamen. Endlich gab man uns sogar ein Buch, „Der Verfassungsstaat“ — einen Sammelband von Aufsätzen, die in allgemein verständlicher Form Dinge behandelten, die für die russische Presse völlig unzulässig waren.

XIII.

Ich erwähnte bereits flüchtig den Briefwechsel mit den Verwandten. Da auch dies zur geistigen Nahrung gehört, will ich hier darüber Einiges sagen.

Wir versuchten selbstverständlich, gleich im Anfang des ersten Jahres der Gefangenschaft, mehr als einmal die Frage des Briefwechsels mit Verwandten zu lösen; vermutlich bemühten sich auch diese darum. Das Ergebnis waren „Mitteilungen“, die aus dem Polizeidepartement hin und zurück liefen. Zwei dieser Blätter mit solchen Mitteilungen haben sich bei mir erhalten, das eine aus dem Jahre 1896, das andere, ohne Jahreszahl, bezieht sich wahrscheinlich auf

das Jahr 1892. In dem ersten steht wörtlich folgendes: „Die Eltern teilen mit, daß sie leben, aber ihre Gesundheit schwächer geworden sei. Onkel Michail Tschesnokow ist in diesem Jahr gestorben. Andere Veränderungen in der Familie sind nicht vorgekommen. Die Eltern versprechen, ihre Photographien sowie die der anderen Verwandten zu schicken."

Man kann sich denken, wie wenig derartige Mitteilungen befriedigen konnten, in denen man absichtlich alles, was verwandtschaftliche Gefühle ausdrückte, beseitigt hatte; überdies hatten wir die Gendarmen, gegen die wir aus Gewohnheit mißtrauisch waren, im Verdacht, daß sie auch hier Fälschungen vornahmen. Endlich nach einem Besuch Goremykins, dem wir auch unsere Bitte wiederholten, wurde der Wechsel von Originalbriefen gestattet. Man gab uns hiervon durch ein formelles Schreiben Kenntnis, in welchem es hieß, daß wir bloß über unsere Beschäftigungen und Familienangelegenheiten schreiben dürfen, und nicht darüber, wo wir uns befinden und welche Nummer wir haben. Den Verwandten wurde eine Mitteilung derselben Art gemacht. Diese Korrespondenz war auf zwei Briefe im Jahre beschränkt. Sie waren an die örtliche Gendarmerieverwaltung oder an das Polizeidepartement zu adressieren. Dann begannen die Quälereien mit den Briefen. Man strich alles aus, was dem Polizeidepartement unerwünscht erscheinen konnte. Da dem „Unerwünschten" keine Grenzen gezogen waren, fiel es schwer, einen Brief zu „verfassen", der geeignet war, dem Departement zu gefallen. Paßten dem Zensor einige Zeilen nicht, strich er sie einfach aus. Wenn es deren viele waren, gab er den Brief zurück mit der Aufforderung, einen neuen zu schreiben.

So stellte man mir einen Brief zurück, weil ich darin meinem Bruder vom Besuch des Metropoliten Mitteilung machte; eine ebensolche Mitteilung an die Schwester ging anstandslos durch. Einen anderen Brief bekam ich zurück,

weil ich Betrachtungen über den Nutzen des Lesens und Schreibens machte. Es waren z. B. solche Sätze gestrichen: „Ich glaube, daß in einem Dorf, wo die Hälfte der Jugend bereits des Lesens und Schreibens kundig ist, Bücher, Bücher und wieder Bücher nötig sind. Und je zahlreicher und mannigfaltiger sie werden, um so größer und mannigfaltiger wird auch ihr Nutzen sein.“ An einer anderen Stelle desselben Briefes schrieb ich als Antwort der Schwester auf den Gruß ihres Knaben an mich: „Wenn mir jetzt Kinder, die fast noch Säuglinge sind, Grüße schicken, so werden hoffentlich mit dem Fortschritt der Wissenschaften auch solche Kinder Grüße senden, die sich noch im Mutterleibe befinden.“ Dieser Satz wurde auch gestrichen.

Später äußerten sich die Unterdrückungen, die sich auf das ganze Rußland erstreckten, wie es zu erwarten war, auch in unseren Briefen. Das Polizeidepartement hatte keine Zeit mehr, sich mit der wiederholten Rücksendung der Briefe zu beschäftigen, und versandte sie in der ersten Fassung, aber mit zahlreichen Klexen, so daß mancher von uns statt eines Briefes ein „Transparent“ erhielt. Damals ereignete sich auch der Fall, daß das Polizeidepartement den Brief eines Verwandten mit einem offiziellen Schreiben zurückschickte, in dem es hieß: „Die Adresse ist dem Polizeidepartement unbekannt.“

Offenbar hatte man uns dort ganz vergessen. Ja, es war nicht leicht, einen Brief zu schreiben, der dem Zensor gefiel. Man mußte entweder Erinnerungen an längst vergangene Zeiten niederschreiben oder wissenschaftliche Fragen erörtern; dergleichen ging ziemlich glatt durch die Zensur. So wurde mancher meiner Briefe einfach ein populärer Aufsatz, der jenseits von Zeit und Raum stand und keine persönlichen Mitteilungen enthielt — wir hatten uns also um dieses Recht vergeblich bemüht.

XIV.

Einige Worte noch über das weitere Schicksal unserer Bibliothek. Nach der Auflösung der Schlüsselburger Verwaltung wurden die Bücher, die man als Staatseigentum betrachtete, ohne Katalog und ohne jede Ordnung in das Polizeidepartement gebracht, so daß eine Kontrolle nicht möglich war. Das geschah in der Absicht, die kostbaren Bücher in den Händen der Direktionsbeamten zu belassen, die sehr wohl wußten, daß sich das gegenwärtige Polizeidepartement, das bei sich geheime Pogromdruckereien einrichtete, nicht um Wissenschaft, nicht um Bücher, nicht um die Rechtschaffenheit seiner Agenten kümmerte — von diesen wurden stets ganz andere Eigenschaften verlangt.

Unsere Bibliothek besaß nach der bescheidensten Einschätzung mindestens für 500 Rubel Bücher, die uns persönlich gehörten. Außer denjenigen, die uns aus dem Polizeidepartement zugesandt und später für das uns bewilligte Geld gekauft wurden, kamen in unsere Bibliothek: 1) Die Bücher, die von vielen Genossen mitgebracht wurden, und mehr als 150 Titel zählten. 2) Die Bücher, welche mit dem Geld gekauft waren, das die Genossen hatten, als man sie nach Schlüsselburg brachte, darunter auch solche, die für das Geld gekauft wurden, welches der Verkauf von Kleidern und anderen Gegenständen Karpowitschs ergab. (Die Kleider aller anderen, darunter auch die meinen, wurden, wie man sagte, verbrannt.) 3) Die Bücher, die wir für den Erlös unserer Arbeit kauften. So wurden im Jahre 1904 aus diesen Summen 25 Rubel verwandt, um die zehnbändigen Erinnerungen von Fabre („Souvenirs entomologiques") und die Zeitschrift der physikalisch-chemischen Gesellschaft zu bestellen. 4) Die Bücher, die uns teils vom Wandermuseum aus Petersburg, teils von Pachalowitsch und anderen höheren Direktionsbeamten geschenkt wurden.

Ich habe noch nicht erwähnt, daß Pachalowitsch uns wiederholt verschiedene Bücher zum Lesen gab. Woher er sie bekam, ist mir unbekannt, aber er gab sie uns gern und brachte eine Menge von Büchern in russischer und französischer Sprache; überdies waren es zumeist Werke, die wir auf offiziellem Wege nie bekommen hätten. Von ihm konnten wir beispielsweise alles Wichtige aus der Nationalökonomie bekommen, von Marx angefangen, der zu dieser Zeit, besonders in der Gendarmerieverwaltung, als ein wahres Gespenst galt. Bis dahin war bei uns diese Disziplin ausschließlich durch Storch vertreten — einen vergessenen russischen Nationalökonomen aus der Zeit Alexanders I. — und durch Thiers.

Daß man sich die Bücher ohne unsere Erlaubnis angeeignet hat, ist in Rußland kein Wunder. Bei Hausuntersuchungen geht selbst den Bürgern, die alle Rechte besitzen, stets etwas von ihrem Eigentum verloren.

Siebentes Kapitel.

Äussere und innere Beziehungen.

„Das Bewußtsein der offenkundigen Verfolgung erhält das Verlangen, Widerstand zu leisten."

Alexander Herzen.

I.

Zur Überwachung unseres Gefängnisses wurde bei seiner Eröffnung, d. i. im August 1884, eine besondere Schlüsselburger Gendarmerieverwaltung gegründet. An ihrer Spitze stand ein Oberst in der Eigenschaft eines Direktors, der zwei Gehilfen hatte, einen höheren und einen niederen. Der erste Gehilfe war der eigentliche Inspektor des Gefängnisses, und der andere leitete das Wirtschaftsleben, darunter auch unsere Küche. Tatsächlich war das Oberhaupt des Gefängnisses natürlich nicht der Inspektor, sondern der Oberst, der mit einer speziellen Instruktion versehen war, welche wir nie gesehen haben, von der wir aber stets sprechen hörten. Jedesmal, wenn wir etwas Neues anstrebten, sagte man uns: „Hier läßt sich nichts tun; unsere Instruktion erlaubt uns entschieden nicht, das zu gestatten . . ." „Ach, meine Herrschaften, wenn Sie erst unsere Instruktionen kennen würden!" . . . . . „Wenn es nach der Instruktion ginge, wie wäre es dann!" . . . Mit einem Wort, die Instruktion erhob sich überall wie der „schwarze Mann", mit dem man kleine Kinder schreckt, wenn sie die Erwachsenen zu belästigen anfangen. Wir aber hörten

selbstverständlich nicht auf, zu „belästigen“. Auf Grund dieser Instruktion verfaßte die Direktion auch eine für uns, die sie von Zeit zu Zeit änderte; die erste war hektographiert, später wurde sie gedruckt, endlich mit Schreibmaschine vervielfältigt. Man befestigte sie in jeder Zelle an der Wand, aber wir rissen sie bald herunter, um zu beweisen, daß wir nicht die Absicht hatten, uns nach ihr zu richten.

Außer der Direktion gab es noch einen Arzt, einen Wundarzt und einen Geistlichen. Es war auch eine Kanzlei vorhanden, in der ein Schreiber waltete, ein einfacher Unteroffizier. Wahrscheinlich wurden manche Angelegenheiten „kollegial“ beschlossen. Aber wie in jeder bureaukratischen Gemeinschaft war schließlich der oberste Chef der Lenker aller Schicksale, dessen Persönlichkeit dem ganzen Regime stets ein gewisses Gepräge verlieh. Unserem Direktor standen noch gegen 30 Unteroffiziere zur Verfügung, welche die Bewachung im Innern — im Gefängnis selbst wie im Hof — zu besorgen hatten. Die genannten Personen hatten stets das Recht des Eintrittes in unseren Gefängnishof und die Möglichkeit, uns zu sehen. Wir hatten keine Gefängniskirche, und in die Festungskirche, welche gerade vor unseren Fenstern stand, ließ man niemand von uns ein, wie überhaupt kein Gefangener das Gebiet des Hofes verlassen durfte.

An jedem Badetag holte man zu unseren Damen eine Frau, gewöhnlich die Frau des Wachtmeisters; aber uns Männern gelang es nur selten und verstohlen, die Frau zu erblicken, weil sorgfältige Maßregeln getroffen wurden, damit wir ihr nicht zufällig im Korridor oder im Hof begegneten. Dieselben Maßregeln traf man auch, um ein Zusammentreffen mit dem Schlosser zu verhindern. Aber man kann nicht jeden Schritt im Voraus berechnen — wir haben ihn gesehen, und er kannte sicherlich jeden von uns. Wenn ab und zu der Militäringenieur bei uns erschien, wurden

wir stets vorher aus dem Hof entfernt und in die Zellen gesperrt, so daß wir ihn bloß von unseren Fenstern aus im Hof oder auf der Festungsmauer erblicken konnten. Ferner kam fast jedes Jahr, manchmal auch zweimal im Jahre, aus Petersburg ein höherer Beamter, gewöhnlich mit einer Suite, wovon unsere Administration stets vorher benachrichtigt war, die in den letzten zehn bis zwölf Jahren auch uns davon regelmäßig Mitteilung machte. Sie alle waren natürlich Personen aus dem „eigenen" Kreis, d. h. aus den Gendarmerie- oder Polizeidepartementssphären. Von den bekannteren waren bei uns: P. N. Durnowo, Galkin Wrasski, General Orshewski, J. N. Durnowo (der Nachfolger von D. Tolstoi), General Schebeko, Goremykin, General Petrow, S. Woljanski, General Pantelejew, der Fürst Swjatopolk-Mirski, General von Wahl.

Aus anderen Kreisen besuchten uns während der ganzen Zeit bloß der Metropolit Antoni (am 9. Juli 1905) und die greise Fürstin M. M. Dondukow-Korsakow. Diese erhielt eine spezielle Erlaubnis und erschien bei uns wiederholt im Sommer des Jahres 1904 und 1905. Unser Zusammentreffen mit ihr erfolgte bei halboffenen Türen und dem offenkundigen Lauschen der Gendarmen, und später, als es ihr gelungen war, die Aufhebung dieser Demütigung zu erwirken, bei geschlossenen Türen und heimlichem Lauschen der Wache.

Wahrscheinlich besaßen einige hochgestellte Persönlichkeiten das Recht, uns kraft ihres Amtes Besuche zu machen. Als Kuropatkin (ich glaube, im Jahre 1902) die Festung als Kriegsminister besuchen sollte, der zu unserem Gefängnis in keiner unmittelbaren Beziehung stand, bereitete sich die Direktion für alle Fälle vor, ihn zu empfangen, und benachrichtigte auch uns davon. Er betrat jedoch nicht das Gefängnis. Alle anderen aber, selbst wenn sie dem Polizeidepartement angehörten, wurden nur eingelassen, wenn sie dem Oberst ein entsprechendes Aktenstück vorzeigten; er hatte das Recht, jedem ohne Rücksicht auf die Rangstufe den Eintritt zu verweigern, der keine solche Legitimation besaß.

Unsere Verwandten wurden natürlich kein einziges Mal zugelassen. Die besondere Bitte M. R. Popows, man möge seiner Mutter mit Rücksicht auf ihr vorgerücktes Alter gestatten, den Sohn zum letztenmal zu sehen und von ihm vor dem Tode Abschied zu nehmen, erfuhr eine Ablehnung. Sie hatte ihn seit mehr als 20 Jahren nicht gesehen.

II.

Im Laufe von 21 Jahren lösten einander Pokroschinski, Dobrodejew, Korenjew, Hangart, Obuch und Jacowlew als Direktoren ab; ferner 6 Ober- und mehr als 8 Untergehilfen und 6 Ärzte, — 4 Ärzte nicht mitgerechnet, die aus Petersburg zur provisorischen Dienstleistung gekommen waren. Von den Unteroffizieren hat bloß einer dort volle 21 Jahre gedient, der überdies noch aus dem Ravelin kam. Alle anderen hatten mehr oder minder kurze Dienstzeit und versahen das Amt natürlich auf ihren besonderen Wunsch.

Der Wechsel kam für uns zumeist unerwartet; das eine bekannte Gesicht eines Wächters verschwand und ein anderes, unbekanntes tauchte auf — das war alles. So zogen vor unseren Augen während der ganzen Zeit wahrscheinlich ungefähr 100 Mann vorbei. Die bisher erwähnten waren die einzigen Menschen, die wir im Laufe dieser Jahre gesehen haben. Ich rechne die Soldaten nicht mit, welche die Außenwache hielten, Schildwache auf der Mauer standen, zur Küche gehörten und den Hof und das Gefängnis reinigten. Sie sahen uns alle, aber uns anzusprechen, war ihnen strengstens untersagt. Einige von ihnen gerieten fast in einen panischen Schrecken, wenn man sich an sie plötzlich mit einer harmlosen Frage wandte. Wie leicht man doch einen Soldaten einschüchtern kann, dem seinem Berufe gemäß selbst der Tod nicht schrecklich erscheinen darf! Übrigens fanden wir unter den Soldaten auch Freunde. Einer von ihnen unternahm es sogar einmal (1902), einen Brief Po-

pows auf die Post zu bringen, machte es aber so ungeschickt, daß er verhaftet und wahrscheinlich streng bestraft wurde. Uns allen wurden wegen solcher Kühnheit sofort alle früheren Milderungen entzogen.

Die übrige Bevölkerung der Festung bestand aus Frauen und Kindern, die wir aus unseren Fenstern sehr gut bemerken konnten, die uns aber nie sahen. Nur wenn der eine oder andere von uns die Freiheit wiedererlangte, gaben sie ihrer natürlichen Neugierde freien Lauf und blickten aus irgend einem Winkel hervor, um wenigstens mit einem Auge den freigelassenen Wundervogel zu sehen, der eine so lange Reihe von Jahren gefangen und den Blicken eines gewöhnlichen Sterblichen unerreichbar war.

III.

Über die Beziehungen der Unteroffiziere zu uns habe ich schon früher einiges mitgeteilt. Im allgemeinen waren sie ein blindes Werkzeug in den Händen unseres Direktors und erfüllten ohne Widerspruch und Überlegung jeden seiner Befehle. Das war kein Wunder. Sie erhielten je 30 Rubel monatlich Gehalt, ferner Wohnung, Heizung, Beleuchtung und sogar Kleidung. Jedenfalls bekamen sie im Winter vom Staate einen kurzen Pelz, und sie hatten gar nichts zu leisten. Am Tage spazierten sie neben uns herum, zumeist mit der Zeitung in der Hand; nachts schliefen sie, besonders in den letzten Jahren, einen Schlaf, aus dem man sie kaum erwecken konnte, obgleich es ihnen auf das Strengste verboten war, während des Dienstes zu schlafen. Solchen, kaum des Lesens mächtigen und der Bauernarbeit entwöhnten Menschen, war es nicht leicht, eine andere, ebenso „satte“ Existenz zu finden. Sie selbst waren sich dessen wohl bewußt. Sogar als die Vorgesetzten strenger wurden, gestand mir einmal (im Jahre 1903) ein graubärtiger Unteroffizier offen: „Wir führen ein gutes Leben, der liebe Gott schenke

einem jeden ein solches!" Sie wurden vom Polizeidepartement ernannt, selbstverständlich nach sorgfältiger Prüfung ihrer Zuverlässigkeit. Der Oberst konnte sie aber selbständig jederzeit nach seinem Ermessen entlassen, obgleich vielleicht nicht ohne höhere Sanktionierung in Petersburg. Da sie sehr viel auf ihre Stellung hielten, war die Drohung der Entlassung stets die stärkste Waffe in der Hand des Vorgesetzten, mit der er sie Tag für Tag in blinder Unterwerfung hielt.

Wenn der Wächter in Erfüllung des Befehles seines Vorgesetzten irgend etwas nicht zuließ, oder irgend etwas verbot, so machten unsere Einwände nicht die geringste Wirkung auf ihn. Ja noch mehr, in den meisten Fällen hatte er seine eigene Meinung, die offenbar mit der Meinung der Obrigkeit nicht übereinstimmte. Nichtsdestoweniger fand jede ihrer Verfügungen in ihnen stets die gefügigsten Vollzieher. Der Wachtmeister Morowski, der sechs Jahre wacker auf seinem Posten als der treue Wächter und Beschützer aller Vorschriften stand, bekannte mehr als einmal in den Augenblicken der Aufrichtigkeit: „Ach, wenn ich Minister wäre, ich hätte schon Verordnungen gegeben ... z. B. hätte ich Euch alle hier auf der Insel freigelassen ... und ernährt Euch dann selbst, wie und womit Ihr wollt!"

Besonders ergötzliche Beobachtungen machten wir bei einem Wechsel der „Windrichtung", wenn plötzlich irgend etwas verboten wurde, was gestern noch gestattet war oder man das gestattete, was noch gestern als Verbrechen geahndet wurde. Unter allen Umständen bewahrte der Unteroffizier eine götzenmäßige Unerschütterlichkeit, und mit keiner Geste verriet er seine subjektive Meinung über die Befehle der Obrigkeit. Überhaupt fand man viel Lehrreiches bei der Beobachtung dieser Gattung von russischen Bürgern, welche ganz unfähig waren, zu begreifen, was gesetzlich und was ungesetzlich ist. Dabei legten sie alle, von den höchsten bis zu den niedrigsten, den Gesetzen viel Bedeutung bei.

„Wir sind doch nicht in England!“ sprach tiefsinnig und belehrend der Rittmeister Gudz aus.

Wir hörten beständig, wie sie bald die Instruktion, bald das letzte Aktenstück aus dem Polizeidepartement, bald den mündlichen Befehl der einen oder anderen Korporalseele „Gesetz“ nannten. Man sagt übrigens, daß selbst die erfahrensten Juristen in den letzten Jahren nicht genau entscheiden konnten, was man in bezug auf einen solchen Staat wie den russischen als Gesetz ansehen durfte.

IV.

Als später das Regime milder ward, und die Unteroffiziere mit uns häufiger sprachen, gaben sie mit der dem Russen eigenen Ungezwungenheit ihren Vorgesetzten die gebührenden Beinamen; damals äußerten einige Unteroffiziere, sie wären kleine Leute, es fiele nicht schwer, sie zu Grunde zu richten, sie wüßten dann nicht, was anzufangen. Kurz, sie brachten Entschuldigungen vor, mit denen sich von jeher jeder Henker, Gendarm, Polizist, überhaupt jeder Vertreter der Staatsgewalt verteidigt, dessen Seele sich gegen diese unmoralischen Befehle empören muß und mit unklaren Begriffen von Dienstpflicht und Eid rechtfertigt. Am merkwürdigsten war folgendes: während sie sich fürchteten, uns etwas aus der höheren Politik oder von Veränderungen, die außerhalb unserer Mauern vorkamen, mitzuteilen, hatten sie keine Furcht, ihre unmittelbaren Vorgesetzten zu verraten; und sie erzählten gleichmütig von deren internen, ja sogar von Familienzwistigkeiten oder der gewissenlosen Wirtschaft im Gefängnis und in der Festung. Wahrscheinlich war das von den Verwaltungsverboten nicht vorhergesehen und galt daher nicht als Übertretung der Dienstpflicht.

Die Offiziere beobachteten die gleiche Taktik gegenüber den höheren Instanzen. Ein Künstler darin war Oberst

Jacowlew, der sich nicht den geringsten Zwang auferlegte und nicht bloß die Beamten des Polizeidepartements, sondern auch den Träger der obersten Gewalt selbst mit den unflätigsten Ausdrücken bedachte. Aber dieses Verhalten gegen die Vorgesetzten hatte nichts mit dem kritischen Geist gemein, der sich eines Menschen bei einer revolutionären Stimmung bemächtigt, seine Individualität steigert, und ihn unfähig macht, ein blindes Werkzeug zu bleiben und eine Rolle zu spielen, welche die menschliche Persönlichkeit erstickt.

V.

Dennoch muß man der Wahrheit gemäß feststellen: ihre Disziplin war in vielen Fällen beneidenswert. Es ist bloß schade, daß diese nicht immer an der richtigen Stelle herrscht — bei den Massenaktionen in den Tagen der revolutionären Kämpfe und in Kreisen, die nichts mit der militärischen Disziplin zu schaffen haben.

Das Seltsamste dabei ist, daß ihre Disziplin unter dem gegenseitigen Spionieren, auf dem das ganze System der Überwachung aufgebaut war, nicht litt. Ohne Rücksicht auf den Rang mußte jeder den anderen denunzieren, und es entstanden eigenartige Zustände. Der Oberst konnte jeden Augenblick seinen *Offizier fortjagen; aber der Unteroffizier* konnte ihm zuvorkommen und Unannehmlichkeiten bereiten, indem er dem Polizeidepartement irgend eine Abweichung von der Instruktion denunzierte. Als unsere starken Stützen zu wanken begannen, nutzten viele von ihnen das Recht der Denunzierung im höchsten Maße aus. Infolgedessen kannte das Polizeidepartement stets alle Einzelheiten unseres Lebens. Deshalb befand sich auch der Oberst stets in der Gefahr, einen Verweis zu erhalten. Hangart rühmte sich, daß er diese Denunziationen außer Gebrauch gesetzt hätte. Wie er es zuwege brachte, weiß ich nicht genau, aber wahrscheinlich geschah dies nicht ohne die Mithilfe des De-

partements selbst, das wohl endlich einsah, welche Korruption es mit solcher Taktik in die Kreise seiner treuen, zuverlässigen Wächter hineintrug. Als die Denunziationen aufhörten und sich die „Milderungen“ und „Linderungen“ vermehrten, murrten viele „rechtgläubige“ Unteroffiziere laut gegen die Neuerungen. Überall gibt es ja geborene Konservative, von denen Mill im „System of logic“ sagte: „Jeder stumpfsinnige Mensch ist unbedingt konservativ.“ Ein solcher konnte sich bei uns beispielsweise lange Zeit nicht damit versöhnen, daß man uns in der Folge den Tee direkt aus dem Laden in der üblichen Verpackung lieferte. „Wie weit man gekommen ist“! empörte er sich; „sie werden die Viertelpfundpakete öffnen, und darin einmal eine Proklamation finden.“

Es gab nach ihren Begriffen nur eine Proklamation, und zwar eine verbrecherische. Diesem Verächter der neuen Zustände erschien es als etwas ungemein gefährliches, wenn in unsere „hermetisch“ geschlossene Anstalt irgend eine Proklamation gelangen würde, selbst eine wie ungefähr die folgende: „Was wollen die Menschen, die mit einer roten Fahne umhergehen?“ Es war die alte harmlose Zeit, als die Proklamation noch ein „Ereignis“ war und das Lesen derselben „eine Tat“.

Für die Entziehung ihrer Denunziationstätigkeit rächten sie sich einmal plötzlich an der Direktion, als im Jahre 1902 Sipjagin seinen Adjutanten zu uns schickte. Den Anlaß boten die bei uns ausgebrochenen Unruhen, die mit dem früher erwähnten Brief Popows in Zusammenhang standen. Der Adjutant befragte jeden Unteroffizier einzeln über unser Leben, und wie man aus den Konsequenzen schließen konnte, kümmerten sich die Unteroffiziere wenig um ihre Obrigkeit und erzählten dem Revisor alle Geheimnisse über die Milderungen und Abweichungen, die man bei uns gestattete. Am wenigsten schonten sie Gudz, der sie mit seinen stündlichen Besuchen im Gefängnis und dem

Fordern des militärischen Grußes, — jedesmal, so oft er vorbeigehen mochte, — belästigte. Das Resultat ihrer „freundlichen Bemühungen“ war, daß der Inspektor Gudz und der Direktor entlassen und durch Prawotorow und Jacowlew ersetzt wurden.

VI.

Trotz des blinden Gehorsams und der gegenseitigen Abhängigkeit waren unsere Unteroffiziere keine einfachen Maschinen, die immer auf den gleichen Druck des Hebels reagierten. Die Individualität kam bei ihnen doch auch zum Ausdruck. Aus einer Gruppe Soldaten kann man gleich bei der ersten Bekanntschaft die brutalsten, bösartigsten und rachsüchtigsten herausfinden, welche bei einem entscheidenden Zusammenstoß bereit wären, das vorgeschriebene Maß zu überschreiten und noch etwas hinzuzufügen.

Wir hatten Zeit genug, jeden von ihnen zu durchschauen. Ihrer Natur nach waren sie trotz ihrer Uniform gewöhnliche russische Bauern, und zwar von jenen, welche freiwillig „Sicilisten“[1]), teils aus Beschränktheit, teils weil es die Behörde fordert, einfangen und dem Stanowoi Pristaw (Polizeikommissar) ausliefern. Im Gefängnis herrschte zwischen uns und ihnen ein chronischer Antagonismus, weil gerade sie die unmittelbaren Vollstrecker der Befehle waren, welche uns Entbehrungen, Entziehungen, Einstellungen und Verbote brachten. Keiner ihrer Einwände, daß sie daran ganz unschuldig wären, daß sie bloß im Sinne der übernommenen Pflicht für ihr tägliches Brot arbeiteten, konnte auf uns einen Eindruck machen, weil ihre täglichen Maßregelungen viel stärker wirkten als die Gründe, mit denen sie sich vor uns rechtfertigten.

Wenn es uns schien, daß der Unteroffizier seine Macht mißbrauchte oder nach eigenem Ermessen oder auf Befehl

---

[1]) Sozialisten.

da „vorbeugte“, wo wir nicht die geringste Vorbeugung haben wollten, riefen wir selbst nach dem Inspektor. Dann gab es eine stürmische Szene. Man vernahm die Rufe: „Was gibt's da schon wieder?“ ... „Sofort den Inspektor rufen!“

Gingen die Wogen sehr hoch, schwiegen die Unteroffiziere. War die Erregung nicht so groß, kam der Wachtmeister und sagte ruhig: „Ich habe nicht das Recht, ihn zu holen, ich darf nur melden!“ Nichtsdestoweniger kam der Inspektor sofort, ließ über sich den Sturm ergehen und sprach zum Schluß gewöhnlich eine Entscheidung aus, die irgend einen Kompromiß schaffte, mit dem der „Rebell“ sich zu versöhnen bereit war.

Die Dienstordnung der Wächter wurde vom Wachtmeister für eine ganze Woche festgestellt, war aber uns unbekannt. Selbst die Namen der Unteroffiziere erfuhren wir nur durch Zufall, und wir kannten kaum mehr als die Hälfte von ihnen. Viele bedachten wir mit Spitznamen.

Gudz hielt besonders sorgfältig ihre Namen geheim. Als ich um ein technologisches Werk bat, das dem Sohn des Unteroffiziers Wlassow gehörte, mit dem ich mich vorher darüber verständigt hatte, und dessen Namen ich längst kannte, versiegelte Gudz sorgfältig mit seinem Siegel das erste Blatt des Buches, auf dem der Name stand. Auf meine Frage: „Wozu tun Sie das? Welche Gefahr wäre es, wenn ich den Namen erfahren hätte?“ antwortete er: „Ja, zuerst erfahren Sie den Namen und dann noch etwas, und ehe man sich umsieht, wissen Sie bereits sehr viel!“ Mit unseren Namen kamen auch merkwürdige Dinge vor. Alle Unteroffiziere kannten uns sehr gut, nicht nur nach unserem Namen, sondern auch nach dem Vornamen des Vaters. Dennoch durften sie sich nicht den Anschein geben, daß ihnen das bekannt war, sondern mußten uns nach den Nummern nennen. Wenn ich einem Kameraden etwas schickte und ihn mit dem Namen nannte, so machte der

diensthabende Wächter manchmal ein unschuldiges Gesicht und sagte, in der Erwartung, daß ich den Empfänger mit seiner Nummer benennen würde: „Kenne ich nicht“ oder „Wer ist denn das?“

VII.

Es geht ja immer so, wenn böse Hunde einen Passanten nicht vorbeigehen lassen, so schlägt er nach ihnen, nicht nach dem Herrn. Wir mußten auch mit unseren Unteroffizieren kämpfen und nicht selten sehr heftig. Dazu zwangen uns zumeist die Vorgesetzten selbst. Freundlich im persönlichen Verkehr, behandelten sie uns hinter dem Rücken als Arrestanten, mit welchen man nicht viel Umstände zu machen brauchte. Wenn es ihnen also nötig schien, uns eine Vergünstigung zu nehmen oder die Zügel straffer zu ziehen, taten sie es nur heimlich und unerwartet. Statt am Vortag formell und laut zu erklären, daß diese oder jene Milderung vom nächsten Tag ab eingestellt würde, gaben sie einfach den Unteroffizieren amtlich den Befehl, vom nächsten Tag ab das einzustellen, was gestern erlaubt war. Selbstverständlich gerät jeder Passant, der häufig friedlich und ungestört eine bestimmte Stelle passiert, leicht außer sich, wenn er plötzlich hier einen Zaun vorfindet oder Kettenhunde, die ihn in Stücke zu reißen drohen.

Da unsere Unteroffiziere schließlich vernünftige Wesen und dabei nicht alle gleich waren — es gab auch einige darunter, die uns bei Gelegenheit auf eigene Kosten Unannehmlichkeiten bereiteten — so ist es natürlich, daß sich jeder von uns, wenn er auf ein unerwartetes Hindernis stieß, zuerst sich auf den stürzte, der sich ihm in den Weg stellte. Und es kam zu einer mehr oder minder erregten Szene, je nach dem Taktgefühl und der Zurückhaltung der Unteroffiziere. Der erste Sündenbock, wenn wir zum Äußersten gebracht wurden, war der Wächter. Offenbar war

es ihnen bei einem solchen Zwischenfall auch nicht angenehm zumute.

Bei der Erinnerung an diese Verhältnisse zieht an mir eine Reihe von mürrischen und offenen, bösen und gutartigen, rachsüchtigen und gleichgültigen Gesichtern, von überzeugten Verfolgern und Kerkermeistern und von ganz indifferenten vorbei. Von diesen Gesichtern, die uns in einem geschlossenen Ring beinahe 19 Jahre unaufhörlich umgaben, hing täglich jeder Schritt meines Lebens ab, und zugleich damit meine Stimmung. Nur dem Befehl der Obrigkeit gehorchend, dachten diese Menschen am wenigsten an meine Seelenruhe und daran, wie diese oder eine andere Handlung ihres Diensteifers auf mich einwirkte.

Ich spreche hier von dem allgemeinen Charakter der Beziehungen zu den Unteroffizieren, und zwar aus der Zeit meines Aufenthaltes im Gefängnis. Früher aber handelten sie — nach den Mitteilungen der Kameraden — im buchstäblichen Sinne wie stumme Kreaturen, sie sprachen nicht, stürzten auf ein Fingerzeichen des „Herodes“ wie die Bestien los, knebelten und schlugen, pochten an die Türen, um es den Nachbarn unmöglich zu machen, miteinander zu „klopfen“, sie benahmen sich überhaupt herausfordernd und mißhandelten im vollkommenen Bewußtsein ihrer Handlungen und sogar mit reiflich überlegter Absicht.

Im gegenwärtigen Augenblick, da der eine oder der andere Minister mit dem unschuldigsten Gesicht die Mißhandlungen in den Polizeirevieren und den Gefängnissen dem Amtsmißbrauch der Subalternbeamten zuschreibt, können wir, welche die erdrückenden Maßregelungen erlebt haben, öffentlich bezeugen, daß die Subalternbeamten — desselben Ranges wie in den Polizeiwachen und in anderen Gefängnissen — stets nach der Vorschrift der höheren Vorgesetzten gehandelt haben. Und unsere Vorgesetzten — von dem bescheidenen Gendarmerieoberst Pokroschinski bis zum heldenmütigen Gendarmeriegeneral Orshewski — verstanden es, eine

ebenso unschuldsvolle Miene zu zeigen, wie es jetzt höhere Persönlichkeiten tun.

Als ein Umschwung im Gefängnis eintrat und die Mißhandlungen aufhörten, beließ man dennoch alle Beamten auf ihren Posten, und man sah, wie dieselben Gesichter, die noch gestern von Begierde glühten, uns eine Gewalttat anzutun, heute leutselig und freundlich wurden — wie Marionetten, die man mit einer anderen Schnur in Bewegung gesetzt hat.

Es gab unter den Beamten brutale und weiche, auch solche, die offen ihr Bedauern darüber äußerten, daß es unmöglich war, uns in Fesseln zu schmieden, und auch einige wie Schebeko, der drohend durch den ganzen Korridor schrie: „Oberst! Knuten! Knuten! Knuten!“ Aber die Losung „nicht zu prügeln“ blieb in Kraft, und die ganze Zeit hat uns niemand auch nur ein einziges Mal mit dem Finger berührt.

VIII.

Die Unteroffiziere reichten uns Tee und heißes Wasser, Brot, überhaupt die Nahrung, dann Leib- und Bettwäsche, Bücher, Papier, bereiteten die Wannenbäder vor, öffneten und schlossen die Türen beim Ein- und Ausgehen, erwärmten Leim, Kleister, übergaben Werkzeuge, Bestellungen und Zettel, Materialien und besorgten verschiedene Einkäufe. Es ist daher nicht verwunderlich, daß sie sich schließlich in eine besondere Art von Lakaien oder Hoteldiener verwandelten, welche die Rolle der Bedienten bei den Herrschaften spielen, und dafür ein Trinkgeld bekommen. Je weniger von ihnen hinsichtlich der Bewachung gefordert wurde, desto größere Ansprüche stellten wir an sie. Die meisten hatten gegen einen solchen Tausch nichts einzuwenden, weil die Forderungen der Obrigkeit sie stets unter der Drohung mit Bestrafung hielt, während sie von uns bloß Vorwürfe zu erwarten hatten.

Sie waren nicht nur Bauern, d. h. Menschen, die im Laufe von Jahrhunderten geknechtet waren und Sklaveninstinkte hatten, sondern auch Soldaten, d. h. vor kurzem mit Vorbedacht zur systematischen Erfüllung fremder Befehle erzogen und waren gewohnt, daß man diese Befehle herrisch erteilte. Deshalb hatten sie keinen Groll gegen diejenigen von uns, die sich ihnen gegenüber schroff benahmen. Behandelte sie doch der Inspektor, den sie nicht im geringsten achteten, unvergleichlich härter. Wir aber waren im allgemeinen mit ihnen höflich und leutselig und entlohnten nicht selten nach Möglichkeit ihre Dienste — mit den Erzeugnissen unserer Arbeit oder auch mit Gemüsen, nach denen sie, da sie zahlreiche Familie hatten, besonders gierig waren. Und trotz der Instruktionen, die uns vorschrieben, „widerspruchslos die Verfügungen des diensthabenden Unteroffiziers zu erfüllen“, wurden wir allmählich ihre Herren. Aber da sie nicht nur ihrer Natur nach Lakaien waren, sondern auch noch ihren gesetzlichen Herrn und seine Interessen gegen Entlohnung vor uns beschützten, so behandelten wir sie in Augenblicken der Erregung roh; sie grollten uns, blieben aber äußerlich gehorsam und bemühten sich, uns im stillen auf jede mögliche Weise zu schaden.

So lebten wir auch beständig miteinander wie Katze und Hund, bald uns versöhnend und vertragend, bald einander befehdend. Kein einziger von ihnen besaß Selbstachtung, kein einziger hätte im Ernst gegen seine zweideutige Rolle protestiert und sie von sich mit Entrüstung fortgeworfen, um solchen Menschen nicht dienen zu müssen, die er im Stillen Arrestanten, Zuchthäusler oder Verbrecher nannte. Wie man auch Menschen benennen mag, die man ihrer Rechte beraubt hat, so wird doch immer die höhere Individualität die niedrigere beherrschen. So war es auch bei uns, so ist es überall.

Um diese unvermeidlichen Ergebnisse zu paralysieren, nahm die Regierung stets entweder zum häufigen Wechsel

ihrer getreuen Wächter Zuflucht, auf die Unerschütterlichkeit ihrer Ergebenheit wenig vertrauend, oder umgab sie mit schrecklichen Drohungen und der Furcht vor sofortiger Bestrafung für die geringste Abweichung vom „Wege der Pflicht". Aber man muß unseren Unteroffizieren Gerechtigkeit widerfahren lassen — ihre Dienstleistungen für uns überschritten nie die zulässigen Grenzen. Vielleicht war es bloß eine Geldfrage. Es wäre wohl nicht schwer gewesen, die feilen Seelen, welche die Uniform nur darum anlegten und trugen, weil man dafür gut bezahlt wurde, zu erkaufen, wenn man ihnen eine andere, verlockendere und nicht weniger sichere Versorgung geboten hätte.

IX.

Jeder neue Inspektor machte gewöhnlich ein oder zwei Versuche zur Einführung „der Ordnung" und zur Bestätigung seiner soeben erhaltenen Macht, die ihm zu Kopf stieg. Da er aber die Sache sehr energisch anfaßte, so endigte alles fast immer mit einem Tumult. Er wollte aber dem Polizeidepartement nicht melden, daß mit seinem Antritt im Gefängnis stürmische Szenen begonnen hätten, die vorher nicht vorgekommen waren, und so wurde er bald ruhig und ließ die ehedem erkämpfte „Unordnung" im früheren Zustande. Wozu sollte er sich auch aufregen, da er so ruhig ganze Tage lang zu Hause bleiben konnte, sich im Gefängnis bloß einige Minuten zu zeigen brauchte — während der Verteilung des Mittag- und Abendessens — und dafür 3500 Rubel Jahresgehalt bezog?

Oberst Hangart, der mehr Neuerungen und Milderungen als seine Vorgänger bei uns zuließ, versuchte es vor seinem Abgang, die alte Ordnung wieder herzustellen, und begründete das damit, daß er das Gefängnis in demselben Zustand übergeben müßte, in welchem er es von seinem Vorgänger übernommen hatte. Aber daraus wurde nichts. Wir

waren zu wenig geneigt, das einzubüßen, was wir bereits besaßen. Man konnte eine „Umwälzung“ geheim hervorrufen, indem man den Unteroffizieren den Befehl erteilte, irgend eine Neuerung einzuführen. Aber dann war eine „Revolte“ unvermeidlich. Oder man konnte sich mit uns wegen der Beschränkung dieser oder jener Milderung in diplomatische Verhandlungen einlassen. Dabei sondierte die Obrigkeit wie von ungefähr den Boden, ob uns die eine oder andere Milderung sehr wertvoll erschien und ob wir geneigt waren, zur offenen Verteidigung um ihretwillen zu schreiten. Wir aber trugen es stets zur Schau, daß wir ja nichts zu verlieren hätten ... Kurz, im Kleinen wie im Großen bleibt Politik immer Politik, und ihre Züge sind immer dieselben.

X.

Sie selbst fanden ungeachtet des Triumphes der rohen Gewalt nicht genug Mut, sich ausschließlich auf sie zu stützen, ohne irgend einem Prinzip Rechnung zu tragen. Sie bemühten sich, jeder Verfügung der Direktion oder des Polizeidepartements irgend eine vernünftige oder ethische Grundlage zu geben. Da es nicht leicht fiel, derartige Grundlagen zu finden, so ersannen sie solche und gingen in der Verlogenheit bis zur Unverschämtheit. Es war daher für uns eine wahre Folter, mit ihnen Unterhandlungen zu führen. Sie logen bei jedem Schritt, sie logen systematisch, ungeschickt und unvernünftig, zur rechten und unrechten Zeit, bei wichtigen Anlässen und ohne jeden Anlaß; es logen die Höheren und Niederen, sie logen auf unser Befragen und auf eigene Initiative, sie belogen uns und belogen einander. Wie konnten sie nur in dieser Atmosphäre der fortdauernden und endlosen Lüge leben!

Man kann sich nach alledem vorstellen, welche Berichte sie dem Polizeidepartement erstatteten und was in die Wirtschaftsbücher sowie andere, mit Schnur und Petschaft ver-

sehene Register eingetragen wurde! Man kann sich denken, was sie persönlich in Petersburg berichteten, wie sie uns und unser Leben dort schilderten! Als sich ein Kamerad, über eine besonders freche Lüge des Wachtmeisters empört, bei Gudz darüber beschwerte, erwiderte dieser ohne Verlegenheit: „Wenn er nicht lügen würde, wäre er auch nicht Gendarm!“ Mußte doch eine Kommission zur Prüfung des Gerichtsverfahrens trotz ihrer bureaukratischen Loyalität zugestehen, daß eine von den Gendarmen geführte Untersuchung in den meisten Fällen der Wahrheit nicht entspricht. Jeder Lügner bemüht sich, als Ehrenmann zu erscheinen. Hier aber herrschte nackter Zynismus: man ist nicht zufällig oder aus Temperament Lügner, sondern aus Prinzip. Der Terminus „Dienstpflicht“ klingt so erhaben und so feierlich. Was ist eigentlich Wahrhaftigkeit? Was ist das „Ehrenwort eines vornehmen Offiziers“?

Merkwürdig ist, daß die höheren wie die niederen Lügner fast immer unsere eigenen Interessen in den Vordergrund schoben — wie ein Gouverneur, der sein Veto gegen einen Semstwobeschluß einlegt und nie sagen wird, daß er dies auf Grund einer geheimen Verfügung aus Petersburg oder im Interesse seiner Karriere tut, sondern die Interessen des Staates vorschützt. Es gab wohl kein einziges Verbot, das nicht mit dem Hinweis auf unsere geistige Ruhe oder körperliche Gesundheit verhängt worden wäre. Einen Roman oder Zeitungen lesen, an Verwandte schreiben oder mit ihnen zusammtreffen, miteinander „klopfen“ — das alles durfte man hauptsächlich deshalb nicht, um uns keine überflüssige Beunruhigung und Aufregung zu verursachen. Die Öfen besser heizen, uns Kaffee gestatten oder eine Schmiede errichten — das alles hätte auf unsere Gesundheit schädlich einwirken können.

XI.

Jeder offenen Grobheit und Grausamkeit konnte man Widerstand leisten; sie riefen ein schnelles Auflodern hervor und brachten damit die Sache sogleich zum Austrag. Gegen solche Naturen, wie die unseren, konnte also das System der offenen Unterdrückungen nicht lange geübt werden. Die schleichende Lüge dagegen, die täglich neue Formen annahm, kroch überall wie ein Reptil umher und erregte ein Gefühl des Ekels und Widerwillens. Da man doch leben mußte und der Verkehr mit Menschen dieser Kategorie unvermeidlich war, so war man gezwungen, dieses Gefühl zu verbergen und sich selbst beständig moralisch zu vergewaltigen, indem man sich an diese Menschen wandte. Zu der Zahl der Gefängnisentbehrungen, d. h. der Leiden negativen Charakters, gesellte sich damit noch ein positives Leid, das von der Notwendigkeit herrührte, als Untergebene mit Menschen zu leben, bei denen jedes Gespräch Spuren von moralischem Ekel zurückließ, der manchmal ebenso unangenehm war wie der physische.

Das ist einmal das Schicksal aller Neuerer, daß man sie den Händen von Henkern und Henkersknechten ausliefert, d. h. von degenerierten Menschen mit völligem Mangel an moralischen Gefühlen und einem Übermaß an Grausamkeit. Von unseren ärgsten Peinigern konnten wir nicht zur Entschuldigung und Rechtfertigung sagen: „Sie wissen nicht, was sie tun"; denn sie wußten genau, daß die Arbeit, die sie verrichteten, bei allen entwickelten Menschen und Völkern eine Infamie geheißen wird. Allein ist es mein vorzeitiges Altern oder der allzulange Aufenthalt in dieser widerwärtigen Atmosphäre von Gier, Lüge und Gewalttätigkeit — in mir ist dieses natürliche Gefühl der Entrüstung abgestumpft, und ich schreibe diese Zeilen ohne das Beben in der Seele, das jeder gesunde Mensch empfinden muß. Und darum kann ich aussprechen, daß diese Zeilen nicht vom Gefühl der

eingewurzelten Rache und Bosheit gegen Menschen diktiert sind, die schließlich nur einfache Werkzeuge waren, sondern vom Gefühl der Wahrhaftigkeit, von der abzuweichen ich am meisten befürchte.

XII.

„An dem Besten ist noch etwas zum Ekeln; und der Beste ist noch etwas, das überwunden werden muß!"

Nietzsche.

Es wäre eine große Unterlassung, unsere inneren Beziehungen zu den Kameraden mit Schweigen zu übergehen. Sich aber in eine Analyse einzulassen, ist durch das Wesen der Sache selbst sehr erschwert.

Wir haben ein halbes Leben zusammen verbracht, eigentlich den besten Teil unseres Lebens. In diesem langen, langen Zeitraum konnte man sehr vieles erleben. Und es wird kaum jemand so naiv sein, zu glauben, dieser ganze lange und schwierige Weg sei nur mit Rosen der gegenseitigen Freundschaft und Anhänglichkeit bestreut gewesen. Viele hatten einander früher gar nicht gekannt, sie lernten sich im Gefängnis kennen, mitten im Müßiggang des Gefängnislebens und in der Prosa des Alltags. Es kamen Menschen in der stürmischsten Epoche ihres Lebens unter Verhältnissen zusammen, die unaufhörlich aufregten und erbitterten, in die ein Strahl der Freude fast nie drang und wo man finsteren und unfreundlichen Gesichtern häufiger begegnete als solchen, die Vertrauen einflößten.

Derartige Bedingungen begünstigen keineswegs fortwährende Äußerungen freundschaftlicher Gefühle, im Gegenteil, sie machen die einfachsten, offenen, allgemein üblichen Beziehungen unmöglich, unter denen es die Menschen sonst für ihre Pflicht halten, einander angenehm zu sein und ihre schlechte Laune vor den anderen zu verbergen. Wir konnten sie nirgends verbergen: wenn die Stunde der Zusammen-

kunft kam, mußte man hingehen. Der Mensch ist einmal so beschaffen, daß er mißtrauisch und reizbar wird, wenn er in einem feindlichen Lager lebt und jeden Tag von seiner Umgebung nichts erwartet als Äußerungen der feindlichen Gefühle. Seine Empfindsamkeit steigert sich bis zum Krankhaften, er ist stets auf der Lauer, und alle seine Gedanken sind bloß darauf gerichtet, sich auf irgend eine Weise vor neuen unerwarteten Schlägen zu schützen. In solcher Stimmung ist es nicht leicht, den Feind von dem Freund zu unterscheiden; es ist aber sehr leicht, den unfreundlichen Ausdruck im Gesicht des Genossen als einen feindlichen zu deuten. Das bezieht sich jedoch bloß auf die späteren Jahre, da wir einander öfter begegneten.

XIII.

Solange wir noch isoliert waren, standen unsere Arme stets offen, um jeden zu umarmen, dem das seltene Glück zuteil wurde, von Plehwes, Durnowos oder D. Tolstois Gnaden nach Schlüsselburg zu geraten. Überdies waren wir noch jung und mitteilsam und strebten, da wir unter der Einsamkeit litten, zueinander. Die Jugend ist ja stets gesellig, zu Herzensergüssen geneigt und sehr mitteilsam. Von unserem Nachbar, dem wir aufrichtig und herzlich zugetan waren, kannten wir zumeist nicht den Menschen, sondern nur die politische oder soziale Fahne, unter der zu stehen und die zu bewachen wir alle gleich als gemeinsame Ehre und gemeinsame Sache betrachteten.

Man kann unter jeder Fahne stehen, gehen, kämpfen, überhaupt wirken, aber man kann unter einer Fahne nicht mit verschränkten Armen bewegungslos sitzen. Wir jedoch waren zum Nichtstun verdammt. Und wie schwer ist es, lange Zeit unter der Fahne tatenlos zu sein! Wer nicht vorwärts schreitet, geht unvermeidlich zurück. Hier ist es wie auf dem Fahrrad: entweder fahren oder stürzen. In

den ersten Jahren, als die Passivität dieses Lebens noch nicht ganz von uns erfaßt war, und solange der Widerhall des vor kurzem verstummten Kampfes in allen einstimmig und gleich intensiv nachklang, lebten wir alle in dieser noch nicht fernen Vergangenheit. Sie war uns, den miteinander Bekannten wie den Unbekannten gemeinsam und das Teuerste und überdies von der Glorie des Todes oder der Verurteilung zu Zuchthaus umgeben. In dem Nachbar fühlten wir nicht nur einen Waffenbruder, den Genossen unseres Lebensziels, sondern auch den Märtyrer für die Idee, der vielleicht noch mehr und tiefer gelitten hatte, als wir selbst, und der uns der Bewunderung und der besonderen Sympathie würdig erschien wegen des Heldenmutes und der moralischen Tapferkeit, mit der er das alles unerschütterlich trug, und weil man ihn durch nichts bis heute hatte beugen können. Die Standhaftigkeit in der Gegenwart und in der Vergangenheit, und die Treue für die „heiligen Ideale“ der Jugend, denen es nicht beschieden war, zu triumphieren, die aber in ihrer ganzen imposanten Erhabenheit auf die folgende Generation übergingen, bildeten das geistige Band, das die Freundschaft anscheinend für immer sicherte, und die Solidarität unzerstörbar befestigte.

XIV.

Lange ehe wir einander von Angesicht zu Angesicht gesehen hatten, sammelten wir über alle, die unter einem Dach wohnten, mancherlei Mitteilungen, und man wußte voneinander alles, was notwendig war, d. h. was jeder verübt, wofür man ihn verurteilt hatte, welchen Verbrechens er angeklagt, wie er vernommen worden war, und wie er sich verteidigt hatte. Alle diese Daten bildeten gewissermaßen das ganze Wesen des Menschen, und wenn sie befriedigend waren, öffnete sich ihm unser ganzes Herz, und er hatte das Recht auf unsere uneingeschränkte Zuneigung. Aber solche Erkundigungen durch „Klopfen“ einzuziehen, war äußerst

schwierig. Natürlich beschränkte man sich auf das Wesentlichste. Man erfuhr erst viel später, und das auch nur zufällig, wer der Betreffende seiner Herkunft, Bildung und Familie nach war. Dementsprechend wurden Sympathien, die sich in der Seele angehäuft hatten und nirgends Auslösung fanden, freigebig nach rechts und links verschenkt. Obgleich isoliert, fühlten wir uns dennoch als eine feste, einheitliche und unzertrennliche Familie, deren Bande offenbar durch die gemeinsame Last des Gefängniszwanges noch stärker wurden. Aus dem Bewußtsein dieser Solidarität schöpften wir die große Kraft zum Ertragen der Qualen, die jeder nicht nur für sich, sondern auch für die anderen fühlte.

— „Du hast es schwer? ... Ach, bewahre! Der dort ist zarter als Du; er hat mehr als Du verloren, mehr als Du gelitten, und trotzdem seufzt und stöhnt er nicht. Schäme Dich!“ ... Das Gefühl der Scham über einen Anfall von Kleinmütigkeit tat seine Schuldigkeit, es besiegte den Feind und flößte Mut, sogar Rührung ein. „Unter Menschen ist auch der Tod schön.“ Unter einer Gruppe von solidarischen Menschen gibt es ja stets ein Individuum, das zu etwas Größerem fähig ist und die anderen erheblich überragt. Ich habe schon früher erwähnt, welche Empfindung sich sofort bei mir einstellte, als man mich in das neue Gefängnis brachte, und ich mich darin bloß deshalb wie in einer Gemeinschaft fühlte, weil eine größere Anzahl von Genossen in denselben Mauern wie ich weilte.

XV.

Das war die erste, man kann sagen, die beneidenswerte Periode unserer inneren Beziehungen.

Kluge Leute sind längst der Ansicht, man müsse, um mit Menschen in sehr guten Beziehungen zu bleiben, in einer gewissen Entfernung von ihnen leben. In der Ferne verschwinden alle Unebenheiten und Rauheiten, und alles

Unangenehme ist weniger zu bemerken. Wir lebten alle unter einem Dach, und das Seite an Seite; da uns aber die Mauern trennten, waren wir voneinander entfernt. Wenn man die kurzen Sätze, die wir — zu Beginn, sehr selten — wechselten, aufgeschrieben hätte, so würde dies für eine ganze Woche ungefähr einen Brief ergeben haben, wie ihn gute Bekannte, die durch Hunderte von Werst getrennt sind, miteinander austauschen. Von allem Lebenden abgeschnitten, waren wir einander alles. Jeder hatte in der Freiheit einen oder mehrere Menschen gelassen, die er über alles liebte. Wie kurz auch diese Trennung zurücklag, sie war dennoch für ewig. Außer bei zwei Kameraden überstieg bei allen die Strafzeit zehn Jahre. Es ist so leicht möglich, im Verlauf eines solchen Zeitraumes alle, die einem nahe stehen, zu verlieren. Der größere Teil bestand aber aus „Lebenslänglichen", denen mancher Gesetzkundiger vom Polizeidepartement offen erklärte: „Sie sind zu ‚lebenslänglich' verurteilt! Sie werden also auch lebenslänglich hier bleiben!" Fast jeder hatte in der Seele eine Wunde, die lange Zeit zur Heilung und zarte Behandlung erheischte. Fast jeder hatte in der Seele für Sympathien einen besonders empfänglichen Winkel, der jetzt ganz leer war. Fast jeder von uns hatte überdies nicht nur ein liebendes Herz im weiteren Sinne des Wortes, sondern auch überhaupt eine zartfühlende, ungewöhnlich sensitive Natur. Bloß die Staatsanwälte stellten uns im Interesse ihrer Laufbahn und im Sinne ihres Berufs als Unmenschen hin, als „Auswürfe", denen jede Herzensregung fremd war.

Die Empfindsamkeit war jung und zart; Enttäuschungen kannten wir fast gar nicht. Die kalte Skepsis, die Begleiterscheinung des Alters, hatte sich unter unserer Schädeldecke noch nicht gebildet. Darum war es nur sehr natürlich, daß man alle freigewordenen Sympathien auf seine zufälligen Gefährten des unfreien Lebens übertrug, die von nun ab und vielleicht für immer die Eltern und

die Brüder und die Schwestern, die näheren und die entfernteren Freunde und das Vaterland und die Menschheit ersetzen mußten. Nichts füllte die Zeit aus. Die politischen Gefühle, die erst vor kurzem den stärkeren Lebenston gebildet, traten wegen ihrer Unanwendbarkeit in den Hintergrund zurück. Es blieb bloß die Möglichkeit übrig, ein wenig nachzudenken, ein wenig zu träumen und sentimental zu sein. Diesem Zustand entsprechend, erlangten wir alle plötzlich poetische Sehkraft und begannen, Verse zu schreiben. Selbst ich, der nie zwei Zeilen mit einem Reim verbinden konnte, entdeckte in mir jetzt eine poetische Gabe und reimte nicht schlechter als die anderen. Den Parnaß besuchten fast alle, ja noch mehr: der Parnaß wurde zum gemeinsamen Sportplatz, wohin man sich begab, um mit Bravour und im Wetteifer zu scherzen und sich auf jede Weise zu zerstreuen. In Verse ergossen wir die überströmenden Gefühle, die keine Auslösung fanden, durch Verse linderten wir die eigenen Herzensschmerzen und die der Nachbarn und Freunde; Verse widmeten wir einander zu Geburts- und anderen Gedächtnistagen, in Versen diskutierten und polemisierten wir und entluden überhaupt die Atmosphäre, die von Gefühlen übersättigt war. In Versen teilte man einander die Erinnerungen mit, in Versen ließ man die Vergangenheit wieder erstehen, behandelten wir die Tagesfragen, und da diese Fragen ganz nichtig waren, so erhielten die Blüten der Poesie, mit denen wir sie zu umgeben versuchten, einen scherzhaften Charakter, der nicht selten die Verehrer der reinen Kunst empörte, welche ihre Profanation nicht duldeten. Als z. B. nach längerem Darben unser Menü zum erstenmal Maccaroni enthielt, verfaßte ein Poet ein tiefgefühltes Lobgedicht auf sie.

XVI.

Die Anwesenheit der Frauen in unserem Kreise erfüllte noch mehr die Atmosphäre mit Sentiments und brachte in sie einen Hauch von Zärtlichkeit, die unvermeidlich überall zutage tritt, wo es Kinder und Frauen gibt. Ludmilla Alexandrowna Wolkenstein, deren Herzensgüte wir alle erfahren haben, und die nicht mehr unter den Lebenden weilt, hat sicherlich in jener Epoche viele kleine Andenken von uns erhalten, die mit diesem Ansturm von Gefühlen im Zusammenhang standen — diese konnten sich ja nicht betätigen und zuckten ebenso kraftlos in der Unfreiheit, wie unser Geist kraftlos zuckte, der, im Käfig eingeschlossen, der elementarsten Mittel zur schöpferischen und regen Tätigkeit beraubt war.

Es sind ja längst vergangene Tage; man kann ruhig *bekennen, daß unsere Gefühle für die Damen* einen etwas anderen Charakter hatten als die zu den Kameraden. Wir befanden uns zwar in einem Grabe, wir waren dennoch lebendige Menschen. Und der lebendige Mensch, besonders der junge, ist auch entsprechenden Erregungen unterworfen. Im Gegenteil, es wäre ganz unnatürlich, die ganze Zeit unter einem Dach zu weilen, täglich die Anwesenheit der Frau zu fühlen und sodann bei ihrem Anblick kalt wie ein Leichnam und gefühllos wie eine Holzpuppe zu bleiben. Wer weiß — vielleicht lag eine besondere Absicht der Regierung darin, in dasselbe Gefängnis unter dem Einzelhaftregime Männer und Frauen zu bringen, und damit eine neue Art von Qualen einzuführen, die selbst im Altertum nicht versucht worden und im Arsenal der Inquisition unbekannt sind.

Wie zu erwarten war, brachte die Anwesenheit der Damen in den Kreis der Männer eine gewisse Rivalität, die manchmal in nicht ganz korrekten Formen zum Ausdruck kam und uns allen nicht wenig bittere Augenblicke ver-

Vera Nikolajewna Figner
(21 Jahre in Schlüsselburg)

ursacht hat. Aber es wäre ein großer Irrtum, sowohl die Rivalität selbst wie auch deren Folgen ausschließlich auf Rechnung der geschlechtlichen Beziehungen zurückzuführen. Wenn das Leben anormal verläuft, so sind darin auch anormale Gefühle und daraus hervorgehende bittere Augenblicke unvermeidlich. Es ist sehr wahrscheinlich, daß es uns auch, wenn es gar keine Damen in unserem Kreis gegeben hätte, beschieden gewesen wäre, viele ganz analoge Stimmungen und Aufregungen zu erleben, die sich dann auf einem ganz anderen Boden entwickelt hätten.

Im allgemeinen sind die Beziehungen der Männer zu den Frauen nicht überall ganz analog denjenigen der Männer untereinander. Die ersteren steigern und vermehren sich überall, wo nach dem Willen des Schicksals Frauen in geringer Zahl vorhanden sind. Schon Bret Harte gab nicht wenig beredsame und klare Schilderungen solcher Verhältnisse unter den Pionieren in Kalifornien, die ein ähnliches Leben führten wie unsere politischen Verbannten im fernen Norden. Unsere geschlossene Gemeinschaft bildete in dieser Hinsicht keine Ausnahme, sie bot vielmehr eines ihrer anschaulichsten Beispiele, weil wir fast immer jeder menschlichen Gesellschaft beraubt waren bis auf die, welche uns von der Laune der Kerkermeister gestattet wurde. Die Tatsache, daß die Beziehungen zur Frau hoffnungslos platonisch und dabei noch lebenslänglich platonisch waren, verstärkte und verlängerte noch in uns die Seltsamkeiten und Eigenheiten, welche stets unter solchen Ausnahmezuständen entstehen. Unsere Damen waren die bevorzugten Genossen, indem wir sie mit Überfluß an Aufmerksamkeit für jenen Überfluß an Entbehrungen entschädigten, zu dem sie — im Vergleich mit uns — von der Regierung verdammt waren. Was die Genossinnen selbst anbetrifft, so kann man sich leicht vorstellen, daß das Übermaß an Verehrung und zarten Gefühlen, mit denen man sie umgab, sie mitunter erregte und bei ihnen weit eher das Gefühl der Bitterkeit als ein

anderes hervorrief. Allein daran zu rühren, habe ich kein Recht.

XVII.

Ich habe schon erwähnt, welche Rolle das mit den altruistischen Gefühlen verbundene Streben zueinander bei der Beseitigung von Hindernissen des Verkehrs gespielt hat. Als aber alle Hindernisse fielen, erlitten unsere Gefühle — für uns ganz unerwartet — Schiffbruch und machten sogar eine Evolution genau nach der entgegengesetzten Richtung durch. Früher kannten wir nur einen Namen oder Menschen unter der Fahne und sahen in dem Genossen bloß den Träger einer politischen Idee. Alles andere war gleichsam selbstverständlich. Aber diese Periode ging bald vorüber. Bei den persönlichen Begegnungen erkannten wir aneinander den Menschen, der, wie es immer der Fall ist, dem Ideal nicht glich; wir sahen ihn zu einer Zeit, als der Glanz der Vergangenheit beträchtlich verblaßt war, als die Gefühle merklich erkaltet waren, und als das tägliche Leben uns fortwährend kleinliche Sorgen um die häuslichen Angelegenheiten bereitete. In diesem alltäglichen Rahmen erblickten wir den Menschen, der uns gestern noch fast als Lenker der Schicksale Rußlands erschien, und waren durch das Unerwartete überrascht und tief enttäuscht.

Es gibt außerordentlich selten Menschen, — sofern es deren überhaupt gibt — die so harmonisch sind, daß in ihnen die einen Gefühle nicht die anderen ersticken oder schwächen, und daß ein und dasselbe Gefühl in jedem Alter und in den verschiedenen Fällen des Lebens in gleicher Weise zum Ausdruck kommt. Menschen, die in ungewöhnlichen Fällen findig sind, geraten bei den nichtigsten Aufgaben des alltäglichen Lebens in Verlegenheit, und solche, die darin sonst geschickt sind, verlieren in einem entscheidenden Augenblick den Kopf; die bis zur Selbstaufopferung Mutigen pflegen vor irgend einer nichtigen alltäglichen Un-

annehmlichkeit Furcht zu haben, und Menschen, die fähig sind, allen Verlockungen und Annehmlichkeiten des Lebens zu entsagen, können oft nicht auf die geringste Kleinigkeit verzichten.

XVIII.

Diese einfachen und alltäglichen Wahrheiten waren uns Kindern an Lebenserfahrung gänzlich unbekannt, als es dazu kam, unsere erhabenen Träume auf die tägliche Wirklichkeit anzuwenden und sie darin zu erproben. Unsere Wirklichkeit aber war nicht einfach ernst, sondern erdrückend, und nicht nur erdrückend, sondern auch noch ganz unnatürlich — davon nicht zu sprechen, daß bei uns die Damen den Dünger auf Tragbahren trugen und die Axt führten und die Männer nähten, kochten und strickten. Das sind ja Kleinigkeiten, und ich erwähne sie bloß ihrer Merkwürdigkeit wegen. Nein, ihre Unnatürlichkeit war ganz anderer Art. Jede gemeinsame Sache, so nichtig sie auch sein mag, verlangt zu ihrem Erfolg eine gemeinsame Entscheidung und Verwirklichung. Wir aber bildeten sozusagen eine Gemeinschaft in der Idee und nicht in der Wirklichkeit, weil wir voneinander getrennt waren und es für den Gipfel der Freiheit hielten, wenn sechs Menschen zusammenkommen durften, um über ihre Angelegenheiten zu beraten und zu beschließen und dann den Platz anderen sechs Menschen zu überlassen, die über dieselbe Angelegenheit im entgegengesetzten Sinne beschließen konnten. Es war daher unmöglich, einander zu überzeugen oder den Sachverhalt aufzuklären. Dank diesem Umstand waren zweifelhafte Versuche und unaufhörliche Mißverständnisse unvermeidlich, die mit Unannehmlichkeiten für einander verbunden waren. Es gab heißblütige Naturen — die Einzelhaft begünstigte ja auch nicht die Zurückhaltung, im Gegenteil, sie gewöhnte sie jedem ab und erhielt alle in dem Zustand einer chronischen Erregung — daher führte der Jähzorn bei jedem Zusammen-

prall zur Schroffheit, rief einen entsprechenden Widerhall auf der anderen Seite hervor, verschärfte die Unzufriedenheit und verursachte ewige Streitigkeiten und Zwischenfälle.

Da jeder Aug' in Aug' mit seinem „Ich" lebte und Selbstvertiefung und Selbstbeobachtung gewohnt war, verlor dabei auch jeder die Fähigkeit, auf die Bedürfnisse und Gefühle der anderen Rücksicht zu nehmen und die nötigen Konzessionen zu machen, die ein jedes Zusammenleben erfordert. Als Folge ergab sich jener Mißklang, der unser Gefängnis auf das Niveau eines Irrenhauses brachte.

XIX.

Ähnliche Mißhelligkeiten kommen auch in jedem anderen sozialen Kreis vor; dort sind sie bloß weniger bemerkbar, weil jeder die volle Freiheit hat, im gegebenen Augenblick, ja sogar vorher den Ort und die Personen zu wechseln. Man muß aber gerecht sein: wir hatten für uns mehr entschuldigende Umstände als irgend jemand in einer anderen Lage. Die Hoffnungslosigkeit wie die Nervosität, die eine rein psychiatrische Behandlung erforderte, endlich die völlige Unmöglichkeit, aus der engen aufgezwungenen Umgebung, wenigstens für eine kurze Zeit, zu entweichen — das alles war nur uns eigen und in vollem Maß ausschließlich uns. Ob wir alle Heldennaturen waren, darüber steht nicht uns das Urteil zu. Allein, wäre dies auch der Fall gewesen, so könnte man auch nicht glauben, daß solche Naturen die Schwächen gewöhnlicher Sterblicher nicht haben. Als wir später unser Eigentum und unsere Besitztümer eingeteilt und ihre Benutzung geregelt hatten, indem wir die wirtschaftliche von der juristischen Seite schieden, als unser Verkehr sich erweiterte und fast gar nicht mehr behindert wurde (mit Ausnahme von allgemeinen Versammlungen, die nie zugelassen wurden), und als wir einander mit allen

Eigenheiten erkannt hatten, verschwanden die Reibungen fast gänzlich. Jeder kannte bereits den anderen seinem Wesen nach, man nahm ihn, wie er war, mit allen seinen Schwächen und Vorzügen und machte insofern einen Unterschied, als man mit dem einen sympathisierte und mit dem anderen nicht. Und dann bemühte man sich, alle jene Klippen zu vermeiden, an denen man in den vergangenen Jahren mitunter zu scheitern pflegte. Mit dem Alter wurden wir etwas klüger und kühler. Das Blut war zwar noch immer heiß, aber nicht mehr so stürmisch. Man gewöhnte sich, vieles nüchtern zu beurteilen, und sah natürlich ein, was man einsehen mußte, d. h. daß unsere Glücks- und Unglücksgenossen nicht einfache Durchschnittsnaturen waren, die man bei nachbarlichen Differenzen leicht und schnell vernachlässigen konnte, sondern in jeder Hinsicht reich begabte Menschen, mit denen der Verkehr angenehm war. Gleichzeitig gewöhnte man sich, stets in Gesellschaft zu sein, da viele im Sommer fast ganze Tage in Gruppen von drei bis fünf Personen verbrachten, deren Zusammensetzung sich stets änderte, — und so ebneten sich und verschwanden die hauptsächlichsten Mängel, welche die Einzelhaft verursacht hatte, und unsere Beziehungen kamen beinahe in das richtige Geleise.

XX.

Als das gesellige Leben zu keimen begann und schwer Wurzel fassen konnte, gab es unter uns nur wenige, die sich nicht nach lauten, von Zwischenfällen begleiteten Szenen in ihr Schneckenhäuschen zurückzogen, in dem man sich als Anachoret oder Misanthrop fühlte. Aber die Zeit verstrich und tat das Ihrige: die Wunden heilten, vernarbten, und wurden vergessen, und der Anachoret von gestern, der den Himmel angerufen hatte, er möge sich auf die sündige Erde herabstürzen, zeigte sich wieder der Welt und wurde zu einem mehr oder minder häufigen und natürlich

erwünschten Gast des „Trödelmarktes“, weil es da immer wenig Menschen gab.

Auch mir ging es so. Im übrigen führte ich selbst überhaupt ein mehr oder weniger zurückgezogenes Leben. Infolge größerer Zurückhaltung und meines inneren Gleichgewichts geriet ich vielleicht seltener in Konflikte und bekam daher seltener „freundliche“ Verweise als andere ... Wo gibt es schließlich ein Leben ohne Konflikte? Wie jeder andere stand auch ich dem einen näher, den ich aufsuchte, mit dem ich häufiger sprach und Bekenntnisse austauschte als mit einem anderen. Aber stets fühlte man, daß sich eine wirkliche Annäherung unter Menschen nur bei irgend einer gemeinsamen Aktion entwickeln und befestigen kann, die immer die Gemeinschaft der Gefühle, Ideen und Sympathien unterhält und stärkt. Gerade diese Aktion fehlte uns, und nach ihr lechzten wir am meisten und hartnäckigsten. Der Seelenschmerz über den Mangel einer solchen Tätigkeit klang wie eine stete Dissonanz überall in unsere Beziehungen hinein.

XXI.

Schließlich haben wir uns, was auch zu erwarten war, aneinander gewöhnt und auch als gute Kameraden getrennt Die letzten 2½ Jahre trugen besonders dazu bei — da trat wieder die Ära der Repressionen ein, und es begann aufs neue die Hoffnungslosigkeit, und eine neue Reihe von Leiden drohte, die wir bereits vergessen hatten.

Überhaupt war der Druck, unter dem wir lebten, zu sehr fühlbar und anhaltend. Er drängte uns unwillkürlich aneinander, unabhängig von den vorübergehenden Augenblicken der Erbitterungen. Verstärkte er sich, so wurde auch seine vereinigende Wirkung stärker. Unter solchem Regime war es schwer, Misanthrop und Individualist zu bleiben. Als die Feinde wieder gegen uns loszogen, indem sie uns für alles das verantwortlich machten, was sich in der Freiheit voll-

zog und bereits von Menschen einer neuen Generation vollzogen wurde — was konnten wir „auseinandergeschraubte“ und erschöpfte Menschen ihnen entgegensetzen? Diese Repressionen erhöhten uns in unseren eigenen Augen und belebten die Erinnerungen an den großen Kampf und die erhabene Fahne, in deren Namen die endlosen Entbehrungen uns wieder drohten.

Als uns dann die Befreiung überraschte, traten wir in die Außenwelt als eine Familie von Freunden, mit den Gefühlen herzlicher Zuneigung füreinander und in einer um so gehobeneren Stimmung, als wir fast alle zugleich hinaustraten, und so nicht die Qualen derjenigen erleben mußten, die, früher als wir befreit, im Gefängnis alle alten Kameraden zurückließen und sich der Freiheit nicht freuen konnten, die nur sie persönlich erwartete. Mein Alter läßt Gefühlsergüsse und jugendliche Mitteilsamkeit nicht mehr zu. Aber ich irre vielleicht nicht, indem ich verallgemeinere und sage, daß wir uns in der Peter-Paulsfestung nicht ohne großen Schmerz trennten, in dem Bewußtsein, daß wir jetzt vielleicht für immer voneinander schieden. Man fühlte, daß sich für jeden ein neues Leben erschloß, das, verworren und reich an außergewöhnlichen Eindrücken, neue Verbindungen und neue Freundschaftsbeziehungen versprach, so daß die alten verblassen und bloß zu seltenen Erinnerungen in Mußestunden werden konnten.

Achtes Kapitel.

Der Inhalt unseres Lebens.

„Glücklich, wer schläft, wer im kalten Herbst
Von des Frühlings milden Lüften träumt;
Glücklich, wer schläft und im dumpfen Kerker
Der Freiheit Traumbilder sieht."

N. Minsky.

I.

Der Leser hat das Recht, mich zu fragen: „Haben Euch denn wirklich Eure Glasbeete und Gemüsegärten, Werkstätten und Arbeitsbänke befriedigen können? Habt Ihr wirklich in Euch den lebendigen Menschen begraben und Euch in eine Arbeitsmaschine verwandeln können, die bloß Gemüse zu ziehen und Schränke zu verfertigen fähig ist? Oder seid Ihr zum Leseapparat geworden oder zu einem Phonograph, der gleichgültig und leblos jede eingelegte Rede oder jedes Lied wiedergibt? Hat in Euch irgend ein Lebenspuls geschlagen, der Eure Seele erwärmte und Euch vor der Gefahr bewahrte, zu einem stumpfsinnigen Tier zu werden, das aus Gewohnheit und Trägheit ein negatives Dasein führt?"

Es gibt auch heute Anachoreten von Beruf, die der Welt und allen ihren Herrlichkeiten entsagen und das Leben in Gebet und Beschaulichkeit verbringen. Menschen von solcher Verfassung hätten leicht in unserem Gefängnis leben können, sich den Träumen der Selbstvertiefung und auch der Selbstzufriedenheit im Bewußtsein der erlangten Erfolge in der Bändigung ihrer bösen Gedanken hingebend. Wo

es absolut keine neuen Verlockungen gibt und die alten mit jeder Stunde immer weiter und weiter in den Bereich der Vergangenheit rücken, dort sterben ja die Gedanken von selbst ab, und der Kampf mit ihnen wird sehr leicht und natürlich siegreich.

Die meisten von uns jedoch konnten und wollten sich nicht vor den Verlockungen und Übeln des Lebens zurückziehen, sie traten vielmehr bewußt an die Ergründung ihrer natürlichen Ursachen, um die Wege zu ihrer Beseitigung zu finden. Für tätige, ringende, der Natur nach energische Menschen wie wir konnte man keine größere und grausamere Strafe ersinnen, als sie zu lebenslänglicher Untätigkeit verdammen und ihnen nicht einmal ein Surrogat der lebendigen gesellschaftlichen Tätigkeit bieten.

Eine solche Tätigkeit hätte sich selbstverständlich ohne jede Beeinträchtigung für das Gefängnisregime in einem Lande gefunden, das so arm an intellektuellen Kräften und noch ärmer an Initiative und Unternehmungsgeist ist. Von der einfachen Bearbeitung statistischen Materials an bis zu mikroskopisch-physiologischen Arbeiten hätte sich ein weites und vielseitiges Gebiet gefunden zu der Verwertung der Fülle an geistigen Fähigkeiten, die in Schlüsselburg auf Lebenszeit eingekerkert und mit teuflischer Menschenfeindlichkeit und Böswilligkeit zum Absterben verurteilt waren. Unsere Genossen, die im sibirischen Eise eingeschlossen sind, haben der ganzen Welt bewiesen, wieviel Energie die russische Regierung, ohne sich darüber Gedanken zu machen, dort begräbt. Unsere Feinde haben uns zu Feinden des Volkes gestempelt, natürlich konnten sie es da nicht zugeben, daß wir für unser Vaterland etwas Nützliches leisten und damit bezeigen, daß wir es lieben und vom Wunsch beseelt sind, ihm irgendwie zu dienen.

II.

Uns blieb nichts anderes übrig als zu leiden, nur zu leiden, und darin eine Quelle von Kräften zu suchen, die für ein solches Dasein offenbar eine Notwendigkeit sind. Alle noch so großen Leiden stumpfen sich allmählich ab. Unsere Beherrscher machten unsere Leiden, diese Wahrheit gleichsam beherzigend, zu periodischen. So handelten ja auch die Inquisitoren im Mittelalter: sie folterten und folterten und ließen dann den Gefolterten ausruhen oder heilten ihm sogar die Wunden, um hierauf wieder dieselbe oder eine andere Art von Folter anzuwenden. Ebenso erging es auch uns: es gab, wie mir scheint, keine einzige „Milderung", die man uns ein für allemal gegeben und nicht in der Folge zeitweilig aufgehoben hätte. Und wenn man sie nicht gänzlich aufhob, so drohte man doch wiederholt mit ihrer Aufhebung und hielt uns also unter der steten Furcht, das einzubüßen, woran wir uns bereits gewöhnt hatten, und das uns unentbehrlich geworden war. Die an sich mitunter kleinen Milderungen repräsentierten einen hohen Wert: indem wir sie verteidigten, handelte es sich für uns ebenso um eine Lebens- oder Todesfrage wie für Arbeiter, die sich wegen einer Zulage von 5 Kopeken zum Tageslohn allen Gefahren eines Streikes aussetzen. Es war ein Kampf um den Modus vivendi, um das Recht, zu „klopfen", spazieren zu gehen, zu schreiben, zu lesen und zu sprechen.

Wenn ich mich aller Entbehrungen erinnere, mit denen unser Gefängnisleben begann, kann ich jene große Widerstandsfähigkeit nicht genug bewundern, mit der sich jeder Organismus gegen zerstörende Einflüsse ausrüstet. Alles geschah offenbar, um ihn rascher zu zerstören: keine Luft, kein Licht, keine geistige und physische Nahrung. Und doch! Wer nicht sofort von Skorbut oder einer anderen schweren, durch die Entbehrungen hervorgerufenen Krankheit ergriffen wurde, brachte es auf irgend eine Weise zu Wege,

sich diesen fast unerträglichen Bedingungen anzupassen. Viele von uns zweifelten an ihren Kräften, und sie werden sich jetzt vielleicht bei der Erinnerung an die Qualen verwundert fragen: „Habe ich denn wirklich das alles ertragen können?“

III.

Wir waren in den Händen des Gendarmeriekorps. Seine Mitglieder machten in der Freiheit Jagd auf uns, fingen uns ein und zeigten dabei die ganze typische Handlungsweise und die geistigen Züge eines Jägers nach kostbarem Wild. Sie leiteten dann die ganze Untersuchung und bemühten sich, zu beweisen, daß die ersten Mitglieder, die uns verhafteten, tatsächlich die gefährlichsten Menschen festgenommen hatten und dafür eine Belohnung verdienten. Das Gendarmeriekorps hat im voraus das Urteil des Gerichts bestimmt und dadurch bewiesen, daß die Gendarmen nicht irrten, indem sie die Angelegenheit einer grausamen Bestrafung zuführten. Die Gendarmen haben dann bei unserer Einkerkerung in Schlüsselburg mitgewirkt und dadurch bestätigt, daß wir tatsächlich solche gefährliche Menschen sind, als die wir den ersten damals erschienen. Endlich waren sie es auch, die uns im Gefängnis bewachten und jeden Monat in ihrem Berichte bestätigten, daß das Gendarmeriekorps, das mit uns zu tun hatte, nicht geirrt hatte und auch infolge seiner Einsicht und des Eifers in der Bekämpfung des Umsturzes vollkommen der Erhaltung der Ruhe und Sicherheit gewachsen ist. Wer könnte sagen, wieviele dabei ihre Vorteile hatten! Wieviele Staatsmänner haben ihre „glänzende“ politische Karriere ausschließlich auf unsere Kosten gemacht!

Wir, stets in derselben Gendarmenatmosphäre, bemerkten gar nicht, daß unsere revolutionäre Tätigkeit längst und unwiderruflich beendet war, daß wir nicht nur entwaffnet und aus dem Geleise gedrängt, sondern auch gefesselt und zu

stillem Aussterben verdammt waren. Wir bemerkten es nicht oder vergaßen es, weil wir über uns stets die mächtige Gendarmenfaust sahen, weil wir jede Stunde dasselbe unvergeßliche Sporengeklirr hörten, welches seit langer Zeit für jeden russischen Bürger der Verkünder der Rechtlosigkeit, der offenen Gesetzwidrigkeit ist. Formell waren wir vom Gericht verurteilt; das hätte auf uns vernichtend wirken können, wenn es der Ausdruck der Gesetzlichkeit und des Rechtsbewußtseins der Nation gewesen wäre. In der Tat lag nichts ähnliches vor. Jeder von uns fühlte sich vor wie nach der Gerichtsverhandlung bloß in der Macht der rohen Gewalt, die sich mit dem Feigenblatt der Gesetze verhüllte, der aber der alleinige Sinn aller Gesetze, die innere Wahrheit, ganz fremd ist.

IV.

Nicht um die Justiz, nicht um die innere Wahrheit kümmert sich ja die Regierung, die für politische Angelegenheiten Ausnahmegesetze und Ausnahmegerichte schafft und die Untersuchungsfunktionen den Gendarmen überträgt, die im Gesetz ebenso Bescheid wissen wie in der Medizin. Mit einer Regierung zu kämpfen, die das Gesetz schützt und durch ihre Achtung vor dem Gesetz und ihre Unterwerfung unter dasselbe allen ihren Organen sowie den Staatsbürgern ein Vorbild ist — mit einer solchen Regierung auf dem Wege der Gewalt zu kämpfen, ist kaum möglich. In der Anschauung jeder revolutionären Partei steht sie unantastbar da, weil sie bloß als Dienerin des Gesetzes handelt und infolgedessen alle ihre Handlungen der öffentlichen Kontrolle unterliegen. Ja, noch mehr; für ihre ganze Amtstätigkeit, für die Mißbräuche, Unterlassungen und Überschreitungen der Amtsgewalt trägt sie vor dem Gesetz die Verantwortung, und wirkliche Richter richten und verurteilen sie unter Mitwirkung der Volksvertretung.

Eine Psychologie ganz anderer Art entsteht in einem

Lande, wo die Regierung sich selbst an die Stelle des Gesetzes stellt und in allem nur nach ihrem Ermessen handelt. Hier werden die Regierungsleiter für alles und vor allem verantwortlich gemacht, weil sie selbst die autokratische Handlungsweise usurpiert und sich dadurch an die Stelle des Gesetzes und sogar über das Gesetz gestellt haben. Indem sie sich tatsächlich so durch die rohe, selbstische Richtung ihrer Politik wie durch die offenkundig verbrecherische Tätigkeit strafbar gemacht haben, rufen sie in jeder nach Wahrheit strebenden Seele das stärkste Gefühl der Entrüstung und das heißeste Verlangen hervor, sie dieser Straflosigkeit zu berauben. Es tauchen viele kühne, unternehmende Menschen auf, die in einem rechtlichen Staat ihre ganze Energie der Hebung des kulturellen Niveaus gewidmet hätten und hier nur daran denken, wie sie dem verletzten Gefühl der Gerechtigkeit Ausdruck geben können. Auf die Sympathien der gesamten Intelligenz gestützt, die sich mit dem dauernden Triumph und der Herrschaft solcher Gesetzlosigkeit nicht befreunden kann, nehmen sie sich endlich das Recht, über die Usurpatoren zu Gericht zu sitzen. Das alles liegt so sehr in der Natur der Dinge, ist so menschlich — es steht schwarz auf weiß in jeder Geschichte aller rechtlosen Nationen niedergeschrieben — daß es höchst verwunderlich wäre, wenn beim russischen Volk solch eigenmächtiges Tribunal in einer Zeit der frechsten Gesetzeszertretung seitens der Macht selbst, die das Gesetz zu beschützen verpflichtet ist, nicht entstanden wäre.

Bei solchen Verhältnissen wäre es sonderbar, wenn Menschen, welche die Kühnheit haben, die Aufgabe der Bestrafung der Straflosen zu übernehmen, das Gefühl irgend welcher Verantwortlichkeit hätten. Warum und in wessen Namen kann ich vor dem Gesetz verantwortlich sein, wenn seine Verfasser selbst vor ihm nicht verantwortlich sind?

V.

Deshalb erschien uns allen die Gerichtsverhandlung — unabhängig davon, ob man an der Sache tatsächlich beteiligt war, oder nicht — eine leere Komödie, die man mitmachen mußte. Selbst ihre Veranstalter vergaßen sie sofort, nachdem sie beendigt war. Sie begannen gleich nach Gutdünken zu handeln, indem sie den einen der „Zuchthäusler" nach Sibirien beförderten, den anderen nach Schlüsselburg, obgleich die Bedingungen der Abbüßung der Strafzeit hier und dort, also die Strafe selbst, ganz verschieden sind. In meinen Ohren tönt es noch jetzt: „Zwangsarbeit — lebenslänglich", und dabei noch „in den Gruben", wie der Verkündiger des offiziellen Schreibens aus Eigenem hinzufügte; und ein anderes, vom Gericht ganz unabhängiges und ihm ganz widersprechendes Urteil bereitete schon einen Dampfer vor und beförderte die Verurteilten zur lebenslänglichen Einkerkerung, über die im Gesetz nirgends ein Wort gesagt ist.

Nach einer solchen Gerichtsprozedur mit administrativem Epilog wurzelte sich in jedem von uns für das ganze Leben das Bewußtsein ein, daß er der Gewalt unterlag, und zwar einer unüberwindlichen, einer rohen Gewalt, die jeder moralischen oder streng juristischen Sanktionierung entbehrt. Auch das war einer der Gründe, weshalb in dem langjährigen Kampf gegen die ungesetzliche Regierung so erstaunlich selten Fälle von „Geretteten" und „Reumütigen" vorkamen. Daher legt die Regierung der Reue so viel Wert bei, zu der sie stets die schwächeren und schwankenden Charaktere zu verführen sucht. An der tatsächlichen Reue liegt ihr nichts — man schreibe ihr nur, daß man Reue empfindet, und man wird befreit.

So dachten wir selbst von unserer Lage, die lebenslänglich dieselbe bleiben sollte. Wir waren sehr jung, und das ganze Leben lag noch vor uns. Der Terminus „lebens-

längliche Zwangsarbeit“ war, auf junge Menschen angewandt, von großer Bedeutung, weil er unter noch so „günstigen“ Umständen eine Gefangenschaft von etwa 50 Jahren in Aussicht stellte. Ich erinnere mich, mit welchem Interesse ich von einem Fürsten, einem Nachkommen Ruriks, las, der nach Solowiew in Kiew volle 50 Jahre eingekerkert gewesen sein soll. Man brauchte aber nicht so weit zurückzugreifen. Ich wußte damals noch nicht, daß in derselben Schlüsselburger Festung kaum 20 Jahre vor meiner Ankunft ein Mensch gestorben war, der 38 Jahre da gelebt hatte und weder die „Gnaden“, noch die „Freiheiten“ des Liberalismus der 60er Jahre genossen hatte. Und es war gut, daß ich das nicht wußte, weil ich mich mit diesem Präzedenzfall nicht so leicht hätte abfinden können.

VI.

„Keine Schonung für die Feinde“ — dieser Wahlspruch des Absolutismus bleibt ewig unverändert. Weder Zeit, noch Nationalität wirken auf ihn ein. Der Tower und die Bastille, der Spielberg und Schlüsselburg, die Engelsburg in Rom und die Neapolitanischen Gefängnisse — alles das ist gleich unmenschlich, gleich grausam und gleich von dem Geist des unpersönlichen Hasses gegen die persönlichen Feinde durchdrungen, die es gewagt haben, an der Heiligkeit einer rohen Willkür, einer Regierung ohne Kontrolle und einer Vergeudung des Volksvermögens zu zweifeln. Überall herrschte in derselben Weise der Wille eines Einzelnen, und überall war dieser Wille unbeugsam und einem und demselben Prinzip treu: seinen Feinden niemals zu verzeihen.

Das klare Bewußtsein von Willkür, das man aus der ganzen Prozedur vor der Überführung in dieses Gefängnis hatte, und unsere Verachtung dieser Willkürherrschaft gaben in unserem weiteren Dasein die Grundtöne an; auf sie ließen sich alle Erscheinungen und Betätigungen

unseres Gefängnislebens zurückführen. Fügt man hinzu, daß ab und zu die hohen Beamten, die uns besuchten, darauf hinwiesen, daß hier ein Grab wäre, und bedenkt man noch, daß viele Beamte, besonders die von unserer Verwaltung, wiederholt betonten, das Verlassen dieses Gefängnisses *hinge von uns ab, und seine Pforten könnten* sich wohl sehr leicht vor uns öffnen, wenn wir die Sache nur geschickt und klug anfaßten, so wird dadurch die Atmosphäre treu geschildert, in der unsere Hoffnungen auf eine glückliche Zukunft und auf Änderungen unseres Schicksals blühten.

Und diese Hoffnungen bestanden und sie schwanden nie. Die Hoffnungslosigkeit und die Verzweiflung konnten nicht von Dauer sein, weil sie das Dasein verneint und vernichtet hätten, und wir waren ja noch nicht am Rande des Grabes, sondern standen in voller Blüte der jugendlichen Kräfte, deren stürmischer Andrang uns gebieterisch den Glauben an das Leben einflößte, an seinen Sieg, an Glück und Freiheit, an all das, was jetzt unerreichbar, verboten und verzaubert, mit sieben Siegeln versiegelt war, aber wovon man doch faßt unbewußt träumte. Die Hoffnung war unklar, unbeständig, schwankend, aber sie war vorhanden und konnte nicht fehlen, weil der Zustand der steten Hoffnungslosigkeit der gesunden menschlichen Konstitution nicht eigen ist. Zwischen dem Protest gegen diese Hoffnungslosigkeit und der Verneinung jeder Hoffnung schwankte auch unsere Stimmung hin und her; trotz des optimistischen Grundtones drang nicht selten Schwermut in die Seele; eine allgemeine Depression bemächtigte sich unserer, alles schien düster und trostlos. Die dunkle Wolke zog aber vorbei, und von neuem schien in der Seele die Sonne, von neuem triumphierten die lebendigen Kräfte des Organismus und von neuem schimmerten Hoffnungen ...

Es war nicht leicht, unter solchen Bedingungen unaufhörlich mit der Lampe in der Hand zu wachen, daß sie nicht

Morosow, Schlüsselburger Leidensgefährte

erlösche, und der Ankunft des „Bräutigams“ zu harren, der stets „wie ein Dieb in der Nacht“ kommt, und oft, sehr oft, viel zu spät kommt.

VII.

Mit welcher Leidenschaft aber gaben wir uns dafür dem Studium der Geschichtswerke hin! Mit welchem brennenden Gefühl nicht nur der unersättlichen Wißbegier, sondern auch des fast religiösen Glaubens suchten wir in den Büchern alles heraus, was wenigstens als indirektes, als entferntes Argument dafür dienen konnte, daß „sich die Erde doch dreht“, daß der Fortschritt dennoch alle Hindernisse mit unüberwindlicher Beharrlichkeit zerstört, daß sich alle Völker schließlich dennoch die Freiheit erkämpfen, und daß man aufhört, das Streben danach und den Kampf für sie für Verbrechen zu halten. Als wir endlich Zeitschriften erhielten, mit welchen gierigen Blicken stürzten wir uns auf die politische Chronik des Inlands in der geheimen Hoffnung, eine Andeutung, eine Erinnerung daran zu finden, daß die russische Nation im Schraubstock der politischen Sklaverei nicht erstickt, daß der russische Genius nicht endgültig in den Block geschlagen wäre, daß alles doch zu einem Ende führte, und daß dieses Ende nur ein einziges wäre, die Freiheit des Volkes! Alle Bemühungen der Machthaber, uns vor dem verderbenbringenden Einfluß der „schlechten“ Bücher zu bewahren, scheiterten wie überall in Rußland und zeitigten eine entgegengesetzte Wirkung. Je weniger Bücher es gab, desto sorgfältiger studierten wir sie. Je sorgfältiger wir studierten, desto mehr dachten wir nach und überließen wir uns Träumereien.

Wenn der Autor der negativen Richtung angehörte, alle verbrecherischen „ismen“ vom Liberalismus an bekämpfte, machte er seine Sache natürlich ziemlich unbeholfen und gab uns einen unerschöpflichen Vorrat von Argumenten gegen

sich selbst. Schon dadurch befestigte er unsere Positionen noch mehr und erhielt in uns die Überzeugung, daß die Grundlagen unserer Ansichten richtig waren, und daß uns und unseren Ideen die Zukunft gehörte. Der eifrigste Verteidiger des Unglaubens hätte z. B. nichts Geeigneteres zu dessen Verbreitung ersinnen können, als daß er Menschen, die alle dem Geiste unserer Zeit zugänglichen Geheimnisse des Weltbaues erkannt hatten, die Legenden der heiligen Märtyrer mit allen ihren kindlichen Fabeln oder die kirchlichen Zeitschriften der 40er Jahre in die Hand gab. Da wir damals mit nichts Ernsterem beschäftigt waren, stürzten wir uns mit der vollen Wucht des entwickelten, ausgehungerten Gehirns auf die Kindererzählungen, die trotz ihrer Naivetät keineswegs für kleine Kinder bestimmt waren, sondern die „Irrenden" überzeugen sollten. Selbstverständlich blieb in diesen Schriften nicht nur kein Stein auf dem anderen vor der vernichtenden Tätigkeit von kritisch veranlagten Menschen, sondern die Schriften bildeten auch noch eine ergiebige Quelle der ergötzlichsten und seltsamsten Dinge, die Gelegenheit gaben, alles „Geistliche" und Finstere zu verspotten.

Selbst die Bibel bot einem Menschen, der täglich die rohe Gewalt der geistigen und körperlichen Gefangenschaft fühlte, etwas ganz anderes als das, was aus ihr die gutmütigen, friedlichen Bürger herauslesen, deren Lebensräder gut geölt sind und leicht und glatt dahinrollen. Unsere Leser suchten und fanden in ihr jede Art von Kampf gegen Gesetzlosigkeit und Unrecht, gegen Bedrücker und Gewalttäter, den Kampf für die niedergetretenen Rechte, den blutigen und schonungslosen Kampf, der mit der Vernichtung jedes Gegners der nationalen Interessen und der normalen Entwicklung des Volkes endigte, den Kampf der Gewalt auf der einen Seite und den der Ideen auf der anderen — den erhabenen Kampf der jüdischen Propheten, dieser „eigenmächtigen" Enthusiasten, dieser „Pseudo"-Abkömmlinge aus dem Schoße des Volkes, die in Lumpen und Bußkleider gehüllt, von ihren

eigenen Königen verachtet und aus dem Wege geräumt, trotz der Verfolgungen mit um so größerer Kühnheit ihre Stimmen erhoben voll Feuer und Donner, Entrüstung und Unwillen, Drohungen und Vorwürfen. Endlich fand man da den Kampf, den das ganze Volk für seine nationale Selbstbestimmung, für seine Freiheit und Unabhängigkeit, für seine Rechte und Privilegien führte, das weder mit der Macht der fremden Eroberer, noch mit der Dauer der von ihnen zum Gesetz erhobenen Herrschaft, auch nicht mit der damals allerdings noch nicht existierenden Doktrin rechnete, daß „es keine Macht gibt, die nicht von Gott sei"!

Kurz, überall Kampf und Kampf, überall das mutige Wagen im Namen der heiligen und erhabenen Interessen des Volkes, überall Feindschaft gegen alles, was Fesseln anlegt und das geordnete und gesetzmäßige Leben des Vaterlandes verunstaltet, und überall Märtyrertum und Leiden für die Idee, und Heißhunger nach der mit Füßen getretenen und gedemütigten Wahrheit. So gewährte die Bibel einen unzweifelhaften Trost in dem Gedanken daran, daß ja das Schicksal aller verwegenen Führer, die es nicht verstehen, breite, ausgetretene und ebene Wege zu gehen, von jeher und überall dasselbe ist. Darum führte sie nicht zur Reue, Demut und Ergebung, sondern im Gegenteil sie stärkte, wie jede weltliche Lektüre, die Anschauungen in derselben Richtung. Danach blieben die Leser im Gefängnis der festen Überzeugung, daß selbst dann, wenn unsere Augen auch nicht würdig sein würden, die Erfüllung unserer geheimsten Wünsche zu sehen, das kühne Streben nach ihrer Verwirklichung die wahrhaft heilige Pflicht eines jeden ist, der in sich die Stimme seines Gottes gehört hat, die ihn auf diesem Weg nach Golgatha ruft.

VIII.

Also fuhr unser Geist fort, unabänderlich in der einmal eingeschlagenen Richtung zu arbeiten, einerlei ob wir die

anfeuernde Geschichte Europas von Schlosser lasen, der fast alle Könige wegen ihrer „unerhörten“ Grausamkeit, „unsinnigen“ Verschwendung und „sinnlosen“ Laster an den Pranger stellt, oder ob wir in Ermangelung von Romanen in den Legenden der heiligen Märtyrer blätterten, wo fast jede Schilderung der Märtyrertaten Verachtung gegen die Gewalt predigte, oder endlich, ob wir uns durch die Lektüre der heiligen Schrift belehrten, in der erzählt wird, daß auch mit den Pharaonen und den Königen und Königinnen Israels, wenn es notwendig war, sehr scharf ins Gericht gegangen wurde. Überall fanden wir heraus, daß die Sache derjenigen, die für das Wohl des Vaterlandes kühne Taten verrichteten, wenn sie auch nachher in Gefangenschaft gerieten, gar nicht so schlimm war, wie die triumphierenden Machthaber gern beweisen wollten. Und was wir lasen, trug in den Augenblicken des Nachdenkens, der Aufregung und der Anfälle der Melancholie entschieden bei, die Seele frisch zu erhalten. Jede Kleinigkeit, die dem gewöhnlichen Leser keiner Beachtung wert scheint, wuchs hier in unseren Augen zu ernsten Dimensionen an, wenn es nur dem innersten Wunsch schmeichelte und das unüberwindliche Bedürfnis nach dem Glauben befriedigte, alles wäre zum Besten in dieser schlimmsten aller Welten. Mochte tatsächlich hie und da der Fall eintreten, daß das Böse triumphierte, daß die uneigennützigsten Bemühungen nicht von Erfolg gekrönt waren, daß es viele Arten von heißem, glühendem Glauben in der Welt gegeben hat, die vom Leben und von der Gewalttätigkeit völlig zertrümmert worden sind, — das streifte bloß die Oberfläche des Bewußtseins, ohne es tiefer zu berühren. Glauben bleibt Glauben, und seine Psychologie ist dieselbe, ob er die Dogmen über den Himmelsherrscher betrifft oder politische Doktrinen, die von der Herkunft und dem Schicksale der irdischen Herrscher sprechen. Alles, was den Glauben rechtfertigt, wird sorgfältig aufgenommen und dem Gedächtnis eingeprägt. Alles, was ihm

widerspricht, wird ebenso sorgfältig ignoriert, ausgeschaltet und vergessen, und der Gläubige bleibt von der aufrichtigen Überzeugung durchdrungen, daß er hauptsächlich darum glaubt, weil sich so viele überzeugende Beweise für seinen Glauben angehäuft haben. Und deshalb wirkten die Erklärungen der Machthaber, die uns besuchten, „daß man von hier nicht hinausgeht, sondern hinausgetragen wird", auf uns ebenso wie auf einen Gläubigen, der auf ein jenseitiges Leben hofft, die Behauptung, daß mit dem irdischen Leben alles zu Ende sei.

IX.

Man darf darum nicht annehmen, daß wir blinde Fanatiker ohne objektives, kühles Urteil waren, die nach ihren eigenen, logischen Gesetzen dachten und räsonierten und nicht die Fähigkeit besaßen, gründlich und mühselig nach der Wahrheit zu suchen. Wir hatten hinreichend Zeit, unseren jugendlichen Enthusiasmus zu ersticken und alle Werte umzuwerten. Der kritische Geist besitzt einen großen Vorrat an Skepsis, und diese konnte Autoritäten unterscheiden und selbst solche entthronen, die seit dem grauesten Altertum her anerkannt waren. Andererseits ist es undenkbar, daß ein so gearteter Geist völlig unempfänglich sei für andere Autoritäten, nämlich für solche, die lehren, daß weder dem Wesen des Menschen, noch der politischen und ökonomischen Verhältnisse eine „unerschütterliche" Grundlage entspreche, auf der Rechtlosigkeit und Eigenmächtigkeit, Not und Überfluß unzerstörbar und für immer aufgebaut seien.

Wir blieben auch durchaus nicht in einer geistigen Erstarrung mit unseren sozialen und allgemeinen Ansichten auf einer und derselben Stelle. Im Gegenteil, trotz aller ungünstigen Bedingungen gingen wir allmählich immer weiter vor, eroberten immer neuere Gebiete des Wissens und vertieften

und erweiterten langsam die noch vorhandenen Kenntnisse, nicht so sehr in der Absicht, die erworbene Bildung auszunutzen, wenn sich die Türen des Gefängnisses öffnen würden, wie vielmehr aus dem unersättlichen Bedürfnis des Geistes, neue Fragen und Aufgaben zu stellen und sie nach Kräften zu lösen. Dabei spielte uns, wie bereits bemerkt, die Verwaltung sehr arg mit.

Als die geistigen Kräfte noch frisch, die geistigen Bedürfnisse noch stark und die Fähigkeit zur Aneignung neuer Kenntnisse noch nicht verbraucht waren, gab man uns fast gar kein Material für die geistige Tätigkeit und wissenschaftlichen Arbeiten, oder doch nur in einem äußerst begrenzten Maße. Als dieses Material in genügender Quantität vorhanden war und sich immer rascher und rascher und fast unbeschränkt zu erweitern begann — besonders seit dem Eintreffen von Büchern aus dem Museum —, da waren unsere Kräfte leider schon durch das Alter, wie von der Untätigkeit, vielleicht auch durch die schlechte Nahrung geschwächt, und wir konnten den wissenschaftlichen Reichtum nicht mehr voll ausnutzen. Nicht alle studierten gleich eifrig, nicht alle waren gleich vielseitig, und mir steht es nicht zu, namentlich zu schildern, wer sich auf einem bestimmten Gebiet und in bestimmtem Maß bereichert hat, noch zu erörtern, wie weit die intellektuelle Arbeit, die ewig frische und verlockende Arbeit, Befriedigung bot. Wie wenig fruchtbringend diese Arbeit auch war, machte sie jedenfalls für die Mehrheit den hauptsächlichen Inhalt unseres inhaltslosen Lebens aus; und man kann ohne Übertreibung sagen, daß wir im Laufe dieser zwei Jahrzehnte so viel Zeit für Lektüre verwandten, wie nur wenige unter unseren Altersgenossen in der Außenwelt. Freilich lohnten viele Bücher die aufgewandte Mühe in keiner Weise.

Besonderer Sympathie erfreute sich bei uns natürlich die Belletristik, die uns lange und beharrlich vorenthalten wurde. In dem Verbot der schöngeistigen Literatur hat sich

dieselbe erfahrene Hand des Kerkermeisters gezeigt, die uns von allem vollständig fernhielt, was in unser trauriges Dasein wenigstens ein Teilchen Poesie und Begeisterung hätte hineintragen können. Wir hatten nichts, um das drückende Gefühl des Schmerzes zu betäuben, wenn es einmal entstand. Wir hatten keine Möglichkeit, den mythischen Pegasus zu finden, der uns auf den Flügeln der Phantasie aus den dumpfen, drückenden Gewölben in die Freiheit der weiten Welt fortgetragen hätte.

Wir besaßen zwar Phantasie, allein sie war nicht bei jedem lebhaft und produktiv. Ein leeres Phantasieren aber zu fördern und zu entwickeln, war äußerst gefährlich, weil es leichter zu Halluzinationen, Hellsehen, krankhaften Träumereien und schließlich zu tatsächlichem Wahnsinn führen kann, wenn man die Macht über die ungehorsamen Bilder der Vorstellung verliert. Ich könnte nicht sagen, wie viele Stunden, vielleicht auch Tage ohne Unterbrechung wir später in phantastischen Träumereien verbrachten, die irgend ein Roman hervorgerufen hatte. Der gesunden Nahrung aber für diese Vorstellungen beraubte man uns in den ersten Jahren absichtlich. Ein schmachvolles Gedenken dem „Wohltäter“ der Menschheit, der die Einzelzelle ersonnen und den Gedanken gefaßt hat, dem Gefangenen auch die erhebenden Kunstwerke zu entziehen!

X.

Wissenschaftliche Fragen, besonders die ökonomischen und politischen, besprachen wir in den ersten Jahren nur unter vier Augen, bei den Spaziergängen. Wir konnten deshalb lange Zeit Meinungsverschiedenheiten nicht bemerken, die allmählich in unserem Kreise reiften. Da wir alle, außer Janowitsch und Worynski, als Mitglieder der Partei des „Volkswillens“ verurteilt waren, hielten wir uns für solidarisch in den politischen und ökonomischen Ansichten. Die

ersten Jahre des einsamen Nachdenkens gingen aber nicht ohne Wirkung vorüber. Den späteren Marxisten pflegte man den Vorwurf zu machen, daß sie Dogmatiker wären, blindes Vertrauen zur Autorität hätten und den Grundsätzen kritiklos gegenüberständen, die vielleicht aufrichtig, aber doch nicht so unbestreitbar sind, wie beispielsweise mathematische Axiome. Ich glaube, die alten Anhänger des „Volkswillens" sündigten darin nicht weniger. Zum mindesten behandelten einige von den Alten, als sich bei Beginn des geselligen Verkehrs herausstellte, daß einige von uns zur Sozialdemokratie neigten, diese etwas verächtlich. Der Prüfstein bei uns war die Frage des gemeinschaftlichen Grundbesitzes, welcher das Dogma der alten Anhänger des „Volkswillens" war. Die Debatten über diese Frage waren bei uns wie überall in Rußland heiß, leidenschaftlich und scharf. Als es sich erwies, daß einige von uns (Janowitsch, Lukaschewitsch, Schebalin, Morosow und ich) keineswegs Anhänger des gemeinschaftlichen Grundbesitzes waren, war man geneigt, uns eines wahren Verrates nicht nur an den heiligen Grundsätzen der gesamten fortschrittlichen russischen Literatur, aus der die Partei des „Volkswillens" Material für ihr ökonomisches Programm holte, zu beschuldigen, sondern auch überhaupt „an der heiligen Sache des Dienstes für das Volk". Aber man vermochte doch nicht die Abtrünnigen zu überzeugen, und so mußte unsere einheitliche Parteifamilie zerfallen. Wir richteten unsere ganze Aufmerksamkeit auf die Stadt und die Fabriken; jene hauptsächlich auf das Dorf und die Interessen der Landwirtschaft. Wir begrüßten den Kapitalismus als eine Kraft, die nicht nur die Arbeiter und die Revolutionsbataillone organisiert, sondern auch den industriellen Reichtum des Landes schafft; sie aber sprachen den Fluch über ihn aus, als die Ursache der Entziehung des Bodenbesitzes und der Verelendung des Volkes.

Seitdem die Spaltung bei uns eingetreten war, gab es

keinen einzigen Fall, daß jemand, überzeugt von den Argumenten der gegnerischen Seite, in das andere Lager übergegangen wäre. Offenbar lag irgend etwas in der Natur des Menschen, wenigstens in der Natur seiner Erkenntnisfähigkeit, daß der eine mehr — wie man damals sagte — zum Marxismus, der andere zur Volkspartei neigte, oder wie man jetzt sagen würde: zu den „S. D.“ (Sozialdemokraten) oder zu den „S. R.“ (Sozialrevolutionären). So erbittert auch unsere Dispute sein mochten, kam es doch auch nicht ein einziges Mal vor, daß sie in Feindschaft übergingen, oder daß die theoretischen Plänkeleien eine Veränderung unserer gegenseitigen Gefühle und Beziehungen bewirkt hätten, während sich sogar Eheleute, wie ich vor kurzem erfuhr, aus dem einzigen Grunde trennten, weil der Gatte „S. D.“ und die Gattin „S. R.“ war oder umgekehrt. Offenbar waren unsere Wortgefechte, bei aller Leidenschaftlichkeit, zu sehr rein theoretischer Natur.

Übrigens wußten wir von der Verwandlung eines Teiles der „Narodniki“ in „S. R.“ gar nichts bis zum Juni 1905, als man vom alten Gefängnis M. M. Melnikow zu uns brachte, der einiges mitteilte. Ausführlicheres über die neuen Ideen erfuhren wir von G. A. Gerschuni einen Monat vor der Freilassung. „Gedruckt“ gelangte die Beweisführung für diese Ideen erst in der Freiheit zu unserer Kenntnis. Hier betrübte uns nichts so sehr, wie der Antagonismus zweier Richtungen der russischen Wirtschaftspolitik gerade in jenen Tagen, da es unumgänglich notwendig war, nur von der Solidarität und der Einheitlichkeit auf Grund der Eroberung neuer konstitutioneller Freiheiten zu sprechen, die noch nicht aus der Phase der leeren Versprechungen hervorgegangen waren. Aber hier überschreite ich schon die Grenzen der Ideenkämpfe in unserer Folterkammer.

XI.

So kann man unser intellektuelles Leben weder als völlig inhaltslos, noch als ganz fruchtlos bezeichnen. Das ideelle Interesse stand bei uns immer sehr hoch, und wir bemühten uns, es mit allen jenen Mitteln zu befriedigen, die nur zu unserer Verfügung standen. In den grundsätzlichen sozialpolitischen Anschauungen gingen wir so oder anders mit unserer Zeit so ziemlich mit, und wir erscheinen uns jetzt nicht als Rückständige. Allein obgleich die theoretischen Ideen in uns die geistige Frische wachhielten und die Hoffnungen auf die Möglichkeit eines politischen Zusammenbruches in einer mehr oder weniger bestimmten Zukunft nährten, konnte niemand nur annähernd den Zeitpunkt dieses ersehnten Endes angeben. In solchen Dingen vermochten selbst scharfe, überdies sehr gut informierte Geister ihrer Epoche nicht voranzueilen und etwas Genaues vorherzusagen. Als der Krieg mit Japan begann und die meisten von uns sofort auf Grund allgemeiner historischer und sozialer Kenntnisse der festen Ansicht waren, daß ein Reich mit einem politischen Regime wie Rußland keine siegreichen Kriege führen könne, waren einige unserer Kameraden, ungeachtet ihrer theoretischen Kenntnisse, vom patriotischen Gefühl verblendet und urteilten ganz anders. Sie wünschten Rußlands Sieg, und sie begründeten ihre Hoffnung nicht auf Tatsachen — denn daß wir unbedingt ausländischer Märkte bedürfen, war wenig stichhaltig und keineswegs ein neues Argument — sondern sie folgerten rein gefühlsmäßig: „Es wäre eine Schande, geschlagen zu werden, und man kann nicht bewußt dem Vaterlande eine solche Schmach wünschen.“

Ich habe bereits erwähnt, daß unsere geistigen Interessen und Neigungen immerhin vom Leben losgelöst waren. Man konnte jedes beliebige geniale System aufstellen, man konnte die hervorragendste Entdeckung machen,

man konnte sich mit den vielseitigsten und nützlichsten Kenntnissen bereichern; allein so wichtig das alles für unser, auf niedriger Kulturstufe stehendes Vaterland sein mochte, es mußte in den Händen der Gewalttäter bleiben und kam nie zum Vorschein. Eine solche Perspektive konnte die Arbeitslust nicht im geringsten fördern. Es gehörte eine ungewöhnliche Kraft dazu, unaufhörlich zu arbeiten, ziellos zu arbeiten, ganz unabhängig von der praktischen Anwendung seiner Bemühungen für die lebendige Welt... Ich kann noch heute nicht bestimmt sagen, ob diese intellektuelle Arbeitsfähigkeit nichts weiter als das Ergebnis eines gesunden Gehirns war, welches trotz alledem Tätigkeit forderte, ob sich diese Arbeitsfähigkeit instinktiv äußerte wie beim Vogel im Käfig, der ein Nest baut, ohne seiner zu bedürfen — oder ob es unser Glaube an den baldigen Triumph der Sache war, der, uns selbst unbewußt, so tief und dauernd in unserm Innern lebte, daß er unsere Stimmung wie die Äußerung und Richtung der Gedankenwelt ganz unabhängig von unserem Bewußtsein beeinflußte. Ohne Zweifel hat abwechselnd das eine oder andere Moment eingewirkt, und es zeigte sich bei denselben Personen zu verschiedenen Zeiten das Übergewicht bald des einen, bald des anderen Faktors in unserem inneren Leben.

XII.

Das geistige Leben konnte jedoch an sich, wäre es auch bedeutend intensiver gewesen als bei uns, kaum unser ganzes Dasein ausfüllen und ihm jenen tieferen Sinn geben, ohne welchen es sich nicht verlohnt hätte, es weiterzuführen. Naturen, die ausschließlich mit dem Verstand leben, sind äußerst selten. Wir gehörten fast ausnahmslos nicht zu diesen.

Außer den stillen und harmlosen intellektuellen Freuden, außer dem noch stilleren Schimmern der zauberhaften

Hoffnungen und Verheißungen, die den Grundton angaben und unsere Träume nährten, gab es bei uns, wie ich bereits zu Beginn erzählt habe, auch ein eigenes reales Leben. Wenn es keine echte Tätigkeit gibt, kann ein Surrogat doch zum Teil den unlöschbaren Durst nach Tätigkeit, jenes eigenartige Muskeljucken stillen, welches jeder gebundene Mensch in Augenblicken des erzwungenen Nichtstuns empfindet. Unsere technischen und sonstigen Arbeiten befriedigten einigermaßen dieses Bedürfnis, indem sie einen Ausweg der Schaffenskraft der tätigen Natur boten, die nicht nur Vorhaben fassen, sondern sich auch an ihrer Verwirklichung erfreuen konnte.

Wenn man doch jetzt wenigstens annähernd jene zahlreichen, wahrhaft genialen Bemühungen des Geistes und der Energie aufzählen könnte, die in Rußland darauf verwandt wurden, die Wache zu täuschen und aus dem Gefängnis zu entfliehen! Wieviel Gutes wäre dem Vaterland gebracht worden, wenn diese begabten Menschen die Möglichkeit gehabt hätten, alle ihre Fähigkeiten zu friedlicher und produktiver Arbeit zu gebrauchen!

Von nichts hat man so lange, so beharrlich und so qualvoll geträumt, wie gerade von der Flucht, obgleich man mit nüchternem Verstand deutlich erkannte, daß sie ganz unmöglich war. Dieses Träumen kam wie von selbst, plötzlich und ohne Ursache, nur selten im Zusammenhang mit einer Fahrlässigkeit des diensthabenden Wächters, welche die Frage erweckte: „Wenn ich dies sofort benutzte?“ Man träumte davon in der schlaflosen Nacht, man träumte auch am Tage, man träumte beim Schneegestöber im Winter, wenn es den Menschen die Augen blendete, und am hellen Sommermittag, der so verlockend in die weiten Felder und in den freien Schoß der Natur rief. Man träumte davon heimlich, einsam, mit sich allein, man träumte davon laut, zu zweien und mit vielen . . .

In der Osternacht aber, da wir so sehr von den Ge-

danken an die Auferstehung aus dem Grabe, an den Triumph des Lebens über die Verwesung und an die Befreiung aus der Gefangenschaft erfüllt waren, träumten wir wohl am meisten davon, daß man unsere Befreiung begrüßen und jeden brüderlich umarmen würde, der im Dienste seines Nächsten eigenmächtig die Fesseln sprengte. Man entwarf Pläne, die am leichtesten durchzuführen wären — wie man das Gefängnis verlassen und auf die Mauer steigen sollte, wie die Schildwache, die dort stand, zu umgehen wäre, wie man von der Mauer herabsteigen und darauf in das schnellströmende Wasser der Newa tauchen, und schließlich wie man nach Petersburg gelangen und rasch einen sicheren Zufluchtsort finden könnte. Diese Träume erfüllten uns beharrlich, als wir noch keine Werkzeuge und nicht die geringste Möglichkeit hatten, aus der Zelle zu entkommen; sie stellten sich aber mit derselben Beharrlichkeit ein, als es uns bereits keine Mühe gekostet hätte, das Gitter durchzusägen — in diesem Falle wäre uns aber die Flucht ebenso unmöglich gewesen, da die Wache bei dem elektrischen Lampenlicht im Hof jede Gestalt, selbst in stürmischer und dunkler Nacht, erkennen konnte.

Diese Gedanken, hoffnungslos und phantastisch, waren wirklich bestrickend und erfreuten uns durch ihre aufregenden Hindernisse und die imaginäre Möglichkeit, die innigsten, nie gestillten Wünsche zu verwirklichen. Diese Träume ergaben sich so sehr aus der Natur der Dinge, daß sie zu ihrer Entstehung und ihrer Verstärkung keines besonderen Anlasses bedurften. Deshalb hat es uns nicht wenig belustigt, als uns Gudz einmal eine Nummer der Zeitung „St. Petersburg“ gab, in welcher einige Zeilen mit Tinte durchstrichen waren. Wir entfernten die Tinte, und es zeigte sich, daß da die Rede von der Flucht eines oder mehrerer Verbrecher aus einem Provinzgefängnis war. Der arme Inspektor wollte uns auf diese Weise vor diesem

gefährlichen Gedanken und dem verderbenbringenden Einfluß der Presse bewahren.

In den letzten Jahren, als Nachrichten über unterseeische Boote zu uns drangen, dachte ich viel darüber nach, wie man unterhalb der Festungsmauern einen unterirdischen Gang direkt zu einem unserer Gemüsegärten graben könnte, die an diese Mauern stießen. Natürlich hatte ich Gönner im Auge, die auch die Mittel zum Ankauf eines kleinen Bootes besässen und uns bei der Flucht behilflich sein würden. Ich stellte mir oft vor, wie leicht alle Einzelheiten zu verwirklichen wären, wie wir alle auf ein gegebenes Signal am hellen Tage in den Gemüsegarten eilen und einer nach dem anderen vor den Augen der diensthabenden Wächter in ein offenes Loch verschwinden, um durch einen ausgegrabenen Tunnel zum unterseeischen Boot zu laufen.

Offenbar hatten die Phantasien Jules Vernes, die mir noch aus der Kindheit bekannt waren, hier unerwartet eine praktische, äußerst verlockende Anwendung angeregt.

XIII.

Ich kehre nun zum realen Leben zurück.

Beständig und unabhängig von allen Zufälligkeiten war der Kampf um „Milderungen". Dieser Kampf vollzog sich entweder offen und mit Vorbedacht oder geheim, hinter den Kulissen, und dann ebenso tätig oder passiv, und äußerte sich als Widerwillen gegen die Kerkermeister, als Weigerung, eine ihrer Verfügungen auszuführen, als unaufhörlicher Antagonismus, als Bestreben, sich vor plötzlichen, stets erwarteten Verletzungen, vor Überfällen auf die Persönlichkeit und auf die Würde zu schützen. Dieser Kampf, wie er sich auch äußern, welche Formen er auch annehmen mochte, hielt uns selbst in den liberalen und friedlichen Tagen in einem Zustand chronischer Aufregung. Eine solche Aufregung, für die fast gar keine Auslösung in

verschiedenartiger Tätigkeit vorhanden war, beeinflußte unser Nervensystem sehr verderblich. Zu gleicher Zeit aber ersetzte sie bis zu einem gewissen Grad lebendige Eindrücke und wirkte auf unseren geistigen Organismus in derselben Weise, wie die Temperatur auf den physischen Organismus wirkt: in gewissen Grenzen erhält sie das Leben und bildet eine notwendige Bedingung für den normalen Stoffwechsel; außerhalb dieser Grenzen ruft sie Krankheit oder gänzliche Zerstörung hervor. Ich habe bereits früher erwähnt: wie nichtig auch jene Güter waren, die wir zu erkämpfen hatten, so bedurften wir ihrer doch unbedingt als eines Minimums, mit dem wir uns zufrieden gaben, um zu leben, alle sonstigen Entbehrungen zu ertragen und geduldig auf bessere Tage zu warten. Man kann sagen, daß man uns dem physischen und geistigen Hungertod ausgesetzt hatte. Man wollte uns zuerst das Allerwertvollste rauben, das für uns teurer als das Leben war, und wodurch wir unseren Feinden besonders verhaßt waren — unsere geistige Persönlichkeit — und uns dann bis zur äußersten Abstumpfung und Willenlosigkeit bringen.

Dieser Kampf wurde auf eine mehr oder minder parlamentarische Weise geführt, und wie es in den Gefängnissen üblich ist, bis zu einem gewissen Grade auf eigene Kosten. Ich habe schon einiges darüber gesagt, als von unserem Hungerstreik die Rede war.

Wirkten die oratorischen Mittel oder die ruhigen Beweisgründe des Verstandes nicht, so wurden, wie in den Parlamenten, Drohungen vorgebracht mit mehr oder weniger durchsichtigen Anspielungen auf bewaffneten Kampf oder auf das Eingreifen der ganzen „Nation“ in corpore oder auf bestimmte Handlungen von aufrührerischem Charakter, die den wohlgeordneten Lauf des Lebens in Schlüsselburg zerstören könnten und der Administration Anfragen und allerhand Verweise aus Petersburg verhießen. Aber in welcher Weise auch der Kampf geführt wurde, wie selten auch

energische, ernste, aktive Maßregeln vorkamen, so befanden wir uns — als rechtlose, außer dem Gesetz stehende Menschen, die, in den Händen roher Kerkermeister, des nächsten Tages nicht sicher waren — fortwährend in kriegerischer Spannung und in Erwartung eines unvermuteten Ereignisses. Natürlich fühlte sich auch unsere Wache, obschon sie keine Waffen trug, stets wie im Kriegszustand.

XIV.

Wir betrachteten die Verfügungen der fürsorglichen Administration nicht als für uns bindend. Keinerlei Argumente konnten uns von der Heiligkeit, Gerechtigkeit oder Notwendigkeit dieser Regeln überzeugen. Wir beobachteten sie nur, der unüberwindlichen Gewalt gehorchend, und nur so lange, bis man diese Gewalt durch List überwinden oder in irgend einer anderen Weise beseitigen konnte. Deshalb war keiner von uns auch nur einen einzigen Tag davon überzeugt, daß er alle „Gebote“ beobachtet habe und daß des Abends nicht der Inspektor zu ihm eintreten werde, um irgend eine Vergeltung zu üben. Der Anblick allein dieses unerwarteten und ungerufenen Besuchers, der ohne Anmeldung und Zeremonie erschien, von einem oder zwei Unteroffizieren geschützt, war geeignet, jeden von uns aus dem Gleichgewicht, die Nervöseren aber wie Schießpulver zum Explodieren zu bringen. Man mußte viel Selbstbeherrschung haben und sehr lange dergleichen gewohnt sein, um sich ruhig zu verhalten und dem Offizier keine ungehörige Antwort zu geben, der durch seinen Eintritt mit der Wache daran erinnerte, was man ihm antun könnte, und was er erwartete. Aber davon abgesehen, konnte selbst eine sanfte, möglichst zarte Bemerkung, — besonders seitens Gudz — einige von den Kameraden zur Entrüstung bringen, wenn es sich um eine geringfügige Angelegenheit handelte, wegen der man wohl einem minderjährigen Schuljungen einen Ver-

weis geben dürfte, nicht aber einem 40jährigen Mann. Diesen ist selbst das Wort „Instruktion“ verhaßt als Symbol der Willkür und Rechtlosigkeit.

Unseren Genossen im Alexejew-Ravelin las man eine Instruktion vor, in der man mit nicht weniger als 4000 Spießruten drohte. Bei uns zeigte man die Instruktion, die angeblich für Zuchthäusler verfaßt war, dem Lagowski vor, der selbst der Bürgerrechte nicht beraubt war; und die Instruktion, die für die Männer bestimmt war, wurde in den Zellen der Frauen angebracht. Infolgedessen war die Instruktion mit der Erwähnung von 50 Rutenhieben, auch nachdem das Gesetz erlassen war, welches Körperstrafen für Frauen aufhob, immer noch in den Zellen unserer Damen ausgehängt. Als ich den liberalen Hangart auf diesen Unsinn — um nicht von Ungesetzlichkeit zu sprechen — aufmerksam machte, konnte er mir nichts anderes erwidern, als daß man die Instruktion in den Zellen hängen ließe und es gleichgültig wäre, wer sich darin befände. Es war schwer, sich mit einer Instruktion abzufinden, von der selbst die Verfasser sagten, daß sie sich darum nicht kümmerten, für wen sie bestimmt wäre.

XV.

Wer je mit Gendarmen zu tun hatte, besonders wer bei ihnen für nahestehende Personen, die sich in ihrer Gewalt befanden, eintrat, weiß sehr wohl, wie erfolgreich auf sie ein Machtwort oder ein schroffer Ton wirkt, — sogar ein Schimpfwort oder offene Drohungen. Eine solche Behandlung der kleinlichen, verkäuflichen und feigen Seelen, die ihr Leben lang Lakeien sind, hat überall, wie man sagt, den besten Erfolg. Sie sind zu sehr an diesen Ton der Obrigkeit gewöhnt. Behandelt man sie sanft, so erscheint dies ihren Augen als Schwäche oder Zaghaftigkeit. Sie weichen nur zurück, wenn sie etwas befürchten. Will man etwas er-

langen, so muß man beharrlich und energisch fordern, und diese Forderungen werden eher zum Ziel führen. Alles Grobe und Schroffe imponiert ihnen wie eine Macht, und sie ziehen sich unwillkürlich zurück, ohne sich sogar darüber Rechenschaft zu geben.

Alle diese Wahrheiten waren uns in den Anfängen unseres Gefängnislebens noch lange nicht bekannt, wir leiteten sie erst später aus dem Ergebnis unserer Beziehungen zu den Gendarmen ab. Schließlich bildete sich bei uns die Überzeugung, die wir ihnen selbst auch nicht verheimlichten: wollte man von ihnen etwas erreichen, mußte man sie beschimpfen oder ihnen eine große Unannehmlichkeit bereiten. Es erzielte derjenige unter uns eher die erwünschten Erfolge, der imstande war, sich mit ihnen auf ein Niveau zu stellen, und der — „à la guerre comme à la guerre“ — mit ihnen keine Umstände machte.

Wir bemühten uns z. B. die ganze Zeit darum, daß man uns zum Tee kochendes Wasser brachte. Alles war vergeblich. Im letzten Jahr wandte sich G. A. Lopatin in einer diesbezüglichen schriftlichen Eingabe an Jacowlew mit Ausdrücken, die nicht ganz für den Druck geeignet, aber außergewöhnlich energisch und vielsagend waren. Das Schreiben wirkte, und seither brachte man nur für ihn einen Samowar mit siedendem Wasser, den man ihm in die Zelle zu der Stunde trug, da alle anderen das gewöhnliche Wasser bekamen. Ich lasse mich nicht in Einzelheiten über die Kampfesarten ein, weil viele nicht ganz ästhetisch waren, obgleich diese sich gerade als die erfolgreichsten erwiesen haben. So hat K. F. Martinow einmal den Inspektor Feodorow außer Fassung gebracht, der ihm verbot, auf das Fenster zu klettern, indem er ihm einfach durch die offene Türklappe ins Gesicht spuckte. Er wurde dafür in Fesseln gelegt und saß ungefähr ein halbes Jahr im Karzer in dem alten Gefängnis. Später versöhnte sich Feodorow mit ihm, und das Klettern auf die Fenster hörte auf, ein Verbrechen zu sein.

XVI.

Die stürmischste allgemeine Aktion ereignete sich am 2. März 1902, die ich bereits flüchtig erwähnt habe.

Als ein Brief Popows an seine Mutter bei einem Soldaten abgefangen wurde, entzog man uns viele von den früheren Milderungen. Man trennte uns wieder, verschloß alle Türen und ließ aufs neue nicht mehr als zwei beisammen. Die Zeitschriften wurden entzogen, die Arbeiten eingestellt usf. Am Abend desselben Tages, als wir alle, ohne die Ursache der Maßregeln zu kennen, äußerst bestürzt und erregt waren, hatte S. Iwanow einen Zusammenstoß mit dem Inspektor. Iwanow hatte das „Äuglein“ in der Tür verdeckt und wollte der Aufforderung des Inspektors, dies zu unterlassen, nicht gehorchen, was er damit motivierte, daß der diensthabende Wächter ihn aufrege, wenn er hereinblicke. Hierauf verfügte Gudz, auf Befehl des Oberst Obuch, den Ungehorsamen zu binden und ihn in den Karzer zu tragen, da er sich weigerte, freiwillig zu gehen. Iwanows Zelle befand sich rechts neben mir, und die leere Zelle, in die man ihn tragen sollte, lag links. Ich hörte, wie man zu ihm eintrat und Unterredungen führte, und ich erriet, daß hier etwas Böses vor sich ging. Ich fing deshalb an, aufmerksamer zu lauschen, und als man noch einmal in seine Zelle trat, vernahm ich ein leises Geräusch und einen gedämpften Aufschrei: „Holt den Arzt, den Arzt!“ In demselben Augenblick ergriff ich, ohne mich zu besinnen, den Besen und begann mit aller Kraft gegen die Tür mit dem Besenstiel zu trommeln. Wie auf ein Signal begann dasselbe in allen anderen Zellen: jeder gebrauchte offenbar das, was er zur Hand hatte. Es fand ein „Konzert“ statt, wie es ähnlich das Gefängnis seit Beginn seiner Tage noch nicht vernommen hatte. Vor kurzem erfuhr ich, daß ein ebensolches Konzert, bloß bedeutend stärker, im Butirski-Gefängnis in Moskau im November 1905, veranstaltet wurde.

Das Klopfen und die Rufe wie: „Henker“, „Ungeheuer“, „Blutsauger“ sowie ein donnerähnliches Gepolter, als ob man die Türen mit Mauerbrechern stürmte, dauerten gegen eine halbe Stunde, bald verhallend, bald sich wieder erhebend. Der eine rief: „Den Inspektor her!“, der andere „den Oberst!“, der dritte „den Arzt!“ Der Oberst erschien sofort und gab unten, im Korridor beschwichtigende Erklärungen ab: es sei nichts Besonderes vorgefallen, man habe bloß einen gebunden, der nicht in den Karzer gehen wollte.

Inzwischen trug man Iwanow, der das Bewußtsein verloren hatte, an meiner Tür vorbei in die leere Zelle, und Popow, der auf der anderen Seite neben ihm seine Zelle hatte, verlangte, man sollte ihm zeigen, in welchem Zustand sich unser Genosse befand. Der Inspektor ließ Popow heraus, aber kaum war er bis zur Tür gelangt, da vernahm man von unten her den Befehl des Oberst: „Das ist nicht nötig!“ Man schleifte ihn zurück, er stemmte sich dagegen, schrie ein wenig, und wir alle klopften wieder und noch stärker gegen die Türen. Mit einem Wort, wie auf einen Zauberschlag verwandelte sich das stets totenstille Gefängnis in eine Abteilung von Tobsüchtigen eines Irrenhauses. Man mußte doch den Arzt holen. Er brachte Iwanow zum Bewußtsein und blieb bei ihm gegen eine halbe Stunde. Der Kranke lag noch zwei oder drei Tage in der leeren Zelle. Unsere Nerven waren erschüttert und die meinigen schmerzten so sehr, wie ich es noch nie empfunden hatte. Am darauffolgenden Tage riß Vera Nikolaiewna Figner Gudz nach einer scharfen Auseinandersetzung die Epauletten herunter als Protest gegen die verübte Gewalttat, und mit der Absicht, so den Vorfall zur Kenntnis der höheren Behörden zu bringen. Gudz hatte sich auch geweigert, einen an ihre Mutter gerichteten Brief, welcher eine Andeutung der Lärmszenen enthielt, abzuschicken.

Kleinere und vereinzelte Aktionen solcher Art kamen noch mehr als einmal vor. Aber merkwürdig ist, daß bei uns

kein einziges Mal die Fensterscheiben zertrümmert wurden, was nur zu oft in unseren politischen Kerkern als Protest gegen die eine oder die andere ungesetzliche Entziehung vorkommt.

XVII.

Es ist natürlich undenkbar, auch nur einigermaßen vollständig alle Rechte aufzuzählen, die schließlich durch diesen kleinlichen, täglichen und aufregenden Kampf erzwungen wurden. Ich werde nur als Kuriosa einige von ihnen erwähnen, weil in bezug darauf der Terminus „Recht“ nur scherzhaft gebraucht werden kann: das Recht zu klopfen, Geräusch zu machen, zu pfeifen und zu singen, auf das Fenster oder auf den Zaun zu klettern (um eine Schlingpflanze zu befestigen oder ein Schutzdach anzubringen), das Recht, einen Eisenspaten zu besitzen, im Gemüsegarten einander Zettel zu übergeben, bei Begegnungen, besonders mit den Damen, oder im Korridor vor den Türen der Zellen stehen zu bleiben, eine leere Zelle zu betreten, die Lampe auszulöschen, das Fenster gegen Sonne oder Kälte zu verhängen, sich das Haar unter Benutzung eines Kammes schneiden zu lassen, allein und jede Woche zu baden, gleichzeitig mehrere Bücher, ferner Papier und Tinte in seiner Zelle zu haben, auf die Fensterbretter Blumentöpfe zu stellen, für sich Möbel oder Kleidungsstücke zu verfertigen, Messer und Gabeln, ein Teelöffelchen, Weißbrot, Kaffee, Beeren, Früchte und verschiedene „eigene“ Nahrungsmittel zu besitzen.

Auf unsere Seele wirkten alle Peripetien des Kampfes fast ebenso wie die eines wirklichen Kampfes. Erfolge und Mißerfolge, Siege und Niederlagen, Vorrücken und Rückzug, Abbrechen der Beziehungen mit den Kerkermeistern und zeitweiliger Waffenstillstand und außer all dem die tägliche Erwartung neuer Gewalttaten oder der Rückkehr zu den alten Entbehrungen — alles dies hielt uns nach wie vor in einer fast ununterbrochenen und hoffnungslosen

revolutionären Spannung. Sie verlieh unserem Vegetieren im Reich des Stillstandes und Zerfalls die Illusion der Lebendigkeit. Bloß eines fehlte: das Bewußtsein von der Wichtigkeit und der Erhabenheit dieses Kampfes und das Gefühl der sittlichen Befriedigung. Bei mir wenigstens regte sich irgend wo im geheimen die Frage: verlohnt es sich denn auch, sich um die Erhaltung und die Mannigfaltigkeit des Lebens zu bemühen, ohne jede Zuversicht auf die Befreiung? Wird denn der Mensch in uns nicht erniedrigt, wenn er sich in unerhörter, wahrer Ochsengeduld übt und sie kultiviert? Vielleicht besaßen jene, welche ein solches Regime nicht ertrugen, die größere, feinere Seele, ähnlich den hochschwebenden freien Vögeln, welche die Gefangenschaft im Käfig nicht ertragen können, welche zugrunde gehen vor Sehnsucht nach dem blauen Himmel und dem unermeßlichen Luftraum ....

XVIII.

Für uns war es kein Geheimnis, daß alle physischen und sonstigen Entbehrungen uns planmäßig auferlegt wurden, um „den Willen der Gefangenen zu brechen". Die Machthaber übersahen aber, daß sie uns dadurch Gelegenheit gaben, den Kampf zu führen, der ja den Geist stählt, keineswegs schwächt.

Ich habe nicht selten darüber nachgedacht, was aus uns allen geworden wäre, wenn man uns gleich in den ersten Tagen befriedigende Lebensbedingungen gewährt, wenn man uns alles gegeben hätte, was wir auch wünschen mochten, außer der Freiheit selbst und der Möglichkeit, unkontrollierbare Beziehungen mit der Außenwelt zu unterhalten. Hätte ein sattes, untätiges und ruhiges Dasein nicht viel schneller und sicherer die geistige Energie vieler von uns gebrochen als ein Leben voller Entbehrungen und des Kampfes gegen die Machthaber? Nicht ohne Grund sagte

ein so erfahrener Abenteurer wie Napoleon III., daß er die Hungrigen und Mageren fürchte, die Satten und Dicken aber nicht. Die Empörung gegen die Machthaber steht im gleichen Verhältnis zu dem Druck, den sie ausüben.

Das letzte Jahr bei uns offenbarte diese Wahrheit. Wem es beschieden sein wird, die wirkliche „Beruhigung“ zu erleben, d. h. das Ende der willkürlichen Verfolgung wegen Handlungen, die nirgend in Europa als Verbrechen gelten, wird auch die umgekehrte Bestätigung dieser Wahrheit sehen, nämlich wie leicht sich selbst die Unversöhnlichen mit der Regierung versöhnen, wenn sie von ihr nur alles erlangen, was für ein politisches Leben unbedingt notwendig ist. Darum kann ich jetzt, da dieser bittere und brennende Kelch von uns gegangen ist, wenigstens was mich betrifft, der Befriedigung darüber Ausdruck geben, daß sich im Schmelzofen von Entbehrungen in mir dauernd das Gefühl unüberwindlichen Widerwillens gegen Gewalttätigkeit jeder Art geschmiedet hat, sowie die Fähigkeit zur tiefen Entrüstung gegen alles, das nur einen Schatten von Willkür und Eigenmächtigkeit trägt und die freie und allseitige Entwicklung der menschlichen Persönlichkeit hemmt. Man kann überzeugt sein, daß die Praxis der Massenverschickungen, die sie jetzt ohne Rückhalt entfalten, die allerbeste ist, um den weiten Kreisen des Volkes die intensivsten, niemals abzuschwächenden Bürgergefühle einzuimpfen und sie zu befestigen, deren Vorhandensein die unentbehrliche Voraussetzung für die Errichtung einer dauernden freiheitlichen und gesetzmäßigen Staatsordnung bildet.

Neuntes Kapitel.

Das Facit des politischen Gefängnisses in Schlüsselburg.

I.

Als man Lukaschewitsch und mich nach Schlüsselburg brachte, befanden sich dort 25 Gefangene. Während der vorangegangenen 2 1/2 Jahre waren 12 Menschen zugrunde gegangen. Zwei von ihnen wurden hingerichtet, und einer nahm sich selbst das Leben. Der dritte Teil des gesamten Bestandes hatte sich demgemäß geweigert, so oder anders unter dem Regime zu leben, das zu jener Zeit dort herrschte. Die elementarste Berechnung zeigte folgendes: wenn unter denselben Zuständen genau weitere fünf Jahre verstrichen wären, so wäre von allen Gefangenen nicht ein einziger am Leben geblieben, vorausgesetzt, daß man sie nicht ebenso rasch ersetzt oder daß man die Bedingungen, unter denen die Menschen wie Fliegen ausstarben, nicht geändert hätte. Sie wurden aber sehr langsam ersetzt. Bald nach uns — im Jahre 1887 — brachte man weitere fünf Gefangene, die im Prozeß Lopatin verurteilt worden waren, zu uns und ein Jahr später noch B. Orshich. Dann wurde lange Jahre kein „frisches Material" eingeliefert — bis zur Überführung von Karpowitsch im Jahre 1901. Wir sahen also volle 14 Jahre kein neues Gesicht, andere Genossen sogar bedeutend länger. Allerdings brachte man im Jahre 1890 auch Sophie Ginsburg;

allein sie blieb in der „Scheune“ in strenger Einzelhaft und nahm sich nach einigen Wochen das Leben. Von ihrer Überführung nach Schlüsselburg und ihrem Tode erfuhren wir jedoch erst viele Jahre später.

II.

Während der Zeit, da die „Zufuhr“ völlig eingestellt war, hörte aber die „Ausfuhr“ nicht auf. Todesfälle kamen immer wieder vor, freilich jetzt bedeutend seltener, da sich im Laufe der Jahre die Bedingungen zum Besseren änderten. So starb 1887 auf eine tragische Weise Gratschewski, indem er sich selbst verbrannte. 1888 starben Arontschik und Bogdanowitsch, 1889 Warinski, 1891 Buzinski und 1896 Jurkowski.

Bis zu diesem Jahr hatte man noch drei, zu kürzerer Frist Verurteilte, nach Beendigung ihrer Strafzeit entlassen. Unter diesen befand sich einer, Lagowski, der ohne Gerichtsverhandlung — auf allerhöchsten Befehl — fünf Jahre interniert war; nach Ablauf dieser Frist verlängerte man jedoch seine Strafzeit „wegen des Mangels an Reue“ auf weitere fünf Jahre. Das Jahr 1896 richtete eine besonders große Verheerung in unserem Kreis an; es wurden da acht Gefangene fortgebracht, und zwar drei Geisteskranke und fünf durch das Manifest vom Jahre 1896 Begnadigte. Der neunte, Jurkowski, starb wie ich bereits bemerkte, in demselben Jahr. Auf diese Weise gehört die größte Zahl von Gefangenen, die zu meiner Zeit dort waren, dem Jahre 1887 an; sie betrug 33. Gegen Ende 1896 sank sie aber bis auf 14 herab und 1898 sogar auf 12, in welcher Anzahl wir auch drei Jahre verlebten. 1901 wurde, wie schon mitgeteilt, Karpowitsch zu uns gebracht, aber ein Jahr darauf ging Trigoni fort, dessen zwanzigjährige Frist abgelaufen war, hierauf ein halbes Jahr später Poliwanow, auch nach Ablauf von 20 Jahren, so daß wir nunmehr 11 Gefangene

blieben. Im Jahre 1904 hatten wieder zwei ihre zwanzigjährige Strafzeit beendet, und so waren wir insgesamt nur noch neun.

III.

Man kann sich leicht eine Vorstellung von der Stimmung machen, die unter den Gefangenen herrschte, als im Laufe von 2½ Jahren der dritte Teil starb; dabei waren es keineswegs schwächliche Kinder oder altersschwache und hoffnungslose Greise, sondern Menschen in der Blüte ihrer jungen Kräfte. Sie starben nicht bei der Belagerung einer Festung, nicht von feindlichen Kugeln und Granaten, nicht an Pest und Cholera, sondern in Friedenszeit unter einem Regime, das, in allen Einzelheiten von sachkundigen Persönlichkeiten erwogen, mit den strengsten Vorschriften umgeben war und der wachsamen Kontrolle des Ministers des Innern selbst unterstand. Hier konnte keine Rede von Unterlassungen oder Mißbräuchen der örtlichen Administration sein, da sich die ganze Operation der unblutigen Tötung aller Begnadigten 60 Werst von der Hauptstadt entfernt, vor den Augen und unter der Aufsicht der höchsten polizeilichen Behörde im Staat vollzog, die, wie Juristen glauben, zu ihrer Aufgabe die Sorge für die Sicherheit und den Schutz des Lebens aller Bürger zählt.

Gleichsam um die örtliche Administration von jedem Verdacht zu befreien, daß sie an den vielen Todesfällen Schuld wäre, machte ihr das Polizeidepartement zur Pflicht, ihm jeden Monat genaue Berichte über die Vorgänge in dem ihr anvertrauten Gefängnis zu erstatten; und jeden Monat las und erfuhr das Departement, daß die Begnadigten vor seinen Augen wie Lichter zusammenschmolzen — gehorsam, still und ergeben.

Ich werde es nicht versuchen, die Seelenverfassung jener zu schildern, die täglich mit Beben warten, an wen morgen die Reihe kommt, aus dem lebendigen Grab in das tote zu

steigen. Es ist auch unmöglich, den brennenden Schmerz zu beschreiben, der einen noch gesunden Menschen in seiner engen Einzelzelle erfaßt, wenn er hört oder mit seiner ganzen Seele ahnt, daß neben ihm ein Genosse oder ein geliebter Freund mit dem Tode ringt, wenn er in sich einen unüberwindlichen Herzensdrang fühlt, zum Sterbenden zu eilen, um ihm die letzten Augenblicke durch irgend etwas zu lindern, wenn er bereit ist, selbst mit dem Kopf gegen die Mauer zu rennen, um diesen Drang zu betäuben. Ja, einen so heftigen und blutenden Schmerz, den kein Sterblicher sonst kennt, vermag selbst ein großer Meister des Wortes nicht zu schildern.

IV.

Mit diesen seelischen Qualen kann man nur diejenigen vergleichen, welche wir bei der Hinrichtung unserer Genossen oder der Errichtung des für sie bestimmten Galgens empfunden haben. Allerdings sahen wir diese Vorgänge nicht mit unseren Augen. In den ersten Jahren, als die Isolierung noch sehr streng war, gelang es der Administration, die ganze Prozedur der Hinrichtung vor uns geheim zu halten. Das war aber im Jahre 1902, als man Balmaschow hinrichtete, nicht mehr der Fall.

Bis dahin hatten wir alle drei Höfe und beide Gebäude des Gefängnisses frei benutzt. Man entfernte uns jetzt aus dem alten Gefängnis und auch aus dem kleinen Hof und begann an irgend etwas eilig zu arbeiten. Von dem kleinen Hof trennte uns nur das niedrige Gefängnisgebäude, und jedes kleinste Geräusch, welches die Arbeiter machten, drang ganz deutlich zu uns. Da wir selbst Arbeiter waren, verstanden wir, das richtig zu beurteilen. Wir unterschieden genau, ob man dort mit dem Brecheisen, mit der Axt oder dem Hammer hantierte. Da auch das ganze Baumaterial an uns vorbeigetragen wurde, so schlossen wir mit

großer Wahrscheinlichkeit, daß dort eine Hinrichtungsstätte errichtet wurde. Wir waren ja bereits seit langem gewohnt, auch mit geistigen Augen zu sehen.

Diese Bautätigkeit dauerte fast einen ganzen Monat tagaus, tagein; und wir dachten, während sich das Gerichtsverfahren hinzieht, trifft die fürsorgliche Administration, die immer das Urteil im voraus bestimmt hat, kaltblütig und langsam Vorkehrungen, um die Verurteilten in einer Folterkammer zu erwürgen, wie sie ähnlich anderwärts in Europa jetzt kaum zu finden sein dürfte. Es genügt, zu sagen, daß es nicht einmal einen anderen Zugang zu diesem schmalen, wie eine Schlucht engen Hof gab als durch die „Scheune", deren finstere, bloß zwei Arschin breite Korridore dem Eingang in ein unterirdisches Gewölbe glichen. So erinnerten sie unwillkürlich an jene Verließe, in denen in vergangenen Zeiten die Burgherren die Feinde, die in ihre Hände geraten waren, folterten und umbrachten.

Wegen dieser Vorbereitungen blieben wir die ganze Zeit auf der Lauer und sahen auch, zufällig, wie man unter Eskorte einen jungen Mann in die Kanzlei führte, — wie es sich später erwies, war es Balmaschow — und wie die Soldaten und alle Chargen, die an der Hinrichtung teilnahmen, nachts vor unseren Fenstern vorbeigingen. Als sie von dort nach ungefähr 3/4 Stunden zurückkehrten, blieben sie vor dem Gotteshaus stehen und bekreuzigten sich andächtig einige Male . . .

Zum Glück war dies die einzige Hinrichtung, die gewissermaßen vor unseren Augen vollzogen wurde. Kalajew wurde fern vom Gefängnishof hingerichtet. Von der Exekution Gerschkowitschs und Wassieliews erfuhren wir erst in Petersburg. Aber diese Hinrichtungen schwebten in den letzten Jahren der Gefangenschaft unausgesetzt vor unseren geistigen Augen, richteten unsere Gedanken und Gefühle unaufhörlich auf diesen vorbedachten, triumphierenden Menschenmord und ließen uns fortwährend fühlen, daß wir

auf einem Hinrichtungsplatz lebten, wo organisierter, gewaltsamer Tod herrschte, und wo Fluch und Seufzer oder Ekstase und Begeisterung der politischen Märtyrer normale Erscheinungen sind. Im Hause eines Gehenkten spricht man bekanntlich nicht vom Strick. Im Hause der Henker aber, in dem wir wohnten, erinnerte alles an den Galgen.

Jetzt, da so viele Städte und sogar Dörfer des russischen Reiches mit Galgen geschmückt sind, haben sich die Einwohner an sie gewöhnt, und sie lesen von Hinrichtungen ohne Alpdruck und Zittern. Ohne Zweifel hätten sie diese empörende Ruhe nicht, wenn man die Galgen für ihre Gesinnungsgenossen in ihrem Hof oder vor ihren Fenstern errichten würde. Ich bin sogar überzeugt, daß selbst der gottesfürchtige Greis Heliodor, der mit der den Mönchen aller Zeiten eigenen Grausamkeit die Hinrichtung seiner Gegner fordert, den Anblick eines Menschen, der sich in der Schlinge windet, nicht ertragen könnte. Es wurde ja selbst unseren gemeinen Soldaten bei dem Anblick dieser Operation übel.

V.

Seit Ende 1902 bis zum Schluß unserer Gefangenschaft wuchs die Bevölkerung des alten Gefängnisses unaufhörlich an, genau in demselben Verhältnis, als sich die Bevölkerung des neuen verringerte, die, wie ich bereits sagte, auf neun Menschen zusammenschmolz. In der „Scheune“ legte man elektrische Leitungen für Beleuchtung und Telephon an und stattete die Zellen aus, die sich nach und nach füllten. Wir errieten das bald aus verschiedenen kleinen Anzeichen, aber hauptsächlich daraus, daß man dorthin Nahrung aus der gemeinsamen Küche an unseren Fenstern vorbeitrug. Die Soldaten beobachteten zwar dabei große Vorsicht, die ihnen strengstens vorgeschrieben war, um unsere Wachsamkeit zu täuschen, — es war jedoch nicht leicht, uns zu überlisten. Nach dem Eßgeschirr bestimmten wir stets genau, ob sich

in der „Scheune“ einer, zwei, drei oder vier befanden. Wir wußten sogar, daß dorthin dieselbe Kost wie für uns getragen wurde. Das war uns ein großer Trost, denn wie streng auch das Regime sein mochte, das man dort zum Unterschied von dem unsrigen für Neulinge eingeführt hatte, gab die erträgliche Nahrung wenigstens die Hoffnung, daß sie die Entbehrungen aushalten würden, und ihr Organismus nicht durch chronisches Hungern vorzeitig entkräftet werden dürfte. In diesen drei Jahren waren in der „Scheune“ im ganzen sechs Gefangene, aber zwei wurden noch vor Ablauf eines Jahres fortgebracht. Nach Jahresfrist kamen zwei neue zu uns, und die beiden anderen wurden nach unserer Befreiung ins neue Gefängnis überführt.

VI.

Selbst dem Genossen, der eines natürlichen Todes starb, wurde in den letzten Stunden nicht die geringste Erleichterung gewährt. In den ersten Jahren blieb bei Kranken wie bei Gesunden das Bett während des ganzen Tages an die Wand geschlossen. Wer nicht imstande war, zu sitzen oder umherzugehen, konnte sich nur auf den kalten Steinboden legen. Der Inspektor durfte den Arzt bloß dann zulassen, wenn dieser selbst es für notwendig erachtete. Aber auch der Arzt war hier anfangs nur sozusagen ein Dekorationsstück. War es der Mühe wert, sich um die Gesundheit eines Menschen zu kümmern, der hierher ohnedies zum unvermeidlichen Tode gebracht worden ist? Ist es denn nicht besser, ihm die hilfreiche Hand zu entziehen und die überflüssigen Jahre der Qualen abzukürzen?

Im Jahre 1891, also sieben Jahre nach der Eröffnung dieser menschenmordenden Anstalt, gestattete man zum erstenmal einem gesunden Kameraden den Zutritt in die Zelle eines Kranken, und zwar in die Buzinskis. Wir bemühten uns, einander ablösend, seine Lage in den kurzen Stunden des

Beisammenseins zu lindern, soweit wir es vermochten und verstanden. Erst zum letzten Sterbenden, zu Jurkowski — im Jahre 1896 — ließ man uns jede Stunde, sogar des Nachts, frei hinein; dies gestattete man nicht bloß einem, sondern zwei Kameraden, die auch seinen letzten Atemzug empfingen und mit Freundeshand seine, von fast siebzehnjähriger Gefangenschaft müden Augen zudrückten.

Ich erwähnte früher die Geisteskranken. Wie viele es deren im ganzen gegeben hat, kann jetzt niemand sagen. Einige starben im Irrsinn, andere im Zustand völligen Schwachsinns. Einer wurde in die Heilanstalt gebracht, genas, kehrte zurück, wurde rückfällig und starb auch hier; zwei, die schon vor 15 Jahren erkrankten, leben noch und befinden sich bis heute in der Kasan-Irrenanstalt. Sie wurden im Jahre 1896 dahin gebracht, nachdem sie bei uns als Geisteskranke fünf Jahre verlebt hatten. Bloß einer — Pochitonow — verfiel dem Wahnsinn, als wir bereits ein fast geselliges Leben führten, er erkrankte also vor unseren Augen. Nach dem Schauspiel der Hinrichtungen und dem des langsamen Tötens unserer Nächsten blieb uns nur noch das eine zu sehen übrig — wie das Heiligste im Menschen, sein Geist, zerstört wird.

VII.

Das Gefängnis in Schlüsselburg wurde im August 1884 eröffnet und sofort gefüllt. Auf zwei Barken brachte man 22 Sträflinge aus der Peter-Paul-Festung, dem Alexejew-Ravelin und der Trubetzkoi-Bastion dahin, darunter fünf aus dem „Prozeß der Zwanzig“ (im Jahre 1882), einen aus dem „Prozeß der 17“ (1883), einen aus einem Prozeß in Saratow (1882) und elf aus Sibirien. Hierzu kamen elf aus dem Prozeß vom Jahre 1884, der in Petersburg soeben geendet hatte, und vier aus einem Prozeß desselben Jahres in Kiew. In diesem Jahr brachte man endlich aus der Kasaner

Heilanstalt, was ich bereits sagte, J. Iwanow. Im Jahre 1885 wurden in Schlüsselburg einer aus dem Prozeß in Odessa, und einer ohne Gerichtsverhandlung auf allerhöchsten Befehl eingeliefert; im darauffolgenden Jahre zwei aus dem Prozeß in Warschau; 1887 sieben aus zwei Petersburger Prozessen; 1888 einer aus einem Petersburger Prozeß und 1891 abermals einer aus Petersburg. Von den neuesten Überführungen sprach ich bereits. Im ganzen wurden während dieser 21 Jahre 67 Gefangene in Schlüsselburg untergebracht. Wenn man diejenigen davon abrechnet, die nur zur Hinrichtung hingebracht wurden, und jene, die in Schlüsselburg bloß einige Monate gefangen waren, so bleiben weniger als 50, von denen ich persönlich bloß 32 kannte.

Bedenkt man also, daß für die Erhaltung 1500000 Rubel verausgabt und ungefähr 50 Menschen untergebracht waren, so muß man jeden politischen Gefangenen in Schlüsselburg auf etwa 30000 Rubel schätzen. Zählt man die Jahre zusammen, die jeder einzelne Staatsverbrecher in Schlüsselburg verbracht hat, so ergibt dies 477 Jahre. Demgemäß kostete jeder einzelne Gefangene jährlich mehr als 3000 Rubel.

Es ist nun begreiflich, weshalb man ein so kostbares Wild sorgfältig behütete und ihm durchaus nicht die Freiheit schenken wollte. Es wäre ebenso leicht, aus dieser Aufstellung zu berechnen, wie viele Schmarotzer jeder von uns ernährt hat, wieviele Personen also daran großes Interesse hatten, die Zustände aufrecht zu erhalten, unter denen das weitere Bestehen Schlüsselburgs als gesichert galt.

Noworusski in Sträflingskleidung

Zehntes Kapitel.

Aus Schlüsselburg in die Freiheit.

„Genosse, glaube: Es wird das Morgenrot
Der goldenen Freiheit kommen! . . .“

I.

Als ich die Freiheit wieder erlangt hatte, fragten mich viele, ob wir auf Befreiung hofften, oder ob sie uns ganz unerwartet kam, und wir vor Freude und Überraschung betäubt waren. Da man wußte, daß viele meiner Kameraden und ich zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurteilt waren, interessierte man sich besonders für diese Frage.

Nein, wir verloren nicht so leicht den Kopf, und uns durch irgend etwas zu überraschen, war schwer. Allerdings ist es wahr, die Freiheit kam für viele ein wenig zu spät, aber wir haben sie stets erwartet. Kann doch der Mensch, wie ich bereits früher ausgeführt habe, auf die Dauer nicht im Zustande völliger Hoffnungslosigkeit bleiben!

Das Bewußtsein der Hoffnungslosigkeit und der Zustand der Verzweiflung erfaßten uns nicht selten und äußerten sich manchmal in Versen, die daher zumeist von einer verzagten und schwermütigen Stimmung erfüllt waren. Aber diese Stimmungen gingen vorbei, das Leben forderte, was ihm gebührte, und die Zukunft erschien wieder nicht ganz so hoffnungslos, wie es in den offiziellen Berichten hieß. Offiziell wurde ja alles getan, uns jede Hoffnung zu rauben. Von den drei Manifesten, die im Laufe der

20 Jahre erlassen wurden und die Gnaden gewährten, ohne politische Verbrecher auszunehmen, fand bloß eines in Schlüsselburg Anwendung, und dies auch nur teilweise: es wurden die Strafzeiten nur jenen vermindert, die nicht auf lebenslänglich verurteilt waren, und dann noch jenen, deren Verurteilung durch die ungeheure Ungerechtigkeit befremdete. Die übrigen acht verblieben zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurteilt.

Nach der Geburt des Thronfolgers wies der Bruder meines Genossen H. A. Lopatin in einem Gesuch an den Senat auf die Notwendigkeit hin, das allerhöchste Manifest gemäß seinem unzweifelhaften Wortlaut und Sinn auf seinen Bruder in Anwendung zu bringen. Aber der damalige Minister des Innern, Swjatopolk-Mirski, erwiderte, daß dies eine besondere allerhöchste Einwilligung erforderte und der Gefangene selbst darum ansuchen müßte. Auf alle übrigen wurde das Manifest ohne jede besondere Aufklärung nicht angewandt, und Lopatin erfuhr von dieser Antwort des Ministers auch erst, nachdem er Schlüsselburg verlassen hatte.

II.

Unsere Hoffnungen hatten eine ganz andere Richtung. Trotz der Gerichtsformalitäten, genauer gesagt, trotz der Nachahmung eines Gerichtsverfahrens, die unserer Einkerkerung voranging, befanden wir uns vollständig im Bereich der administrativen Willkür und wir begriffen das sehr gut. Über uns wie über ganz Rußland herrschte nicht das Gesetz, sondern das einfache Ermessen der Personen, die am Ruder waren, und deshalb — so anspruchsvoll auch diese Erklärung erscheinen mag — war unser Schicksal mit dem Rußlands unzertrennlich verbunden. Es ist bekannt, daß amtliche Kommissionen noch im Jahre 1860 kühn die Wahrheit ausgesprochen haben, daß Rußland an der Willkür der Beamten zugrunde gehen muß, wenn die administrative Gewalt

nicht dem Gesetz unterstellt würde. Für Völker, die ein geordnetes Leben führen, und für Menschen mit offenem Sinn ist das eine selbstverständliche Wahrheit, von der zu sprechen nicht lohnt.

Natürlich kann ein solches Regime, das schon vor ungefähr 50 Jahren öffentlich und klar verurteilt worden ist, nicht ewig währen. Es handelt sich bloß darum, wann es zusammenstürzen wird, und welche Umstände ihm den letzten fatalen Stoß versetzen werden. Darüber konnte man verschiedene Vermutungen anstellen, und wir taten das auch auf Grund historischer, politisch-ökonomischer und überhaupt soziologischer Daten. Alles, was aus diesen Gebieten gedruckt zu uns drang, besonders alles, was das gegenwärtige Leben Rußlands betraf, wurde von uns mit gespanntem Interesse studiert und in langen, einsamen Betrachtungen, wie in gemeinsamen Debatten beurteilt und erwogen.

III.

In dieser Beziehung waren wir Kinder unserer Zeit; wir blieben in mancher Hinsicht wohl ein wenig zurückhielten aber mit der fortschrittlichen Intelligenz Rußlands gleichen Schritt. Wie diese beobachteten wir mit forschendem Blick die Umgebung und bemühten uns, die nächste Zukunft vorauszusehen. Der Unterschied bestand aber darin, daß wir die Umgebung bloß mit fremden Augen ansehen konnten. Dagegen hatten wir soviel Muße wie nirgends und besaßen Kombinationssinn, sogar Scharfblick, wie sie sich nur in dauernder Einsamkeit bei beständigem Nachdenken und völliger Abwesenheit aller, den Geist ablenkenden und abschwächenden Eindrücke entwickeln können.

Es ist ja eine bekannte Wahrheit, daß man mehr nachdenkt, wenn es nichts zu sehen und zu hören gibt. Je mehr und länger man aber nachdenkt, desto mehr eignet man sich die Fähigkeit an, das zu erraten, was den Augen

verborgen und den äußeren Sinnen unzugänglich ist. Nicht umsonst setzten ja die dem Leben entsagenden Anachoreten, wie es in den Legenden und den Chroniken geschrieben ist, durch ihr Verständnis, in die fremde Seele einzudringen und im Buche der Schicksale zu lesen, die Phantasie gewöhnlicher Sterblicher oft in Erstaunen.

Ich entsinne mich, wie ich Karpowitsch im Jahre 1903, als ich mit ihm über das Bevorstehen einer politischen Umwälzung in Rußland diskutierte, erklärte: wenn die Frage einmal spruchreif sein werde, würde die Nachricht genügen, daß der Schah von Persien seinem Volk eine Verfassung gegeben habe, damit die Bevölkerung von Petersburg dasselbe verlange.

Die Sache ging allerdings etwas anders vor sich und begann, wie bekannt, mit dem japanischen Krieg. Dieser war für uns auch keine Überraschung. Gleich nach dem Siege Japans über China schenkten einige scharfsichtige Genossen Japan ihre besondere Aufmerksamkeit. Noch im Jahre 1896 schrieb der verstorbene Genosse L. F. Janowitsch bei uns ein Referat über das schnelle Wachsen Japans, besonders nach der Verkündigung der Verfassung, und befaßte sich mit der Frage über die Möglichkeit eines Zusammenstoßes mit Rußland und mit den Aussichten auf Sieg der einen und der anderen Seite. Es verstrichen keine acht Jahre, und dieser Krieg brach tatsächlich aus. Für uns kam wieder eine sehr öde Zeit, da man uns ja mit der „Thronbesteigung“ Plehwes die periodische Presse ganz entzog, und keine neuen Nachrichten von irgend einer Seite zu uns drangen. Es ist daher kein Wunder, wenn wir unsere damalige Stimmung in Gedichten Ausdruck gaben. Ein solches schrieb ich z. B. im Jahre 1904 — am Vorabend jenes Tages, da die großen Ereignisse kamen, die das schlafende Volk erweckten und in unser Grabesdunkel mit einem hellen Strahl von Hoffnung eindrangen.

IV.

An einer anderen Stelle hatte ich bereits Gelegenheit, zu erwähnen, daß wir gleich im Februar durch ein kleines, uns von wohlwollender Hand zugeschobenes Stück einer Zeitung vom Krieg erfuhren und darin so ziemlich übereinstimmten, daß Rußlands Niederlage unvermeidlich sei und der Niederlage die Aufhebung des alten Regimes folgen werde, das dem Lande nicht einmal äußere Sicherheit zu verbürgen vermag. Aber während des ganzen Jahres 1904 erfuhren wir nichts vom Verlauf des Krieges. In Briefen, die wir von Verwandten erhielten, wurde sorgfältig jede Andeutung darauf entfernt. Wenn man z. B. einem Kameraden mitteilte, daß seine Tante Kranke und Verwundete pflege, wurde dieser Satz gelassen, aber das Wort „Verwundete“ mit Tinte ausgestrichen, zum Glück aber so, daß man die Schrift auf chemischem Wege wieder herstellen konnte. Später ermittelten auch sie diese Chemie und bedeckten in der Folge die Briefe mit schwarzem Lack. Aber daraus konnte man auch schon Kombinationen über den Verlauf des Krieges machen. Siege können ja nirgends geheim gehalten werden, alle Glocken verkünden sie.

Augenscheinlich begriff unsere polizeiliche Obrigkeit die providentielle Bedeutung dieses Krieges sehr gut, denn sie verheimlichte ihn mit allen Mitteln vor uns, um nicht in unser Tal des Jammers irgend einen belebenden Hoffnungsstrahl gelangen zu lassen. Als endlich in einem Brief an Vera Nikolaiewna ein Satz durchschlüpfte, daß ihr Verwandter, ein Arzt, in den Krieg gezogen sei, wandten wir uns an unsere Administration mit der harmlosen, aber offenen Frage: „Mit wem wird denn eigentlich Krieg geführt?“ Natürlich versicherten die Gendarmerieoffiziere mit der ihnen eigenen Wahrhaftigkeit auf Ehrenwort und schwuren und beteuerten, daß Rußland keinen Krieg führe.

Ebenso antwortete im November desselben Jahres 1904, d. h. fast 4 Monate nach Plehwes Tod, unser Inspektor, der Gendarmerierittmeister, auf die offene Frage, wer bei uns Minister des Innern sei, ohne zu erröten: „Von Plehwe!“ Gegen Ende des Jahres erlangten wir wieder das Recht, außer den Zeitungen periodische Erscheinungen vergangener Jahre zu lesen. War es ein Ergebnis des „Frühlings“ und des „Vertrauens“, von denen man damals sprach, oder eine Folge des Manifestes anläßlich der Geburt des Thronfolgers? Das wußten wir selbst nicht. Natürlich verheimlichte uns Oberst Jacowlew sowohl den „Frühling“, wie auch die Geburt des Thronfolgers so sorgfältig, daß er sogar verbot, im Glockenturm der Festung, wie üblich, den ganzen Tag lang zu läuten. Wir erfuhren es dennoch.

V.

Indes gab es im Sommer dieses Jahres, ganz unabhängig vom Krieg, ein Ereignis, welches uns zu vielen Gesprächen und zu noch mehr Vermutungen Veranlassung gab. Anfang Juli besuchte uns zuerst die greise Fürstin Dondukow-Korsakow und einige Tage darauf der Petersburger Metropolit Antoni. Bis dahin hatten wir bloß Persönlichkeiten in Uniform, fast ausschließlich aus Polizei- oder Gendarmeriesphären, als Besucher gesehen. Für diese Sphären war Schlüsselburg eine wahre Sinekure, dazu noch eine äußerst einträgliche, und nie ward hier ein „unbefugtes Auge“ zugelassen. Und plötzlich so außergewöhnliche Besuche! Wie gutgesinnt diese Persönlichkeiten an sich auch sein mochten, und wie genau man sie auch im Ministerium des Innern kannte — für dieses waren sie doch außenstehende und von ihm absolut unabhängige Menschen. Da geht etwas vor, vermuteten wir; offenbar hat die Kunde von den schrecklichen Zuständen in Schlüsselburg eine zu weite Verbreitung gefunden, und es wird ein Versuch gemacht, in unserem Gruftgewölbe

ein kleines Luftloch zu öffnen, vielleicht sogar eine wesentliche Veränderung vorzunehmen.

Die beiden Besucher waren sehr herzlich und teilnahmsvoll, und der Metropolit besuchte alle und sprach mit jedem allein. Ich habe nicht die Befugnis, der Öffentlichkeit etwas mehr über diese Besuche mitzuteilen. Ich will bloß sagen, daß die beiden hohen Gäste später eine aufrichtige Bereitwilligkeit zeigten, wichtige Änderungen zu erwirken, und nicht ihre Schuld war es, daß ihre wohlwollenden Bemühungen zu nichts führten. Immerhin hatte die Fürstin Dondukow-Korsakow, ohne sich davon Rechenschaft zu geben, in uns die Hoffnung geschürt. Wie sich später erwies, hatte sie dafür auch keine bestimmten Gründe, abgesehen von ihrer subjektiven Überzeugung, die aus tiefer Religiosität entsprang. Wir aber, die anders gesinnt waren, kamen zu dem Schluß: wenn ein frommer Mensch von unserer Befreiung spricht, so herrscht eine Windrichtung, welche diesen Gedanken nahelegt und zu verwirklichen vermag.

VI.

Parallel mit dem Verlauf der Ereignisse in Rußland lösten indes auch unsere Offiziere ein wenig ihre Zungen und erzählten uns einiges. Damals, im Januar und im Februar 1905, lasen wir auch über den Beginn der Kriegsoperationen und die damalige Lage. Es zeigte sich, daß der Krieg so verlief, wie wir es vorausgesehen hatten, ja sogar mit mehr Vorteilen für Rußland, als wir es vorausgesetzt hatten, da wir glaubten, daß auch Wladiwostok bereits von den Japanern erobert wäre. Man erzählte uns von dem Geschwader Roshdjestwenskis und den großen Hoffnungen auf seinen Erfolg. Nach den kurzen Mitteilungen zogen wir unsere Schlußfolgerungen. Aus der Tatsache, daß das Geschwader im Schildkrötentempo nach Osten zog, schlossen wir, daß diese große Armada, wie unsere Patrioten

sie nannten, im voraus dem Untergang geweiht sei, da künftige Sieger nicht so vorgehen. Und als wir hörten oder lasen, daß Roshdjestwenski Flügeladjutant war, hielten wir seine Sache für endgültig verloren.

Jeder, der die Weltgeschichte gelesen hat, weiß, daß das durch seine Niederlagen berühmte Österreich stets Hofgenerale auf die Schlachtfelder geschickt hat. Und jeder, der die Weltgeschichte selbst nicht gelesen hat, weiß, daß die Talente Suworows nichts Gemeinsames mit den Talenten eines Höflings hatten.

Im Sommer 1905 erhielten wir von den Erscheinungen der zeitgenössischen Presse bloß die Zeitschrift „Der Landwirt" für das ganze Jahr 1904, wo wir einiges über den „Frühling" und seine Folgen lasen. Dann begann man uns neue *Nummern der Nachrichten der Buchhandlung Wolf gleich* nach ihrem Erscheinen zu geben. Dieses bibliographische Blättchen, das eigentlich nur ein Bücherverzeichnis enthält, war für uns ein wahrer Fund, aus dem wir alle Nachrichten über die große russische Revolution schöpften. Je weniger darin berichtet wurde, desto mehr schmückten wir es in unserer Phantasie aus. So wurde im Verzeichnis der Artikel aus der Zeitschrift „Das Recht" ein Aufsatz von Hessen erwähnt, der den Titel hatte: „Die juristische Bedeutung der Ereignisse vom 9./22. Januar." Wir schlossen also, daß sich am 9. Januar etwas sehr, sehr Ernstes ereignet haben mußte. Was es aber eigentlich gewesen, erfuhren wir erst in Petersburg. Oder es stand im Verzeichnis der neuen Bücher: „Die großen Akte vom 18. Februar. Magna Charta." „Aha", schlossen wir, „es riecht einmal nach Parlament, wenigstens nach einem solchen, das sich die Engländer vor fast 700 Jahren errungen haben!" In diesen bibliographischen Nachrichten wurde sogar das Gerücht erwähnt, daß die „Moskowskia Wjedomosti" angesichts der bevorstehenden Änderungen der politischen Verfassung Rußlands, wogegen sie stets kämpften, ihr Erscheinen einstellen würden.

VII.

Kurz, im Laufe des ganzen Sommers 1905 häuften sich bei uns allmählich kleine, zusammenhanglose Nachrichten, die sich in unseren, von einer reichen Phantasie erfüllten Köpfen zu einem gemeinsamen Bild der vor sich gehenden Umwälzung zusammensetzten. Da wir von der Schmach bei Tsussima gleich am darauffolgenden Tag erfuhren, so war uns allen bereits im Mai der weitere Verlauf der Dinge klar. Jede ehrliche Regierung, die eine Niederlage erlitten hat, wendet sich stets mit einem offenen Geständnis seiner Schuld an das Volk und ruft es zu Hilfe, um gemeinschaftlich einen Ausweg aus dem Unglück, welches das Land betroffen, zu suchen. Ich bin sogar mit einem Kameraden eine Wette eingegangen, daß im Juni Frieden geschlossen sein und dann die Liquidation der alten Ordnung und die Selbstzüchtigung der geschlagenen Generale erfolgen werden. Alle Enthüllungen über Raub und Mißwirtschaft, die „Entthronung der Helden", das Suchen nach den Schuldigen, die Aufdeckung der Vorgänge hinter den Kulissen, die Aufregung der Geschlagenen und der, ihrer Verbrechen Überführten — mit einem Wort, alles, was für das große Publikum in Rußland tatsächlich eine Offenbarung war, haben wir nicht nur vorausgesehen, sondern wir haben einander *sogar diese Bilder mit allen ihren Einzelheiten geschildert; wir haben auch den mit Brillanten reich besetzten Säbel* für Stössel und die darauffolgende unerwartete Konfusion prophezeit. Wir hatten Zeit genug, und die Gegenwart lenkte uns nicht davon ab, uns ein Bild von dem Verlauf der künftigen Ereignisse zu entwerfen. Außerdem war alles ja so natürlich und menschlich! Es genügt, einen etwas schärferen Blick zu besitzen, um den offiziellen Berichten genau die Bedeutung beizumessen, die sie verdienen.

VIII.

Man mag im allgemeinen den Verlauf von Ereignissen richtig voraussehen, die Lösung kommt doch stets wie unerwartet: am 5. August, glaube ich, erhielt unser Dierektor ein geheimes Telegramm aus dem Polizeidepartement: „N. P. Starodworski zum Transport vorbereiten und ihn unverzüglich nach Petersburg schicken.“ Starodworski packte seine Sachen zusammen, nahm von uns Abschied und wurde dorthin gebracht.

Von uns allen neun alten Gefangenen war er der einzige, der nicht auf Lebenszeit verurteilt war. Es blieben ihm noch 1½ Jahre Strafzeit. Als großer Patriot war er bereit, Rußlands Grenzen mit der eigenen Brust zu schützen, wovon er der Obrigkeit etwa acht Monate vorher Mitteilung gemacht hatte. Darum wunderte es uns nicht, daß man ihn abholte. Man kann sich aber unser Erstaunen vorstellen, als wir am nächsten Tag um 8 Uhr morgens beim gewöhnlichen Spaziergang Nicolai Petrowitsch Starodworski wieder in unserer Mitte erblickten. Er teilte uns mit, daß er in Petersburg gewesen war und sich mit dem Direktor des Polizeidepartements, Parin, lange unterhalten hatte. Dieser erzählte ihm von der Bulyginschen Duma, davon, daß es zwar noch keine Verfassung im europäischen Sinne des Wortes gebe, wohl aber etwas ihr Ähnliches, von Reformen, die nach Einberufung der Duma in Aussicht stehen, und befragte seinerseits Starodworski über seine Ansichten und über seine Absicht, auf den Feldern der Mandschurei zu dienen. Nachdem der Direktor ihm endlich mitgeteilt, daß seit langem Friedensunterhandlungen eingeleitet wären und von Tag zu Tag das Telegramm über den Friedensschluß erwartet würde, drückte er ihm zum Abschied die Hand und fügte hinzu, indem er ihn in dieselbe Folterkammer zurückschickte: „Gedulden

Sie sich noch ein wenig, und wenn Sie frei sein werden, kommen Sie zu mir zu einem Täßchen Tee, damit wir noch über den Krieg sprechen.“ Dabei war eine sehr seltsame Meinungsverschiedenheit zwischen dem Direktor des Polizeidepartements und dem zu Zwangsarbeit verbannten Staatsverbrecher Starodworski zutage getreten. Der Direktor tadelte unsere Generäle, von Kuropatkin angefangen; Starodworski verteidigte sie, besonders aber Kuropatkin, dessen Feldherrntalent er verehrte und dessen Rückzugstaktik er für geradezu genial hielt. Bei dieser Gelegenheit brachte er uns auch eine neue Zeitungsnummer, in die man ihm das Frühstück für die Reise eingewickelt hatte.

Kurz, alles ging wie am Schnürchen. Nachdem wir über die neuen Nachrichten nachgedacht hatten, waren wir ziemlich einhellig der Meinung, daß auch das Schlüsselburger Gefängnis aufgehoben werden würde.

IX.

Da der Direktor des Polizeidepartements selbst es für überflüssig hielt, uns die Tatsache der Einberufung der Duma zu verheimlichen, so verlangten wir dringlich von unserer Administration auch die Nummer des „Regierungsboten“, in der die Verordnung bezüglich der Reichsduma vollständig veröffentlicht war.

Sie erregte bei uns nicht eine so große Unzufriedenheit wie bei den in der Außenwelt Lebenden, vielleicht deshalb, weil für uns persönlich etwas besser war als nichts. Aber wir begriffen, daß eine solche Duma das Volk jetzt nicht befriedigen konnte, und daß sie zu spät gewährt wurde. Wäre sie vor 20 Jahren zustande gekommen — da die Regierung noch jeden bloß wegen des Gedankens an eine Volksvertretung bedrohte — so hätte Alles ruhig und glatt verlaufen können; die Duma wäre allmählich zu einer gesetzgeberischen Körperschaft herangewachsen, und wir hätten weder schmach-

volle Niederlagen, noch unerhörte Verwirrungen erlebt. Nun aber war es schon zu spät, um das Leck, das sich im Staatsschiff gebildet hatte, mit Surrogaten und Nachahmungen einer Volksregierung zu verstopfen.

Immerhin erschien uns die Duma als die Tatsache einer nicht allzu fernen Zukunft, und wir verschoben unsere Hoffnungen bis zum 15. Januar, da die nach unserer Berechnung bereits versammelte Duma natürlich auch über Amnestie zu sprechen beginnen dürfte. Wir beruhigten uns daher vollständig wegen der wenigen, noch bleibenden Monate, und Mitte Oktober begann ich, noch eine botanische Kollektion anzulegen, die ich im Dezember zu Ende zu führen die Absicht hatte.

X.

Am 23. Oktober verplauderten sich sowohl der Inspektor wie der Arzt, die Karpowitsch täglich besuchten, bezüglich der in Aussicht stehenden politischen Veränderungen, wobei der Arzt sagte: „Wir werden eine richtige Verfassung haben!“

Offenbar hatten sie bereits den allerhöchsten Ukas vom 21. Oktober an den regierenden Senat gelesen, „von der Linderung des Schicksals der Personen, die Staatsverbrechen begangen haben“; sie ließen aber kein Wort über unser Los fallen. Ja, noch mehr: ich verfertigte zu der Zeit für den Arzt Bilderrahmen; an demselben Tag kam er zu mir, um mir zu sagen, ich sollte ihm die, welche ich bereits gemacht hätte, geben, aber keine weiteren anfertigen. Bei dem Zustand der Spannung, in dem wir uns befanden, wäre das vollkommen genügend gewesen — wir hätten ihn schon sehr richtig verstanden. Aber er fügte heimtückischerweise hinzu, er würde vielleicht bald nach Petersburg reisen und noch einige Bilder bringen, für die er Rahmen brauchen würde, und damit verdarb er uns die ganze Zukunftsmusik. Ich weiß nicht, ob sie dessen sicher waren, daß in dem

oben erwähnten Ukas auch von unserer Befreiung die Rede war. Es ist wahrscheinlicher, daß dies nicht der Fall war, denn alle früheren Manifeste sprachen ebenso klar von der Linderung der Schicksale der Staatsverbrecher, und sie wurde uns stets nur in Worten, aber nicht in der Tat zuteil. Nicht umsonst hat das russische Volk das weise, wenn auch etwas vulgäre Sprichwort geprägt:

„Der Zar schenkt
Und der Hundeknecht lenkt."

Als ich die Freiheit wiedererlangte, konnte ich mich bald überzeugen, daß das Polizeidepartement tatsächlich auch bei diesem Ukas Schlüsselburg übergehen wollte. Bloß die Welle der allgemeinen Empörung, die sich in den Oktobertagen erhoben hatte, warf uns endlich aus dem schrecklichen Wasserwirbel auf das feste, freie Ufer hinaus. Als das geschah, gab sich das Polizeidepartement dennoch alle Mühe, uns rasch nach dem entferntesten Punkte Sibiriens zu verschicken, obgleich einige von uns die Strafzeit abgebüßt hatten und sie unter normalen staatlichen Verhältnissen dagegen rechtskräftigen Einspruch hätten erheben können, daß die Administration sie gegen das Gesetz noch im Gefängnis festhielt. Allein der Augenblick der Amnestieverkündigung kam für uns doch vollständig unerwartet; nichtsdestoweniger hat sie nicht die geringste, bemerkbare Sensation hervorgerufen.

XI.

Es war am 26. Oktober, Mittwoch Vormittag gegen 10 Uhr. Wir promenierten, wie gewöhnlich, in unseren Höfen, wo wir nach Wunsch bald allein bleiben, bald paarweise zusammenkommen konnten. Ich ging mit Morosow, und wir besprachen ruhig irgend eine abstrakte Frage. Plötzlich öffnete der diensthabende Wächter die Tür und sagte einfach: „Bitte in den ersten Gemüsegarten."

Unser erster Gemüsegarten war ziemlich groß. Da be-

fanden sich jetzt alle unsere Glasbeete, und aus diesem Grunde erlaubte man uns, bloß da zu vieren zusammen zu sein. Wir hatten vor kurzem die Arbeiten an diesen Beeten beendet, bereiteten alles für die Überwinterung vor und reinigten sie, um sie im künftigen Frühling mit Dünger zu bedecken. Wir rechneten zwar auf die Duma, sorgten aber doch für die Frühlingssaat vor! Da sich im ersten Gemüsegarten infolge dieses Privilegiums stets vier Personen versammelten, so hielten wir die unerwartete Einladung, uns dort einzufinden, für eine ganz gewöhnliche Erscheinung. Nicht selten hatte schon früher irgend einer, der dort allein war, auf diese Weise — durch den diensthabenden Wächter — Kameraden zu sich berufen. Darum fragte ich bloß noch einmal den diensthabenden Wächter: „Sollen beide kommen?“ „Ja, beide“, erwiderte jener. Wir gingen ruhig zum Gefängnishof hinaus, in den alle Türen aus dem Gemüsegarten mündeten, und sahen hier, daß man auch die übrigen Türen öffnete und noch andere Kameraden herauskamen, um die Richtung nach demselben Gemüsegarten einzuschlagen. Nach einigen Sekunden gingen auch wir dahin und sahen den Oberst Jacowlew mit einem Schriftstück in den Händen. „Aha“, war mein erster Gedanke, „da passiert etwas!“ Und es erfaßte mich für einen Augenblick ein Gefühl der Aufregung, so wenig waren wir gewohnt, für uns etwas Gutes aus diesen Händen zu erhoffen.

XII.

Als hierauf die Insassen des neuen Gefängnisses vollzählig erschienen waren — ohne sich zu beeilen — und sich Jacowlew davon überzeugt hatte, las er das Schriftstück vor. In demselben hieß es, daß nach dem Ukas Seiner Majestät an den regierenden Senat befohlen wird, diesen und jenen Sträfling sofort aus Schlüsselburg zu entlassen und nach Petersburg zu schicken, Karpowitsch seine Strafzeit auf

die Hälfte zu kürzen und Melnikow und Gerschuni die lebenslängliche Zwangsarbeit in 15 Jahre Zuchthaus zu verwandeln, „mit der Belassung derselben in der Schlüsselburger Festung bis zum Jahre 1921 einschließlich“.

Vor allem fragten wir den Oberst, ob dieses Schreiben, das, wie es sich zeigte, von Trepow unterzeichnet war, auch für diejenigen galt, die im alten Gefängnis waren. Dort befanden sich, wie wir erst in Petersburg erfuhren, Sosonow[1]) und Sikorski[2]). Er erwiderte: „Jawohl.“ Darauf baten wir ihn, sie sofort zu uns zu bringen, erhielten aber abschlägigen Bescheid.

Dann zogen wir ihn zur Verantwortung: „Was soll das bedeuten — der Ukas ist vom 21. Oktober datiert, und Sie geben ihn uns erst am 26. bekannt? Wo waren Sie die fünf Tage lang? Weshalb haben Sie uns zurückbehalten, ohne das Recht hierzu zu besitzen?“ Oberst Jacowlew wurde nicht verlegen und erwiderte, er habe selbst in den Zeitungen gelesen, daß man ihn wegen dieser gesetzwidrigen Handlung vor Gericht zu stellen drohe; allein er besitze nicht das Recht, uns ohne ein spezielles Schreiben aus dem Polizeidepartement frei zu lassen. Er habe aber das Schreiben nicht erhalten und darüber verwundert, einen Boten abgesandt, der den Auftrag nun von Petersburg habe. Er verschwieg dabei wohlweislich, daß er selbst am 22. sofort, nachdem er diesen allerhöchsten Ukas gelesen hatte, nach Petersburg ins Polizeidepartement gefahren war und dort eine bestimmte Antwort erhalten hatte, — welcher Art, blieb uns unbekannt. Er selbst hatte dieses Schreiben am Vortage gegen 3 Uhr nachmittags erhalten und es für statthaft erachtet, es beinahe 20 Stunden zurückzuhalten — „wenigstens noch einen Tag, der mir gehört“, mag er gedacht haben. Das war sehr bezeichnend, aber nachdem

---

[1]) Mörder Plehwes.

[2]) Ein Teilnehmer an dem Attentat gegen Plehwe.

man 150000 Stunden — eineinhalb mal hunderttausend Stunden — im Gefängnis verbracht hatte, wollte man wegen einer Zulage von einigen 20 Stunden nicht viel Umstände machen. Dabei drückte Jacowlew noch die Vermutung aus, daß man uns nach dem Irkutsk-Gouvernement schicken würde, weil er den Befehl erhalten hatte, uns mit warmer Kleidung zu versehen. Meine vorübergehende Aufregung war nicht grundlos: das Irkutsk-Gouvernement, das uns in Aussicht stand, versprach für die Zukunft allerdings nichts Verlockendes. Darum tat es einem bei dem Anblick der geöffneten Glasbeetkasten leid, sie plötzlich zu verlassen und Gott weiß womit zu vertauschen.

Zu uns gesellten sich einige Unteroffiziere, die wahrscheinlich durch traurige Vorahnungen erregt waren, ferner beide Gehilfen Jacowlews und der Arzt. Es bildete sich eine recht malerische Gruppe, an der sich nur ein einziger abseitsstehender Zuschauer ergötzte — der Soldat, der auf der Mauer über dem ersten Gemüsegarten Wache hielt.

XIII.

Die Unterredungen und Unterhandlungen mit der Obrigkeit dauerten nicht weniger als eine Stunde. Ich beobachtete die ganze Zeit aufmerksam die versammelten Genossen — man konnte tatsächlich keine Erregung auf ihren Gesichtern bemerken. Es hat sich eben das ereignet, was man längst erwartete, das, was vollständig in der Ordnung der Dinge lag, und was längst hätte kommen sollen! Fast bei allen sah man eine tiefe Falte auf der Stirn, und der gespannte Gesichtsausdruck verriet nur Verwirrung und die Angst vor dem sich erschließenden Unbekannten, das vielleicht allerlei Unerwartetes brachte, mit dem sich ein Mensch nicht leicht abfinden kann, der erschöpft und des freien Lebens völlig entwöhnt ist. Und wie immer, wenn es galt, die innere Unruhe zu betäuben, machten wir Scherze und Witze, in

denen sich unser Verhalten zum Ernst des Augenblicks zu äußern pflegte. In solcher Weise wurde bei uns immer eine herannahende Krise aufgenommen und so auch leichter ertragen. Schließlich blieb in der Zukunft noch Zeit — und wie viel Zeit! — um über die Mühen und Widerwärtigkeiten, die uns erwarteten, nachzudenken. Jetzt aber hatten wir die Gegenwart vor uns, und diese Gegenwart bedeutete ein Ende der Folterkammer. Darum waren Scherze, aufrichtige Scherze ganz am Platze.

Die Unterredung endigte mit der Vereinbarung, daß wir noch zwei Tage — bis Freitag — hier bleiben sollten und daß man uns Freitag um 1 Uhr nachmittag zwei kleine Dampfer bereit halten würde, in denen wir zu je vier unter verstärkter Bewachung abfahren würden. „Entschuldigen Sie", fügte man hinzu, „aber so lautet der Auftrag aus Petersburg." Diese Zeit widmeten wir den Reisevorbereitungen. Jeder durfte alle seine Sachen mitnehmen, — die Hefte und die Aufzeichnungen, die Bücher und die Kollektionen und die anderen verschiedenen Erzeugnisse. Es wurde auch vereinbart, daß während dieser beiden Tage alle Türen innerhalb der Gefängnismauern offen bleiben und wir in unserer Bewegungsfreiheit nicht gehindert sein würden.

XIV.

Ich hörte die Unterhandlung nicht bis zum Schluß an, sondern eilte in meine Zelle, um zu überlegen, wie ich es mit meinem Hab und Gut einrichten soll. Das war nicht leicht, weil bei mir bereits mehr als 30 Kisten mit verschiedenen Kollektionen aufgehäuft waren. Ich hatte das letzte Jahr in ununterbrochener, wenn auch unbestimmter Erwartung gelebt, und daher schon längst nachgedacht, wie ich handeln würde, wenn man plötzlich die Tür öffnete und mir sagte: „Bitte, machen Sie sich reisefertig!"

Schon während des Sommers hatte ich einen kleinen Koffer

verfertigt, und im August schmiedeten Karpowitsch und ich vier dicke Eisenbeschläge für einen großen Koffer, wobei sich Karpowitsch über meine frühzeitigen Vorbereitungen nicht wenig lustig machte. In meiner Zelle befand sich ein kleiner Schrank eigener Arbeit. Ich beabsichtigte, ihn im gegebenen Augenblick umzulegen, Beschläge anzuschrauben, und auf diese Weise leicht und schnell einen Reisekoffer herzustellen. In einer anderen Zelle hatte ich eine niedrige Kommode mit zwei Schubladen. Mit dieser wollte ich auch dieselbe Umgestaltung vornehmen. Es blieb uns noch der Versuch übrig, ob auch alles Platz finden wird.

Ich will nicht schildern, was für ein Chaos bei uns an diesen beiden Tagen herrschte. Der Leser kann das leicht ermessen, wenn er sich beispielsweise ein Hôtel mit 40 Zimmern vorstellt, in dem die Gäste etwa 20 Jahre, ohne es zu verlassen, gewohnt und allerlei Plunder angesammelt haben, und das sie plötzlich alle gleichzeitig binnen zweimal 24 Stunden räumen müssen! Und dazu hatten wir während dieser ganzen Zeit keine Reise gemacht und nicht die geringste Übung in den Vorbereitungen. Die Reise versprach überdies alle möglichen Hindernisse und Konfiskationen.

Man trug aus den Werkstätten Nägel und Hammer, Bretter und Sägen hinaus; aus der Stadt brachte man Handkoffer; überall lagen Berge von Papieren herum. Sie wurden gesichtet und zusammengepackt, und diejenigen, die man nicht der Durchsuchung der Gendarmen überlassen wollte, brachten wir sofort in die Schmiede. Da brannte das Feuer, keuchte unaufhörlich der Blasebalg, und fortwährend warf man Stöße von Schriften hinein und verbrannte, verbrannte, verbrannte . . . Später haben wir dieses übereilte Brandopfer bitter bereut, weil unsere Effekten wie unsere Papiere von niemand zurückbehalten oder durchgesehen wurden.

XV.

Wenn wir vom Packen müde wurden, füllten wir die Pausen mit Abschiedsunterhaltungen aus, mit Versprechungen und Ratschlägen, noch mehr aber mit Träumen und Vermutungen über die große Umwälzung, die unser Vaterland erlebte.

Wie viele Jahre haben wir auf sie gewartet! Wie viele schlaflose Nächte haben wir mit nebelhaften und hellen Bildern dieser unvermeidlichen Umwälzung verbracht! Wie viele lange, lange Tage und Wochen haben wir mit Nachdenken und heißen Reden verlebt, der Diagnose und Prognose der Lage in Rußland gewidmet, die unvermeidlich zu dieser fatalen, von allen hellsehenden, aber verkannten Propheten ihres Vaterlandes schon längst vorausgesagten Krise führte! Und wie viele dieser Propheten wurden deshalb zugrunde gerichtet und zu Tode gequält, weil sie weitsichtiger als die anderen waren und sich nicht mit den Zuständen versöhnen wollten! Wir haben es endlich erlebt!... Wir haben es erlebt, wenn auch zu einer Zeit, da bei einigen der letzte Vorrat der heldenhaften Geduld versiegt war. Wir haben ausgeharrt, wir haben es erlebt!

Es wird sich kaum einer der Leser eine klare Vorstellung davon machen können, was es bedeutet, 20 Jahre nichts anderes tun als warten und es endlich erleben! Schon der Gedanke daran benahm einem den Atem und machte einen schwindeln. Allein es war zu lyrischen Ergüssen keine Zeit. Man brachte uns ja nicht in die Freiheit, sondern in unbekannte Gebiete. Wir standen also noch an der Schwelle der Ereignisse, die sich erst in der Folge entwickeln mußten.

XVI.

Im Gefängnis sollten nur noch fünf Kameraden zurückbleiben. Drei von ihnen waren jetzt beständig um uns,

halfen beim Einpacken, gaben uns Aufträge und Ratschläge, und verabschiedeten sich von uns bloß für eine bestimmte Zeit — bis zum Wiedersehen. Obgleich es im erwähnten Schriftstück genau lautete: „mit Belassung bis zum Jahre 1921 einschließlich“, legte niemand dieser Frist auch nur die geringste Bedeutung bei. *Das Dokument* war von Trepow unterschrieben, und Trepow ist selbst ein Zeitlicher, und über seine Aktenstücke wie über ihn selbst wird die Geschichte ein unerbittliches Urteil fällen. Im übrigen wird man wegen fünf Menschen nicht eine ganze Festung unterhalten, die zudem, wie der Inspektor sagte, schon jetzt in die Verwaltung des Justizministeriums überging. Also „auf Wiedersehen“! ... „Bis zur Begegnung bei der Arbeit für das Volk“! So schrieben wir den zurückbleibenden Kameraden zur Erinnerung, als sie uns *alle um einige Worte* in ihr Album baten. Deshalb sahen sie unsere Abreise nur für eine zeitweilige Trennung an und trafen, indem sie uns zur Reise ausrüsteten, auch Vorkehrungen. Gerschuni brach einen Stein aus der Festungsmauer heraus und gab den Auftrag, ihm den Genossen in der Freiheit mit den Worten zu übergeben: „Diesen Stein habe ich aus der Schlüsselburger Festungsmauer herausgebrochen. Von Euch hängt es ab, diese Mauern dem Erdboden gleichzumachen.“

Je weiter die Auflösung unserer *Einrichtung* vorschritt, desto mehr wuchs unsere Aufregung. Wie sich die Freiheit auch gestalten mochte — sie näherte sich dennoch.

Die erste Nacht verstrich natürlich in Träumen und im Vorgenuß der endlich sich erschließenden Freiheit unruhig. Aber die schlaflose Nacht ermüdete uns nicht, wir standen noch munterer und frischer auf, als wir uns niedergelegt hatten. Bei solcher Perspektive könnte ein Sterbender sich erheben und ein gebrechlicher Greis jung und beweglich wie ein Kind werden!

XVII.

Selbst unsere Obrigkeit wurde vermutlich von der allgemeinen Erregtheit ergriffen. Die Machthaber waren bereits, als sie uns die Resolution ankündigten, bedeutend weicher und streiften ihre strenge Unzugänglichkeit ab. Jetzt kamen sie ohne Umstände zu uns als zu Bürgern eines reformierten Staates, brachten uns Näschereien und baten inständig, sie durch Ablehnung nicht zu kränken. Der Inspektor übergab uns im Namen seiner Frau eine sehr feine Torte, und der Arzt geräucherte Fische und Schokolade.

So ist die Natur des russischen Durchschnittsmenschen im allgemeinen, und des Beamten im besonderen: er ist voll guter Gefühle und uneigennütziger Wünsche, kann sie aber nur mit Erlaubnis der Behörde zum Ausdruck bringen. Es lebe also jene Umwälzung, die imstande ist, stumme Zungen zu lösen und regungslose Hände zu guten und uneigennützigen Taten zu beleben!

Ganz unbemerkt flog der zweite Tag vorbei, und pfeilschnell schwand die letzte Nacht in Schlüsselburg, die letzte Nacht unter diesem drückenden Gewölbe, im Schweigen dieses steinernen Grabes. Die letzte Nacht von ungefähr 7000 Nächten, von denen keine dir ein freudiges Erwachen versprach!

Am Morgen schlug man noch die letzten Nägel irgendwo hinein, schnürte man den letzten Strick zusammen, machte man Verzeichnisse von den Sachen. Gegen 10 Uhr übernahmen die Soldaten das Gepäck, das sie zum Schiff zu bringen hatten. Wir versahen die Koffer mit unseren Initialen, legten eine Liste der Gepäckstücke an und übergaben diese sowie die Sträflingspelze den Beamten. Nachdem wir sodann die grauen Gefängnisjacken angezogen hatten, gingen wir ohne Überkleider noch einmal zur allgemeinen Versammlung. Um 12 Uhr rief man uns zum letzten Mittagessen, das uns

natürlich nicht durch die Kehle dringen wollte. Nachdem wir das einsame Mittagessen beendet hatten, sah ich zum letztenmal die Zelle an, die ich für immer verlassen sollte, und trat mit dem Gedanken heraus, daß es Behausungen gibt, aus denen man selbst nach langjährigem Aufenthalt ohne jedes Bedauern fortgeht. Ein großer Schrank und allerlei Zeug blieben drin. Hierauf ging ich, der Verabredung gemäß, in denselben ersten Gemüsegarten, wo wir uns zum letztenmal treffen und bis zur Abreise bleiben sollten. Wie immer vor einer Trennung herrschte eine allgemeine Zerstreutheit, auf die Zunge drängte sich manches nichtssagende Wort, aber die Gedanken flogen unwillkürlich über die Grenzen dieser Mauern hinaus — dorthin, wo es so frei und so verlockend war, wo wir uns aber noch nicht befanden.

XVIII.

Endlich erschien der Oberst selbst mit seinen Gehilfen. Gerschuni gab uns ein Geleitwort mit, indem er unter anderem darauf hinwies, daß wir auf unseren Schultern ungefähr 200 Kerkerjahre von hier forttrügen. Noch die letzten Umarmungen, und wir wandten uns zum Ausgang aus dem Gefängnishof. Hier, an der Ecke, trennten sich die Wege: die Jugend kehrte nach links in ihre Zellen zurück, wir sandten ihr noch einen traurigen Abschiedsblick und gingen rechts zum Tor hinaus.

Als wir den Platz erreichten, warfen wir noch einen Blick auf die Fassade unseres „Asyls“ und bei dieser Gelegenheit grüßten wir zum letztenmal die zurückbleibenden Kameraden, die unsere ungewöhnliche Prozession sehr gut sehen konnten, während wir selbst durch die doppelten Fensterrahmen hindurch nur ihre verschwommenen Gestalten sahen.

Hierauf führte man uns aus irgend einem Grunde in

die Kanzlei — wahrscheinlich zum Zeichen dafür, daß jeder gute Anfang in Rußland aus dem Innern einer Kanzlei kommen muß. Da alle wichtigen Ereignisse mit Reden begleitet werden, so hielt es auch Oberst Jacowlew für nötig, uns einige Worte zu sagen, in denen er uns zur Befreiung gratulierte und versicherte — obgleich ganz erfolglos — daß er stets unseren Bedürfnissen entgegengekommen wäre und sich auf jede Weise bemüht hätte, die Strenge des Regimes zu mildern, das von den höheren Behörden eingeführt war. Wir trugen in uns eine unauslöschlich eingeprägte Überzeugung, die derjenigen, die er verkündigte, genau entgegengesetzt war. Nichtsdestoweniger drückten wir alle die uns gebotene Hand — so froh waren wir, daß endlich der letzte Augenblick da war, und daß wir uns nach 2 bis 3 Sekunden von hier losreißen und nie mehr diese Anstalt und ihren würdigen Beschützer sehen würden.

Von der Kanzlei bis zum äußeren Tor blieben nicht mehr als 100 Schritte durch eine dicht mit Bäumen und Gebüschen bepflanzte Allee zu machen. In diesen Teil der Festung war unser Blick von den Fenstern des Gefängnisses aus nie gedrungen. Hier begann ich bereits eine Verlegenheit zu empfinden. Zu beiden Seiten des Weges stand die ganze freie Bevölkerung der Festung, auch Frauen und Kinder, und begrüßten uns mehr oder weniger teilnahmsvoll. Für sie war es ein ebenso neues Schauspiel wie für uns, weil die früheren Einzelfreilassungen im geheimen erfolgten, manchmal sogar des Nachts. Eine besondere Herzlichkeit äußerten die Gattinnen der Beamten unserer Administration. Ich weiß aber nicht, ob diese Freude bewußt und ganz uneigennützig gewesen ist, oder ob die Damen in ihrer Naivetät den Sinn der vor sich gehenden Ereignisse nicht begriffen — auch das nicht erfaßten, daß unsere Befreiung die Schließung dieser Anstalt und für ihre Gatten den Verlust einer dauernden, sehr einträglichen Stellung bedeutete.

XIX.

Noch zwei Schritte, und wir waren draußen, vor dem Tor der Festung. Den Augen erschloß sich der weite Raum, den ich seit 18½ Jahren nicht gesehen. Wie ich mir auch früher diesen Augenblick gedacht hatte, übertraf die Wirklichkeit alle Erwartungen. Mein Atem versagte, es schwindelte mir, ich schwankte und war nahe daran, umzufallen und die Besinnung zu verlieren. Das dauerte nicht lange. Ich faßte mich sehr bald und ging festen Schrittes mit den anderen weiter, als ob nichts geschehen wäre. Auf dem Ufer standen fast vollzählig die hundert Soldaten, die uns so sorgsam und unabläßlich bewacht hatten. Zu ihnen gesellten sich Frauen und Kinder aus der Festung, und das Ufer füllte sich dicht mit Menschen, zwischen denen wir zur Landungsbrücke hinunter gingen.

Hier wartete das Boot, um uns zu den Dampfern zu bringen, die gerade gegenüber uns in der Mitte des Flusses lagen. An den Rudern saßen auch Soldaten. Auf der Landungsbrücke trennte man uns und verfügte, daß sich die ersten vier, gesondert von den anderen, auf den einen Dampfer begeben sollen. In das Boot setzten sich Lukaschewitsch, Lopatin, Morosow und ich. Wir erreichten bald den Dampfer; wir hatten uns kaum umgesehen, da wurden wir auch schon unter den Armen gefaßt und befanden uns gleich in der Kajüte. Später erfuhren wir, daß es einigen Damen, während wir im Boote fuhren, gelungen war, sich zu den vier wartenden Kameraden (Popow, Frolenko, S. Iwanow und Antonow) durchzudrängen und sie, ohne die Etikette zu beachten, heiß zu beglückwünschen, ihnen die Hände zu drücken und offen ihre aufrichtige Freude zu äußern. Nach einigen Minuten machte der Dampfer eine Schwenkung nach links und ging mit vollem Dampf vorwärts.

Der Inspektor, der mit acht bewaffneten Unteroffizieren unsere Begleitung bildete, erschien hierauf bei uns und sagte,

daß wir uns auf das Deck begeben könnten. Wir ließen uns nicht lange bitten, traten in die Gotteswelt hinaus und sahen uns um....

Das beängstigende Gefühl in meiner Brust war verschwunden, und ich hielt den Kopf jetzt aufrecht. Nichtsdestoweniger waren es Augenblicke, die ich wohl nie vergessen werde. Diese Augenblicke des inneren Aufjauchzens kann man nur mit denjenigen vergleichen, die ein Volk erlebt, das eben die Ketten des Despotismus abgeworfen und seine Freiheit erlangt hat. Und glücklich derjenige, dem es beschieden ist, solche nicht wiederkehrende Augenblicke zu erleben!

XX.

Ich bin leider nicht im Stande, diesen überwältigenden Eindruck zu schildern, dazu ist die Sprache zu arm. Sie hat sich im Laufe des Lebens der ganzen Menschheit hauptsächlich entwickelt, um Eindrücke wiederzugeben — Gedanken, Gefühle und Zustände, die sich oft wiederholen. Mehr oder weniger seltene Situationen schildern wir mit den Worten, die irgend eine andere, dem Zuhörer genügend bekannte Situation darstellen, und auf diese Weise führen wir sie sozusagen auf einem Umweg in den Kreis unserer ungewöhnlichen Gefühle und Ideen. Aber wie sollte man auch den Seelenzustand schildern, in dem sich ein Mensch befindet, wenn er, einige Leidensgefährten ausgenommen, zu den wenigen gehört, die einen so außergewöhnlichen Umschwung in ihrem Dasein in einer mehr oder weniger normalen Geistesverfassung erlebt haben?

In der Tat, wie soll man ausdrücken, in welcher Gestalt die weite, breite Gotteswelt, der unermeßliche Horizont und alles, was wir in seinen Grenzen sehen, dem Menschen erscheinen und auf ihn einwirken — auf einen Menschen, der fast 20 Jahre außer stummen, grauen, düsteren

Mauern nichts gesehen hat? Morosow z. B. hatte ja diese Gotteswelt genau 24 Jahre nicht gesehen!

Wollte ich unsern Zustand mit jenem vergleichen, den ein Blindgeborener erlebt, wenn er nach einer gelungenen Operation zu sehen anfängt, so wäre dieser Vergleich unrichtig, weil der Blindgeborene vorher niemals etwas gesehen hat und erst einfach das Sehen lernt. Wir aber hatten nicht nur diese sichtbare Welt gesehen, sondern auch einen ungeheuren Vorrat an Eindrücken und an unzertrennlich mit ihnen verbundenen Erregungen aufgenommen; allein mit der Zeit wurden sie schwächer, verstummten und entrückten in irgend eine Tiefe der Seele, wo sie durch nichts ihre Anwesenheit verrieten.

Und plötzlich sehen wir wieder: die Ufer und das Wasser, und die Boote und die Stadt und das Dorf und den Wald, und das Feld und die Landstraße und die Reihe der Telegraphenstangen usw. usw. Man sieht und empfängt nicht nur das alles, sondern man ruft es gleichzeitig mit einer besonderen Spannung und einer besonderen Erregtheit ins Gedächtnis zurück. Das alles hat man doch einst gesehen, das alles hat ja einst ein Teilchen deines inneren Lebens gebildet mit allen seinen Herrlichkeiten, seinem Zauber, seinen Erregungen und Hoffnungen. Man hat ja doch auch früher Wald und Flur nicht bloß gesehen, sondern sich auch an ihnen als einer besonderen Freude ergötzt. Und das alles zusammen mit den geschauten Bildern lag im Innern deiner Seele begraben und wäre vielleicht nie mit einer solchen Lebendigkeit oder mit einer so erregenden Kraft auferstanden, wenn es dir nicht gelungen wäre, in der Natur diese Gegenstände zu sehen, die ein Element deines, für eine gewisse Zeit erloschenen psychischen Lebens gebildet hatten.

XXI.

Es hat sich bei mir ein Brief erhalten, in welchem ich diese Reise unter dem unmittelbaren Eindruck schilderte. Da heißt es unter anderem: „Die Ufer, bald eben, bald abschüssig, und reich mit Wald bedeckt, fesselten mit einer besonderen Anziehungskraft meine Blicke, meine gierigen, hungrigen Blicke, die schon so viele Jahre nichts ähnliches gesehen hatten. Und etwas Unklares, längst Begrabenes begann im Gedächtnis aufzutauchen, und vernehmbar zitterten im Herzen irgend welche neue Saiten, die ich noch nie vernommen hatte. . . . Da schimmert ein Landhäuschen, von dem ein Pfad zum Wasser führt, an der Landungsbrücke liegt ein kleines Boot. Da trabt auf der Straße ein Pferdchen mit einem Insassen im kleinen Wagen. Hier bricht das dunkle Grün der Föhren durch, dort zeigt sich eine kleine Wiese, und hin und wieder ein kahler Hain mit weißschimmernden Stämmen — wahrscheinlich Birken. Und all das — das Häuschen und das kleine Boot und das Wäldchen — ist wirklich lebendig, echt, unverfälscht, nicht wie das, was du bloß auf Bildern zu sehen gewohnt bist und dazu noch so gewohnt bist, daß die wirklichen dir seltsam und etwas komisch erscheinen. Du betrachtest das alles ringsherum und wunderst dich, daß die gesehenen Gegenstände eine große Ähnlichkeit haben mit etwas längst Bekanntem, das aber bloß im Gehirn vorhanden war. So sieht wahrscheinlich ein Mensch, der 20 Jahre an völliger Blindheit gelitten hat und *dann plötzlich auf eine wunderbare Weise* sehend wird . . .“

Also zu einer Zeit, da alle normalen Menschen die gesehenen Gegenstände mit anderen gesehenen vergleichen, entstand bei uns unwillkürlich ein Vergleich dieser Gegenstände mit etwas, das im Gehirn existierte.

Der andere Vergleich war noch merkwürdiger: wir

fanden, daß die gesehenen Gegenstände nicht ganz jenen ähnlich waren, die auf Bildern dargestellt sind. Wir hatten ja in diesen Jahren verschiedene Landschaften gesehen, aber nur in Illustrationen, und waren so gewöhnt, über die Natur bloß nach diesen Bildern zu urteilen und sie uns so vorzustellen, daß die wirkliche Natur uns als etwas Spielerisches und Fremdes erschien. So kam mir das Wasser der Newa, das erste, das wir nach dem Verlassen der Festung erblickten, ungewöhnlich schwarz vor — es war nicht etwa eine Gesichtstäuschung, sondern wir stellten es uns nach den Bildern so vor, wo es meistens bei hellem Sonnenhimmel gemalt wird, und daher auch eine ganz andere Färbung hat. Viel später teilte ich diesen Eindruck Vera Nikolaiewna Figner mit, die Schlüsselburg ein Jahr vorher, Ende September, verlassen hatte. Auch ihr war diese Farbe des Wassers aufgefallen, und sie dachte sogar: wenn man es genau so malen wollte, würde niemand glauben, daß Wasser so schwarz sein kann.

XXII.

In den ersten Minuten, da wir uns auf Deck befanden, richteten wir unsere Blicke nicht so sehr ins Weite, in die freie Welt und auf das dunkle Wellengekräusel der wunderschönen Newa, wie auf jene steinerne Burg, in der wir den besten Teil unseres Lebens zurückließen. Dort liegen ja so viele unserer Freunde begraben, dort haben wir viele stolze Gedanken, so manchen heißen Herzensdrang, uneigennütziges Streben und zahllose schwere, unvergeßliche Leiden erlebt. Jetzt konnte ich zum erstenmal und genau das Äußere dieses Grabes betrachten, aus dem wir wie durch ein Wunder herausgekommen waren, obwohl wir alle Aussichten hatten, unsere ungestümen Gebeine dort zu lassen wie viele Kameraden . . .

Die düsteren und unfreundlichen Mauern, die steil aus

dem Wasser ragen, machen einen ungewöhnlich schweren Eindruck, selbst auf einen Menschen, der längst weiß, was in diesem schweigenden, unseligen Grabe vorgeht. Wir konnten noch lange die Augen von der schnell entschwindenden Festung nicht abwenden, die in der Entfernung noch düsterer und bedrohender wurde. Selbst indem man sich von ihr entfernte, war es nicht möglich, dieses Gefühles Herr zu werden. Wie die Riesenschlange mit offenem Rachen einen auf dem Zweig sitzenden Vogel hypnotisiert, so hypnotisierte dieses Ungeheuer auch uns und zwang unsere Gedanken, unwillkürlich in jene Zellen zu schweben, aus denen wir uns glücklich losgerissen hatten und in denen bis auf weiteres noch drei unserer Kameraden in trauriger Einsamkeit zurückblieben. Dann noch einige Augenblicke, der Fluß machte eine scharfe Biegung, und die unselige Insel entschwand unseren Blicken.

XXIII.

Und die Dampfer eilten und eilten, einer hinter dem andern. Und wir schauten und schauten, immer noch mit den Augen alles mit gleicher Gier verzehrend, was uns auf der Fahrt begegnete. Alles, was wir erblickten, erregte uns und stieg zu Kopf wie ein Glas Wein, an das man nicht gewohnt ist.

Als wir müde und vor Kälte schauernd in die Kajüte hinunterstiegen, um uns zu erwärmen, fanden wir auf dem Tisch gebratenes Fleisch, ferner Kuchen und Biskuits. Mit diesem Abendessen hatte uns unser aufmerksamer Direktor in der Befürchtung versehen, daß wir in Petersburg hungrig schlafen gehen könnten. Offen gestanden, ich war von dieser Fürsorge nicht gerührt: zuviel Leiden hatten uns dieselben fürsorglichen Hände bereitet!

Brüderlich teilten wir die Mahlzeit mit den 8 bewaffneten Gefährten — wir hatten ja doch mit einigen von ihnen

nicht weniger als 15 Jahre Seite an Seite verbracht, und wie man sagt, allerlei erlebt. Als wir uns erwärmt und gestärkt hatten, gingen wir wieder auf Deck und sahen schon die am Ufer vorbeieilende Straßenbahn, wahrscheinlich vor ihrer Endstation in Schlüsselburg. Die Dämmerung brach an. Das Ufer lief wie früher und entwickelte mit ermüdender Mannigfaltigkeit ein Bild nach dem anderen. Seit sich Menschen hier niedergelassen haben, sind wohl kaum auf der Newa solche gefahren, die das traurige und eintönige Ufer mit einem so starken Interesse, mit einem so großen Genuß und Entzücken betrachteten wie wir damals.

Ja, herrlich ist die Gotteswelt, wenn man sie mit jungen Augen wieder anblickt am ersten Tage seiner zweiten Geburt! Wie wundervoll, lebensfroh und harmonisch alles in ihr ist; wie entzückend und bezaubernd ist es, sich wieder in ihrem Schoße zu befinden, ihr freier Sohn zu sein, sich bewegen, alles sehen und sich hier oder dort nach eigenem Ermessen niederlassen zu können! Wir berauschten uns bloß an dem Anblick; wir befanden uns ja noch nicht im Schoß der Natur, sondern standen auf dem kahlen und einsamen Deck, und man führte uns nicht in die Freiheit, sondern wieder in die uns bekannte Peter-Paul-Festung.

XXIV.

Die Stadt rückte bereits näher. Rechts und links, vor und hinter uns ragten gleich Riesenzeigefingern die Fabrikschlote in den Himmel, und wie viele gibt es deren hier! Da ist er ja, der Kapitalismus, an dem man in jenen Jahren, als wir die freie Welt verließen, noch zweifelte! Da sind ja die riesigen Gebäude mit den Hunderten von Fenstern, die bereits im Gaslicht, oder im elektrischem Licht leuchten, wo jetzt neue Gedanken reifen und wo sich standhafte Scharen von Verteidigern der Rechte des neuen russischen Bürgers organisieren!

So fuhren wir bis zum Smolni und begrüßten diese ungeheuer große Stadt, in der Rußlands Schicksale — darunter auch unser persönliches Schicksal — geschmiedet werden. Endlich gingen wir auf das Drängen der Wache in die Kajüte hinunter. Der Dampfer beschleunigte seinen Lauf, zwei hell erleuchtete Brücken schimmerten an den Scheiben vorbei, und ungefähr zehn Minuten später landeten wir an den Toren der Festung; und hier trafen wir acht Gefangene mit den achtzehn Wächtern auf einem großen Granitplatz wieder zusammen.

Indes irgend welche Formalitäten erfüllt wurden, standen wir lange, uns an den Lichtern der Brücken und Ufer ergötzend, die wir vorher nicht gesehen hatten. Am Himmel hing der Vollmond so trüb und blaß in der Petersburger Nebelluft, daß wir ihn nicht sofort erkannten und von einer Laterne nicht unterscheiden konnten, in deren Nähe er sichtbar war. Endlich kam eine neue Wache, uns abzuholen, kommandierte uns, aufzubrechen, und in einer geschlossenen Kolonne, gegen 30 Mann stark, gingen wir nach unserer neuen Wohnung traurigen Angedenkens. Um in das Reich der Freiheit zu gelangen, muß man bekanntlich — wie im Himmelreich — mehrere Irrwege zurücklegen.

XXV.

Hier mußte ich genau noch 25 Tage bleiben, während andere Kameraden viel früher entlassen wurden.

Wir setzten vor allem durch, daß man uns zum Spaziergang nicht einzeln auf eine Viertelstunde herausließ, wie es in der Peter Paul-Festung üblich war, sondern alle zugleich, was insgesamt zwei Stunden ergab. (1/4 Stunde × 8). Gleich am nächsten Tag erhielt Lopatin den Besuch des Bruders und seines Sohnes. Hierauf wurde für uns alle festgesetzt, daß wir dreimal wöchentlich unsere Verwandten empfangen durften, und man forderte bald den einen, bald den anderen zu

diesem ungewöhnlichen Zusammentreffen auf. Unsere Freunde hatten sie davon schon vorher verständigt. Ich werde nicht versuchen, zu schildern, wie dieses erste Wiedersehen ausfiel, als wir nach 20jähriger Trennung unsere Nächsten und sie uns sahen! Natürlich erkannten die Mütter ihre Söhne nicht. Jeder dieser Besuchstage brachte uns viel Neues und zahllose Eindrücke, die wir beim Spaziergang austauschten, wodurch deren aufregende Wirkung noch verstärkt wurde.

Die erste Neuigkeit aber übermittelten uns nicht unsere Verwandten, sondern die Kerkermeister; sie hatte die Form eines Aktenstückes, das wir sorgfältig abschrieben, und das ich hier wörtlich bringe:

M. J.
Ministerium des Innern.
Departement der Polizei.
V. Kanzleiabteilung.
Am 28. Oktober 1905.

Geheim
an den Herrn Kommandanten der St. Petersburger Festung.

In Ergänzung der Mitteilung vom 22. Oktober a. c. Nummer 7382 habe ich die Ehre, Ihre Exzellenz ergebenst zu bitten, den in die St. Petersburger Festung gebrachten verbannten Staatsverbrechern P. Antonow, M. Frolenko, J. Iwanow, H. Lopatin, J. Lukaschewitsch, N. Morosow, M. Noworusski und M. Popow zu verkünden, daß im genauen Sinn des allerhöchsten Ukases vom 21. Oktober (Ziffer 2) den genannten Personen nach Ablauf von 4 Jahren Verbannung die Wahl des Wohnorts zur Niederlassung gestattet, ihnen aber verboten wird, während 3 Jahren in den Hauptstädten und hauptstädtischen Provinzen zu wohnen, und daß sie für dieselbe Zeitdauer unter Polizeiaufsicht gestellt werden, wobei sie, statt der Entziehung aller Bürgerrechte, nach § 43 des Strafgesetzbuches als aller beson-

deren persönlichen und Standesrechte und Vorrechte beraubt betrachtet werden.

Der Chef der politischen Abteilung
K. Ratschkowski.

Der Schriftführer: Lerche.

XXVI.

Das interessanteste an diesem Schreiben war die feste Absicht des Polizeidepartements, uns noch für vier Jahre in Verbannung zu schicken, darunter auch unsere Alten, die 24 Jahre ununterbrochen im Kerker verbracht hatten, u. a. auch Morosow, der, jetzt in alle seine Rechte wieder eingesetzt, frei und unbehindert in Petersburg lebt. Unsere Besucher sagten uns, wir brauchten diesem Schriftstück keine Beachtung zu schenken, da unser Schicksal außerhalb des Polizeidepartements geschmiedet werde. In unserer Angelegenheit war man geneigt, jeden unter Bürgschaft für eine bestimmte Zeit nach seinem Heimatsort oder zu Verwandten zu befördern, da nach der allgemeinen Ansicht, wenn nicht heute, so morgen die endgültige Umwälzung im Sinne der fünf Freiheiten erfolgen und alle, die für sie gelitten haben, selbstverständlich nach allen vier Windrichtungen freigelassen würden. Eine allgemeine Bewilligung einer solchen Bürgschaft unterschrieb, wie man erzählt, Trepow noch am Tage seiner Demission.

Man ordnete also die Papiere jedes einzelnen, je nach dem Erscheinen der Verwandten, aber sie trafen infolge des Eisenbahnerstreiks mit großer Verspätung ein. Mein Bruder, der von meiner Lage verständigt worden war, hatte keine Möglichkeit, rechtzeitig nach Petersburg zu kommen. Da nach der Mitteilung der von mir früher erwähnten Fürstin D. Korsakow, die mich auch für einige Minuten besuchte, sowohl der Metropolit Antoni, wie auch der Erzbischof von Finnland Sergius in dieser Beziehung die Stelle meiner Ver-

wandten einzunehmen bereit waren, so ließ ich sie verfügen, und auf diese Weise kam ich nach Wyborg. Im Mai desselben Jahres ist meinen Kameraden die Erlaubnis gegeben worden, die Verbannung innerhalb der Grenzen des europäischen Rußlands zu verbüßen, und zwar an Orten nach dem Ermessen des Ministers des Innern. Da ich in Finnland lebte und den Schutz seiner Gesetze genoß, so hat man mich von dieser bureaukratischen Zumutung nicht einmal benachrichtigt.

XXVII.

Aber ich habe vorgegriffen.

Die schreckenerregende Peter-Paul-Festung, die in unseren Tagen ganz „demokratisch" ist, weil die Menschen, die in ihr weilen, nicht mehr nach Dutzenden und Hunderten, sondern nach Tausenden, sogar vielen Tausenden gezählt werden, machte auf uns nicht den Eindruck wie auf Neulinge. Im allgemeinen hatte sie dasselbe bedrückende Aussehen wie vor 20 Jahren, obgleich manches renoviert und angestrichen war. Aber auf uns wirkte dieses Äußere nicht mehr ein. Selbst das traurige Geläute des Glockenspiels auf dem Glockenturm, das jede Viertelstunde einen Totenmarsch dem Neuling schlägt, der sich im Bereich dieser Musik befindet, klang für uns, wenigstens für mich persönlich, wie eine heitere Melodie, welche die Zuversicht auf den Triumph der Freiheit und des Lebens einflößt.

Wir empfanden allerdings gleich eine Menge von kleinen alltäglichen Unbequemlichkeiten, die zu ertragen wir nicht mehr gewohnt waren. Es gab hier eine kahle Zelle, einen Eisentisch, ein Bett und sonst nichts mehr. Weder Messer, noch Gabel, noch Kamm, noch Papier, noch Tinte, noch Stuhl waren vorhanden. Man konnte nur, auf dem Bett sitzend, in äußerst unbequemer Haltung lesen und schreiben, besonders am Abend. Aber was bedeuten alle diese Kleinig-

keiten — und wären es deren eine ganze Million — bei dem Bewußtsein, das einen erfaßt, wenn man an der Pforte der Freiheit steht! Überdies brachten uns die Freunde und die Verwandten soviel Interesse, Freundlichkeit, herzliche Teilnahme und die Bereitwilligkeit entgegen, uns diese letzten Übergangstage zu verschönern, daß diese für uns wirklich zu einem ununterbrochenen Festtag wurden. Man erdrückte uns sozusagen durch eine Fülle von Genüssen, so daß wir schließlich ernstlich Protest erheben und darauf bestehen mußten, daß man uns nichts mehr bringe. Bei dieser Gelegenheit will ich erwähnen, daß die Kost in dieser Festung zu jener Zeit vollkommen befriedigend, unvergleichlich besser war als jene in Schlüsselburg.

XXVIII.

Das Allerergötzlichste, was hier mit uns geschah, war der Wechsel der Kleider, unsere Verwandlung in „Kulturmenschen". Wir waren in einer Bekleidung hergekommen, die dem Staate gehörte, und hätten auch in derselben in die Freiheit hinaustreten müssen, wenn sich unsere Nächsten nicht bemüht hätten, uns auszustatten. Vor allen Dingen brachten sie uns ein Zentimetermaß. Wir entkleideten uns bei November-Unwetter *im Hof und nahmen einander* Maß, hierauf lieferte man uns die Anzüge in die Zelle, wo wir sie wählten, anprobierten und anlegten. Endlich zeigte sich jeder dem anderen im Hof in mehr oder weniger verwandelter Gestalt. Während der langen Zeit des Zusammenlebens hatten wir uns so sehr an das gleichmäßige Aussehen *aller Kameraden* gewöhnt, daß diese neue Kleidung — jede von eigener Art — uns wie eine wirkliche Maskerade erheiterte.

Je nach dem Drängen der Verwandten des einen oder anderen von uns, kamen die Formalitäten mit den Dokumenten, bei dem einen rascher, bei dem anderen langsamer zur

glücklichen Erledigung. Am Vorabend kündigte man das bald dem einen, bald dem anderen an, und alle 2—3 Tage nahmen wir von irgend jemand Abschied, bis schließlich bloß P. L. Antonow und ich zurückblieben. Seine Angelegenheit stand schlimmer als alle anderen, weil seine Mutter wegen Altersschwäche nicht persönlich erscheinen konnte, und P. N. Durnowo, der seine alte Rechnung mit ihm nicht vergessen hatte, ihn statt nach dem erbetenen Süden, nach dem fernen Norden fortschaffen wollte.

Endlich am 21. November übergab man auch mir ein Schreiben, das ich mit meiner Unterschrift bestätigte. Darin hieß es, ich sollte zur Ansiedlung nach Sibirien verschickt werden, „aber angesichts der Unmöglichkeit infolge der Sperrung der Etappenwege", mich dahin zu befördern, schicke man mich nach Wyborg zum Erzbischof Sergius; der Gendarmerieoberst Grischin werde mich abholen. Dieser Oberst führte auch alle meine anderen Kameraden zum Bahnhof. Ich vergaß, zu sagen, daß ich zwei Kisten meiner Kollektionen bereits längst sicheren Händen anvertraut hatte, mit dem Auftrag, sie der künftigen Volksuniversität zu übergeben. Der Gefängnisleiter, Oberst Warewkin, der — wie auch alle niederen Festungsbeamten — mit uns äußerst liebenswürdig und nachsichtig war, sagte mir noch am Vorabend, ich sollte meine Sachen einpacken und morgen früh bereit sein. Der letzte Abend verstrich in vollständiger Grabesstille, da sich die Zellen ringsherum allmählich bereits geleert hatten. Ich verbrachte auch meine letzte Nacht unter Schloß und Riegel ganz ruhig.

XXIX.

Aus den Zeitungen, die uns die Verwandten verstohlen brachten, kannte ich bereits die Abfahrtsstunden der Züge nach Wyborg und darum erwartete ich meinen Begleiter zum ersten Frühzug. Aber er kam um eine ganze Stunde später. Als ich mich mit ihm in den Wagen setzte, in dem

noch zwei niedere Chargen saßen, sagte ich ihm daher: „Mir scheint, wir haben schon den Zug versäumt!“. — „Wir fahren ja nicht zum Bahnhof“, antwortete er. — „Wohin fahren wir denn?“. — „Ins Lawrakloster zum Erzbischof.“ — „Warum steht darüber kein Wort in meinem Schriftstück?“. — „Ich weiß nicht. Ich habe diesbezüglich einen besonderen Befehl.“ Das war für mich eine Überraschung. Es stand mir also bevor, die ganze Stadt zu durchqueren.

Die Straßenbewegung wie das Hasten der Menschen waren für mich ein unerwarteter Fund. Der Oberst wußte, daß er einen Menschen führte, der das alles seit undenklichen Tagen nicht gesehen hatte. Er befahl dennoch, das Wagenfenster mit dem Vorhang zu verdecken. „Ja, wenn sie“ — er zeigte auf die Gendarmen — „in Zivilkleidern wären, dann dürfte man . . .“ Aber ich hob trotzdem einen Zipfel des Vorhanges in die Höhe und berauschte mich an dem Anblick der vor mir vorüberflimmernden Bilder. Welche Menschenmenge! Und wieviele fesselnde und angenehme Gesichter! Wie freundlich sie lächelten, einander entgegenkamen und sich begrüßten, und wie heiter alle aus irgend einem Grunde waren! Und sie ahnten gar nicht, daß hier zwischen ihnen ein so seltener, ausgehungerter Mensch fuhr und sie beobachtete, für den dieses Tagesgetriebe ein einziges festliches und prachtvolles Schauspiel war! Wie sonderbar, daß niemand meine Anwesenheit bemerkte, und ich konnte doch erst nach ungefähr einer Stunde, nachdem ich den Händen des Oberst Grischin entkommen sein würde, ihnen von Angesicht zu Angesicht erscheinen, zu ihnen gehören, konnte erst dann einen vollen Genuß haben.

Ja, tatsächlich, welch ein unendlicher Genuß ist es, unter dieser Menge zu weilen, ihre unaufhörliche Bewegung zu betrachten, jeden Augenblick neue Gestalten und Kleider zu sehen, zwischen ihnen umherzugehen, zu schauen, ohne Rast zu schauen und zu fühlen, daß man sich unter seinesgleichen befindet und nicht allein ist -- allein, verlassen wie auf

einem unbewohnten Felsen in einer hoffnungslosen, unseligen Einsamkeit! Ja, es ist sehr bedauerlich, daß der Mensch in den alltäglichen Lebensbegebenheiten ringsumher unerschöpfliche Quellen des Genusses besitzt, aber aus Gewohnheit gleichgültig bleibt und das gar nicht bemerkt! Um nach Gebühr zu begreifen, zu schätzen und hauptsächlich zu fühlen, was für uns die einfache Menschenmenge ist und was die ganze, uns umgebende Welt, — das Kulturleben und die wilde Natur — bedeutet, muß man sie längere Zeit entbehrt haben.

Wie schwer wir seinerzeit bloß unter der Tatsache litten, das alles zu entbehren, so voll von Entzücken und unsagbarer Herrlichkeit waren andererseits die Eindrücke, die bei der neuen Begegnung mit Menschen und der Natur und mit allem, was so lange und so völlig unerreichbar war, entstanden. Die landläufige wissenschaftliche Wahrheit, daß der Mensch ein geselliges Tier ist, haben wir durch die Erfahrung erkannt und mit allen Fibern der Seele gefühlt. Ich möchte aber hinzufügen, daß der Mensch nicht bloß ein geselliges Tier ist, sondern auch ein Sohn oder ein Teil der Natur, und daß er sich, wenn er von ihr gewaltsam entfernt wird, nach ihr ebenso sehnt und um sie ebenso leidet, wie er sich nach Menschen sehnt.

Von allen Straßenbegegnungen sind mir am deutlichsten die mit Kindern erinnerlich. Erwachsene hatte ich ja doch in Schlüsselburg gesehen, aber Kinder selten und dann nur von ferne. Aber jetzt sah ich sie dicht an den Wagenfenstern, und sie kamen mir fast ergötzlich, wie eine Art von Spielzeug vor. Außerordentlich interessant war diese Beobachtung einer großen Stadt und einer tausendköpfigen Menschenmenge hinter dem Fenstervorhang des Wagens, der selbst unter den zahllosen Fuhrwerken verschwand. Irgendwo an den Kreuzungen der Straßen, stockte der Verkehr, Scharen von Menschen standen nur zwei Schritte von mir entfernt, und sie konnten ja nicht daran denken, daß sie durch ihren An-

blick einem ihnen so nahen, verwilderten, aus einer unterirdischen Höhle herausgekommenen Menschen ein so unsagbares Vergnügen boten!

XXX.

Beim Erzbischof verlebte ich zwei Tage.

Es war an einem Feiertag. Ich trat zum Abendgottesdienst in die Kirche ein, gerade zur Zeit, da man „Lobet den Namen des Herrn“ sang. Der Metropolitanchor war immer durch seinen kunstvollen Gesang berühmt. Als er zu singen begann, stürzten mir die Tränen aus den Augen, und ich mußte die Kirche sofort verlassen.

Später wirkte auf mich noch lange das Klavierspiel in derselben Weise, bis ich mich allmählich daran gewöhnte. Die Empfindlichkeit für alles war offenbar anormal gesteigert. Wie unsere Hände feiner und zarter werden, wenn sie keine grobe und unsaubere Arbeit verrichten, ebenso werden auch unsere Nerven fein und geschwächt in Ermangelung gewöhnlicher Eindrücke, die ihnen eine gewisse Verhärtung verleihen. Lange Zeit nachher mußte ich diese abgeschwächten Nerven erst an normale Tätigkeit gewöhnen. Wenn in unserem Vaterland die Wissenschaft vom Menschen blühen würde, wären wir alle, die vom Jenseits zurückgekehrt sind, seltene und höchst interessante Exemplare für wissenschaftliche Beobachtungen. Leider ist bei uns jetzt keine Zeit für die Wissenschaft! In Paris, wohin mein Kamerad N. P. Starodworski zufällig geriet, der in Einsamkeit 21 Jahre verbracht hatte, haben ihn die Mitglieder des Instituts für Experimental-Psychologie einer sorgfältigen Untersuchung unterzogen, und er hat ihren Wissensdurst befriedigt, indem er eine ganze Reihe von Fragen beantwortet hat, die ihm vorgelegt wurden.

Nicht leicht war es, diesen ganzen Umschwung des Lebens zu ertragen, wobei das der steten Tätigkeit entwöhnte Nervensystem mit einemmal auf viele Erregungen reagieren

mußte, die den Menschen unter normalen Umständen gar nicht auffallen, die wir aber schmerzlich empfanden. Ich persönlich habe diesen Wechsel noch verhältnismäßig leicht ertragen, vielleicht infolge eines gewissen Phlegmas meines Temperaments und infolge der großen Zurückgezogenheit, in der ich in Wyborg lebte. Aber einige Kameraden litten schwer darunter. Drei von denjenigen, die vor uns freigelassen wurden, ertrugen die Last des Lebens, das sich vor ihnen erschloß, gar nicht und verübten Selbstmord. Einige klagten mir, daß ihnen das Interesse am Leben verloren gegangen sei, daß sie gegen jede Umgebung Gleichgültigkeit, ja Überdruß empfinden, daß es ihnen ganz gleich sei, ob sie leben oder nicht. Kein Wunder! So viele Jahre starben wir ununterbrochen und so viele Male dachten wir an den Tod als den einzigen Erlöser aus allen unseren Qualen, daß er uns nicht mehr, wie fast allen Sterblichen, als das Furchtbarste erschien.

XXXI.

Ich selbst litt lange unter dem Gefühl der Unsicherheit und Verlegenheit, ähnlich dem, das den Neuling z. B. befällt, der in einen mit Menschen erfüllten Ballsaal gerät. Er scheint ungeschickt und scheu und fürchtet, daß alle seine Ungeschicklichkeit bemerken. Ich fühlte ein ebensolches Unbehagen in belebten Straßen. Auf einem unbekannten Weg oder beim Eingang in eine unbekannte Wohnung verlor ich mich, und es kam mir vor, daß ich nicht dahin gelangen würde, wohin ich wollte. Etwas Alltägliches — sich an jemand in üblicher Weise wenden und der Umgang mit den Menschen — war für mich etwas Außergewöhnliches, und jedesmal hatte ich Angst vor dem nichtigsten Schritt, und mich quälte der Gedanke, wie ich es machen soll und ob ich es richtig mache. Ich fühlte eine Unbeholfenheit, wie sie das Kind empfindet, solange es nicht fest auf den Beinen

steht. Und wie auf das Kind die Anwesenheit der Wärterin immer ermutigend wirkt, weil sie es vor dem Hinfallen bewahren kann, ebenso ermutigend wirkte auf mich die Anwesenheit eines Freundes, eines Bewohners dieser Welt, der es gewöhnt war, in den Straßen umherzugehen, der mich führen konnte und mir zu helfen vermochte, das auszuführen, was nötig war und was jeder erwachsene Mensch ohne Hilfe zustande bringt. Offenbar waren wir beinahe in die Kindheit zurückgefallen. Mein Gedächtnis für Namen und Physiognomien, für Orte, Ausdrücke und Reden, kurz mein Erinnerungsvermögen war bedeutend geschwächt. Wir hatten ja keine Gelegenheit gehabt, es zu üben, und es verkümmerte infolge der Untätigkeit.

Es ist bis heute noch lange nicht normal geworden, und ich vergesse Menschen, denen ich selten begegne, und Benennungen, die ich wenig gebrauche. Wenn ich in der ersten Zeit, selbst nur in einer kleinen Gesellschaft erscheinen mußte, fühlte ich mich äußerst verlegen, und ich war nicht imstande, das Gespräch zu verfolgen, an alle zugleich das Wort zu richten, mich auf Fragen zu beziehen oder sie zu beantworten, besonders wenn es sich um mehrere Gedanken und Personen gleichzeitig handelte. Nur in Gesellschaft von zwei, drei, selbst vier Menschen fühlte ich mich sicher, daran war ich ja auch in Schlüsselburg gewöhnt. Schon die Anwesenheit von etwa 10 Personen versetzte mich in Verlegenheit, und ich hatte das seltsame Gefühl, als wären meine Zunge und meine Gedanken angeschmiedet. Es war nicht die einfache Verwirrung oder Schüchternheit, welche jungen Menschen häufig eigen ist und mir seinerzeit auch eigen war, sondern etwas Neues, das ich auch als etwas anderes empfand.

Ich möchte auch erwähnen, daß ich bis heute noch an jeder Bewegung ein großes Vergnügen habe. Im Eisenbahnwagen z. B. habe ich einen Genuß, wenn ich durch das Fenster die vorbeifliegenden Landschaften sehe; und wenn ich

nicht durch das Fenster blicke, erfreue ich mich an dem Prozeß des Fahrens selbst. Zeigt sich darin nicht wieder klar und deutlich die Wahrheit, daß das Leben überhaupt, und das Menschenleben im speziellen in der Bewegung besteht?... Und diese mechanische Ortsveränderung machte sich als helle Äußerung des Lebens fühlbar und erfreute mich als scharfer Gegensatz zu dem unbeweglichen, tötenden Stillstand, zu dem ich in meinen besten Jahren verdammt war. Verflucht seien deshalb jene Zustände, die zur Bewegungslosigkeit verurteilen und die gewaltige menschliche Energie in Fesseln halten!

Seit ich die Freiheit wieder erlangt hatte, mußte ich häufig die Frage hören: ob ich nicht jetzt das fruchtlos begrabene Leben beklagte. „Keinesfalls!", antwortete ich damals, und dasselbe wiederhole ich heute öffentlich. Die politische Freiheit ist ein so hohes Gut, daß man für sie leichten Herzens auch das ganze Leben hingeben kann, nicht nur seine besten Jahre. Ohne Zweifel ist es schwer, eine ganze Reihe von Jahren zu sterben, allein der Gedanke an das, wofür man stirbt, ermutigt und beruhigt die Seele so sehr, daß ein Bedauern nicht aufkommen kann. Wenn man dann noch bei dem Eintritt in die Freiheit bemerkt, daß die teuersten Hoffnungen bereits triumphieren oder sich zum Triumph durchringen, so bietet dies eine so tiefe seelische Befriedigung, daß man dabei die ertragenen Entbehrungen nicht mehr fühlt und sich dessen bewußt wird, daß dieses hohe Ziel der größten persönlichen Opfer wert ist. Daß unser Leben nicht fruchtlos begraben war, darüber kann kaum ein Zweifel bestehen. Zum mindesten hat sich darüber in den kompetenten Kreisen schon längst eine feste Meinung gebildet.

Mir bleibt nur noch übrig, den Worten des Dichters M. L. Michailow beizustimmen, die seinerzeit in der Num-

mer 107 der „Glocke“ von Alexander Herzen veröffentlicht waren: „Die Erfahrung der Jahrhunderte beweist, daß jede Verfolgung die verfolgte Partei nur stärkt. Die Leidenden werden zu Märtyrern, zu Heiligen, und ihre Leiden nützen der Sache hundertfach mehr, als ihre persönlichen Taten. Kerkert man sie ein, so werden sie im Kerker dem Geiste der Gleichgesinnten als Giganten erscheinen; richtet man sie hin, so wird jeder Tropfen Blut Rächer erzeugen.“

Druck von Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a/S.

Seltene Zeitschrift!

Wir erbitten Angebote auf

Колоколъ

(Die Glocke — The Bell)

herausgegeben von

Alexander Herzen u. N. Ogareff.

1857—1867.

Vollständiges Exemplar mit allen Beilagen, in 10 Bänden gebunden.

Diese in London gedruckte russische Zeitschrift ist für die Geschichte der revolutionären Bewegung in Rußland von unschätzbarer Bedeutung; ein vollständiges Exemplar ist nahezu ein Unikum.

Berlin W. 35.

B. Behr's Verlag.